Aus der Büchersammlung des sel. H. Dr. C. Remus.

L. hisp. o. 16/3

Der sinnreiche Junker

Don Quixote

von La Mancha.

Von

Miguel Cervantes de Saavedra.

Aus dem Spanischen.

Mit Illustrationen nach Tony Johannot.

Dritter Band.

1839.

Verlag von Dennig, Finck & Co.

Pforzheim.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BAMBERGENSIS.

Nachricht

über das

Leben und die Schriften des Verfassers.

Ohne die Lebensumstände unsers Dichters zu kennen, hat man lange sein Meisterwerk, den Roman Don Quixote, bewundert, — ein Schicksal, welches Don Miguel Cervantes mit andern Dichtern ersten Ranges theilt. Erst in neuerer Zeit ist das Dunkel, das über seinen Lebensumständen schwebte, durch mühsame Nachsuchungen in Archiven und Kirchenbüchern zerstreut worden. Acht Städte stritten sich früher um die Ehre, sein Geburtsort zu seyn: Madrid, Sevilla, Toledo, Lucena, Esquivias, Alcazar de San Juan, Consuegra und Alcala de Henares. Man weiß jetzt gewiß, daß er in der letzteren dieser Städte im Jahre 1547 geboren ward, doch kennt man den Tag nicht; getauft wurde er den 9. October in der Hauptkirche zu Alcala. Seine Familie stammte ursprünglich aus Galizien, ließ sich aber später in Castilien nieder; sie gehörte dem niederen Adel an, dessen Mitglieder in Spanien Hidalgos (von hijos de algo, gleichsam Söhne von jemand Rechtem) genannt werden. Seit dem dreizehnten Jahrhundert kommt der Name Cervantes auf eine ehrenvolle Weise in den spanischen Jahrbüchern vor. Krieger dieses Namens nahmen Theil an dem glorreichen Kampfe des heiligen Ferdinand, an der Erstürmung von Baeza und Sevilla; sie wurden später mit Gütern bedacht, als die den Mohren abgenommenen Ländereien neue Besitzer

erhielten. Andere Glieder des Hauses der Cervantes zogen mit den Schaaren der Eroberer (los conquistadores) in die neue Welt, und verpflanzten einen Zweig des Hauptstammes über das überseeische Spanien. Johann Cervantes war in den ersten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts Vogt (corregidor) der Stadt Ossunna. Sein Sohn Rodrigo heirathete um's Jahr 1540 ein Edelfräulein aus dem Orte Barajas, Donna Leonor de Cortinas. Aus dieser Ehe entstanden zuerst zwei Mädchen, Andrea und Luisa, dann zwei Söhne, Rodrigo und Miguel; der Letztere ist unser Dichter.

Ueber die Jahre der Kindheit weiß man wenig. Da sein Geburtsort eine Universität war, wo die Jugend der benachbarten, nur vier Meilen entfernten Hauptstadt Madrid studirte, so ist es wahrscheinlich, daß er daselbst seine erste Bildung empfing. Er selbst berichtet uns, daß er von Jugend auf große Neigung für die Studien empfunden, und die Bücher in dem Grade geliebt habe, daß er selbst in der Straße Papierstreifen auflas. Damals zog der berühmte Lopez de Rueda, der Gründer der spanischen Bühne, in den größeren Städten des Königreichs herum. Unser Held sah ihn in Segovia und Madrid spielen, und fühlte hier zum ersten Male seinen Beruf für's Theater und die Dichtkunst. Nach durchlebten Kinderjahren ging der junge Cervantes auf die erste Universität Spaniens, Salamanca, wo er zwei Jahre zubrachte; man weiß, daß er in der Mohrenstraße wohnte. Dort erwarb er sich die genaue Kenntniß des Studentenlebens, welche einigen seiner Erzählungen so viel Reiz verleiht. Ein wenig später finden wir unsern Dichter in der Schule eines namhaften Humanisten jener Zeit, des Johann Lopez v. Hoyos. Dieser Gelehrte erhielt vom Madrider Stadtrathe den Auftrag, die Gedichte für das Trauergepränge der verstorbenen Königin Elisabeth von Valois zu verfertigen, deren Leiche am 24. October 1668 mit großen Feierlichkeiten beigesetzt wurde. Hoyos ließ sich von seinen Schülern helfen; vor allen Andern brauchte er den jungen Miguel, den er in der gedruckten Beschreibung des Hergangs mehrere Male seinen theuren, vielgeliebten Schüler nennt. Die Arbeit fand Beifall und wurde Anlaß zu neuen poetischen Versuchen; ohne Zweifel hat Cervantes um diese Zeit

das kleine Hirtengedicht Filena und einige Verse verfertigt, von denen jedoch nicht mehr als der Name auf uns gekommen ist.

Cervantes trat jetzt auf den großen Schauplatz der Welt. Im Palaste des finstern Philipp II., Königs von Spanien, hatten der Prinz Carlos und, nach kurzer Zwischenzeit, die Königin Elisabeth ein geheimnißvolles Ende genommen. Unter dem Vorwande, das Beileid des heiligen Vaters in Rom zu bezeigen, erschien in Madrid ein päbstlicher Gesandter, dessen wahre Absicht jedoch war, gewisse Rechte des päbstlichen Stuhls auf spanische Besitzungen in Italien zu verfechten. Philipp gab bei aller Bigotterie dem Pabste in weltlichen Sachen kein Haar breit nach; er hatte überdies bei schwerer Strafe verboten, daß kein Mensch, sey er Fürst oder Unterthan, den Namen Don Carlos aussprechen dürfte. Demnach konnte ihm die Sendung des Prälaten — er hieß Julius Acquaviva — unmöglich gefallen. In der That erhielt derselbe zwei Monate nach seiner Ankunft, am 2. December 1568, Befehl, Spanien auf dem kürzesten Wege zu verlassen. Wenn nicht alle Anzeigen täuschen, war es Acquaviva, der den jungen Dichter mit sich nach Rom nahm. Cervantes erklärt selbst in seinen Werken, daß er in die Dienste des Prälaten als Edelknabe oder Kammerdiener getreten sey. Eine solche Stellung, die jetzt kaum ein wohlerzogener Bürgerlicher annehmen würde, hatte damals nichts Entehrendes; viele junge spanische Edelleute widmeten, ohne ihrer Würde zu schaden, ihre Dienste dem römischen Purpur, um durch Vorschub der Cardinäle ihr Glück in der Kirche zu machen, oder wenigstens auf fremde Kosten Italien zu sehen.

Soviel Gelegenheit, sich seinen dichterischen Neigungen hinzugeben, ihm auch der neue Stand gewähren mochte, blieb Cervantes doch nicht lange im Hause des Prälaten. Schon im folgenden Jahre 1569 trat er als Freiwilliger unter die spanischen Truppen, welche damals einen guten Theil Italiens besetzt hielten. Eben war ein großer Kampf zwischen der Christenheit und dem Halbmond dem Ausbruche nahe. Sultan Selim II. hatte, ohne sich um die bestehenden Verträge zu bekümmern, mitten im Frieden die Insel Cypern angefallen, welche den Venetianern gehörte. Diese riefen

den Pabst Pius V. um Hülfe an; ein dreifacher Bund zwischen den Venetianern, dem Pabste und der Krone Spanien kam zu Stande; die römischen und spanischen Galeeren vereinigten sich unter dem Befehle des berühmten Marc Antonio Colonna mit der venetianischen Seemacht. Zu Anfang des Sommers 1570 segelte die vereinigte Flotte nach dem Archipel, in der Absicht, die Fortschritte der Türken zu hemmen; aber die Unternehmung scheiterte an der Zwietracht unter den Admiralen der drei Nationen. Die Türken nahmen die stärkste Festung Cyperns, Nicosia, im Sturme und bemeisterten sich der ganzen Insel; die christliche Flotte wurde durch Stürme getrennt und mußte unverrichteter Dinge nach den Häfen zurückkehren, von denen sie ausgesegelt war. Unter den neunundvierzig spanischen Galeeren, die sich mit der päbstlichen Seemacht vereinigt hatten, befanden sich zwanzig von der neapolitanischen Flotte, über welche der Marquis von Santa-Cruz den Befehl führte. Ihre Bemannung war durch 5000 spanische Soldaten verstärkt worden, zu denen auch die Compagnie des tapfern Hauptmanns Diego de Urbina gehörte. In dieser nämlichen Compagnie diente Miguel Cervantes.

Während des Winters wurden die Kriegsrüstungen mit größtem Eifer betrieben, und auch der Bund erhielt eine bessere Gestalt. Der Oberbefehl über die gesammte Flotte der drei Mächte ward dem Prinzen Don Johann von Oesterreich, einem natürlichen Sohne Kaiser Karls V., übertragen, der sich damals trotz seiner Jugend schon einen Namen erworben hatte durch schnelle Dämpfung eines Aufstandes der Mohren von Grenada. Don Johann nahm in Barcelona alte versuchte Truppen an Bord, erschien am 26. Juni 1571 mit siebenundvierzig spanischen Galeeren auf der Rhede von Genua, und segelte etliche Tage später nach dem Hafen von Messina, welcher der ganzen vereinigten Flotte als Sammelplatz angewiesen war. Unter seinem früheren Hauptmanne Diego de Urbina bestieg Cervantes das Kriegsschiff la Marquesa (die Markgräfin). Nachdem die Flotte Corfu befreit und die feindliche Seemacht eine Zeit lang verfolgt hatte, stieß sie am 7. October Morgens frühe, bei der Einfahrt in den Meerbusen von Lepanto, auf dieselbe. Gegen Mittag

entbrannte der Kampf und wüthete bis spät in den Abend, um mit einem glänzenden Seesiege der Christen zu endigen. Cervantes hatte das dreitägige Fieber. Sein Hauptmann, wie seine Kampfgenossen sprachen ihm ernstlich zu, während der Schlacht im Zwischendecke zu bleiben. Aber Cervantes, obgleich durch die Krankheit geschwächt, wies nicht nur den freundlichen Rath seines Vorgesetzten zurück, sondern verlangte den gefährlichsten Platz. Mit zwölf auserlesenen Soldaten ward er neben der Chaluppe aufgestellt. Die Marquesa war eines von den Schiffen, die sich am meisten auszeichneten. Sie enterte das Admiralschiff von Alexandrien, tödtete fünfhundert Türken und eroberte die Reichsfahne von Aegypten. Fortwährend dem heftigsten Feuer ausgesetzt, erhielt Cervantes drei Flintenschüsse, zwei in die Brust, der dritte zerschmetterte seine linke Hand, welche für immer verstümmelt blieb. Mit Recht stolz auf seinen Antheil an diesem denkwürdigen Kampfe, beklagte sich Cervantes nie über den Verlust seiner Hand; oft hörte man ihn sagen, daß er den Ruhm, unter die Kämpfer von Lepanto sich zählen zu dürfen, nicht zu theuer erkauft habe. Er, der den Ruhm persönlicher Tapferkeit noch höher schätzte, als seinen Dichter-Lorbeer, zeigte stolz seine Wunden mit den Worten: „Ich habe sie in dem glorreichsten Kampfe empfangen, in einem Kampfe, deßgleichen die Gegenwart und die Vergangenheit keinen, die Zukunft wohl wenige aufweisen wird, in einem Kampfe, der wie ein Stern der Nachwelt auf der Bahn zum Himmel des Ruhmes voranleuchten soll.“

Um seinen Sieg zu verfolgen, wollte Don Johann von Oesterreich die Schlösser von Lepanto und Santo-Mauro nehmen und die Türken in die kleinen Dardanellen einschließen; aber Mangel an Lebensmitteln, die große Zahl von Verwundeten und Kranken, endlich auch ausdrückliche Befehle seines königlichen Halbbruders Philipp II. zwangen ihn zur Rückfahrt nach Messina, wo die siegreiche Flotte am 31. October landete. Die Soldaten wurden in verschiedene Winterquartiere vertheilt. Das Regiment Moncada (zu dem Cervante's Compagnie gehörte) ward in das Innere von Sicilien verlegt. Cervantes selbst konnte seinen Kampfgenossen nicht folgen, denn zu gleicher Zeit krank und

verwundet, durfte er Messina nicht verlassen, sondern blieb sechs Monate im Spitale dieser Stadt. Don Johann von Oesterreich hatte ihm gleich am andern Tage nach der Schlacht große Aufmerksamkeit geschenkt, auch jetzt vergaß er ihn nicht. Aus Rechnungen, die noch jetzt vorhanden sind, kann man beweisen, daß er ihm unter dem 15. und 23. Januar, dem 9. und 17. März 1572 durch das Zahlamt der Flotte kleine Summen zustellen ließ. Nach seiner Wiederherstellung erhielt Cervantes überdies durch einen Befehl an das Zahlamt vom 29. April einen außerordentlichen Sold von drei Thalern für den Monat. Er wurde zugleich in das Regiment des Obersten Figueroa, das angesehenste des Heeres, versetzt.

Der Feldzug des Jahres 1572 entsprach den gehegten Erwartungen nicht. Pabst Pius V., die Seele der Liga, war gestorben, der Eifer des Rathes zu Venedig erkaltet. Fast ganz vereinzelt stand der König von Spanien den Türken gegenüber, welche große Rüstungen machten und die Küsten von Sicilien bedrohten. Am 6. Juni lief Marc-Antonio Colonna mit einem Theile der verbündeten Flotte, worauf sich auch Cervantes mit dem Regimente Figueroa befand, nach dem Archipel aus. Don Johann folgte ihm mit der übrigen Seemacht am 9. August, allein die beiden Geschwader verloren viele Zeit über dem Versuche, sich zu vereinigen. Als sie endlich im September zueinander stießen, mißlang ihnen ein Angriff auf die feindliche Flotte durch die Schuld der Lootsen. Nach einem vergeblichen Sturme auf das Schloß von Navarin mußte Don Johann sein Heer wieder einschiffen, und segelte im November nach Messina zurück. In der Geschichte des gefangenen Hauptmannes erzählt Cervantes die Einzelnheiten des verunglückten Feldzuges vom Jahre 1572, an welchem er, wie gesagt, selbst Theil nahm.

Philipp II. gab darum seinen Plan noch nicht auf; mit dem Frühlinge des folgenden Jahres sollten 300 Galeeren in Corfu zusammengezogen und der ottomannischen Seemacht ein tödtlicher Streich beigebracht werden. Aber die Venetianer, die seit längerer Zeit durch Vermittlung der Franzosen insgeheim mit dem Sultan unterhandelt hatten, schlossen im März 1573 unerwartet Frieden. Die Liga löste sich hiedurch

von selbst auf. Um die im Mittelmeere vereinigte Flotte zu etwas zu brauchen, beschloß man spanischer Seits eine Landung in Tunis oder Algier. Philipp II. und Don Johann wählten beide einstimmig den ersteren Ort, aber über die weiteren Maßregeln kamen sie nicht überein. Philipp II. wollte bloß den jeweiligen Beherrscher von Tunis, Aluch Aly, einen Türken, verdrängen, den Mohren Muley Mohammed auf seinen Stuhl setzen und die dortigen Festungswerke zerstören, während Johann insgeheim selbst nach der Herrschaft der nordafrikanischen Küste strebte, auf welcher die Spanier seit Karl V. die Veste Goletta besaßen. Don Johann von Oesterreich setzte sein Heer ohne Verlust bei Goletta an's Land, dann schickte er den Marquis von Santa-Cruz mit einem auserlesenen Heerhaufen nach der Stadt Tunis, welche kurz zuvor von der türkischen Garnison und fast der ganzen Einwohnerschaft verlassen worden war. Soweit ging Alles glücklich. Aber nun schickte Philipp II. seinem Halbbruder, erbittert über seinen Ungehorsam, den gemessensten Befehl, nach der Lombardei zurückzukehren. Don Johann mußte Folge leisten; nur eine kleine Besatzung blieb in Goletta zurück. Cervantes war mit dem Regimente Figueroa selbst in Tunis eingezogen. Nachdem das Unternehmen aufgegeben war, kehrte er im Herbste mit den andern Truppen nach Italien zurück. Diese thatlosen Feldzüge gefielen ihm nicht mehr. Im Jahr 1575 forderte er seinen Abschied, um nach Spanien zurückzukehren. Seine Entlassung war ehrenvoll. Don Johann gab ihm Empfehlungsbriefe an den König mit, worin er seinen Halbbruder bat, dem erprobten Manne eine der Compagnien zu schenken, die damals in Spanien neu geworben wurden. Nicht minder empfahl ihn der Vice-König von Sicilien, Don Carlos von Aragon, Herzog von Sesa, dem spanischen Hofe, als einen Soldaten, der bisher vernachläßigt worden sey, der aber durch seine Tapferkeit, Einsicht und tadellose Aufführung sich eben so sehr die Achtung seiner Kameraden, als seiner Vorgesetzten erworben habe. Ausgerüstet mit solchen kräftigen Empfehlungen, die ihm eine gute Aufnahme im Vaterlande verhießen, bestieg Cervantes in Neapel das spanische Kriegsschiff „die Sonne", um nach Spanien zurückzukehren. Mehrere ausgezeichnete Soldaten befanden sich auf demselben, unter Anderen sein

älterer Bruder Rodrigo und der General des Geschützes Pero Diaz Carrillo de Quesada. Aber nur auf langen und mühsamen Umwegen sollten sie die ersehnte Heimath erreichen. Den 26. September 1575 gerieth „die Sonne“ unter ein algierisches Raubgeschwader. Drei türkische Schiffe, worunter eine Galione von zweiundzwanzig Ruderbänken, geführt von Dal-Mami, einem griechischen Renegaten, fielen über die spanische Galeere her. Nach einem eben so hartnäckigen, als ungleichen Kampf mußte „die Sonne“ ihre Flagge streichen; sie ward im Triumphe nach dem Hafen von Algier geführt, wo die Korsaren ihre Beute theilten; Cervantes fiel dem Renegaten Dal-Mami zu. Dies war ein eben so grausamer, als geiziger Mensch. Aus den Empfehlungs-Schreiben Don Johanns und des Herzogs von Sesa an den König von Spanien, die er unter Cervantes Gepäcke fand, schloß er, daß sein Gefangener eine Person von hoher Bedeutung seyn müsse, von dem ein hohes Lösegeld erpreßt werden könne. Er begann daher damit, seinen Gefangenen mit schweren Ketten zu belasten, eng einzuschließen und auf alle Weise zu peinigen. Dies war damals so Brauch in der Berberei. Besonders in der ersten Zeit wurden die unglücklichen Christen hart mißhandelt, damit sie entweder ihren Glauben abschwören, oder durch die Schilderung namenloser Leiden ihre Verwandten in Europa zur Erlegung eines ausschweifend hohen Lösegeldes bestimmen möchten. Cervantes zeigte in dieser Lage einen Muth, noch höher als den auf dem Schlachtfelde bewiesenen, den Muth der Geduld. Statt den Martern zu weichen, wie sein Peiniger glaubte, brütete er von Anfang an über kühnen Planen, nicht nur sich selbst, sondern alle Mitgefangene zu retten. Durch die Ueberlegenheit seines Geistes und Charakters wurde er bald das Haupt und der Mittelpunkt der anderen Christensklaven. Die Geschichte hat die Namen von einigen derselben aufbewahrt, der Hauptmann Franzisco de Meneses, die Fähndriche Rios und Castanneda, der Feldwebel Navarete, ein gewisser Don Beltran del Salto y Castilla und ein anderer Edelmann, Don Osorio, befanden sich darunter. Ihr erster Befreiungsplan ging nach dem Berichte des Paters Haedo darauf aus, zu Lande nach Oran zu entfliehen, welche Stadt damals unter spanischer Herrschaft stand.

Glücklich entwischten sie aus Algier, geführt von einem eingeborenen Mohren, den Cervantes gewonnen hatte. Aber schon am zweiten Tage verließ sie der Mohr, und so blieb den Flüchtlingen nichts Anderes übrig, als nach Algier zurückzukehren, selbst auf die Gefahr hin, von ihren Gebietern mit dem Tode bestraft zu werden. Cervantes wurde als der Anstifter des Versuches behandelt, doch ohne Grausamkeit. Im Sommer 1576 erkauften einige seiner Mitgefangenen, worunter namentlich der Fähndrich Castanneda, ihre Freiheit. Castanneda übernahm es, den Eltern des Cervantes Briefe zu überbringen, worin die beiden Brüder ihre traurige Lage schilderten. Rodrigo Cervantes, der Vater, verkaufte oder versetzte sogleich das geringe Erbe seiner Söhne sammt seinem eigenen kleinen Vermögen. Zwei Schwestern, die noch nicht verheirathet waren, opferten ihre Morgengabe für die Brüder. Alle diese Liebe erreichte den Zweck nicht. Als das Geld in Cervantes Hände kam, trat er sogleich in Unterhandlung mit seinem Gebieter; allein der Renegat machte jetzt die ausschweifendsten Forderungen, so daß die überschickten Mittel nicht ausreichten. Großmüthig trat nun Cervantes den ihm gehörenden Theil an seinen Bruder Rodrigo ab, der, weniger hoch angeschlagen, seine Freiheit im August 1577 erkaufte. Vor seiner Abreise versprach Rodrigo, in Valencia oder auf den balearischen Inseln eine Fregatte auszurüsten, welche auf einem bestimmten Punkte der afrikanischen Küste landen und den Bruder sammt andern Christen befreien sollte. Er erhielt zu diesem Zwecke von mehreren vornehmen Gefangenen Briefe an die Vicekönige der benachbarten spanischen Besitzungen. Cervantes beschäftigte sich schon seit längerer Zeit mit den Vorarbeiten zu diesem Plane. Drei Meilen von Algier, auf der Westseite der Stadt, lag ein Garten, der dem griechischen Renegaten Hassan gehörte. Einer seiner Sklaven, der mit dem Anbau des Grundstückes beauftragt war und mit Cervantes in Verbindung stand, hatte auf jenem Landgute in aller Stille eine Höhle unter der Erde gegraben, in welcher seit dem Februar 1577 mehrere gefangene Christen eine Zuflucht fanden. Als Rodrigo nach Spanien abreiste, war ihre Zahl bereits auf 15 gestiegen. Cervantes regierte von dem Hause seines Gebieters

aus, das er, um Argwohn zu vermeiden, nicht verließ, diese kleine unterirdische Gemeinde, und trug Sorge, daß sie mit Lebensmitteln versehen wurde. Man wäre versucht, an dieser seltsamen Geschichte zu zweifeln, sprächen nicht zu viele Urkunden und Zeugnisse dafür. Als hauptsächlichster Gehülfe unterstützte ihn der Gärtner, Johann genannt, der die Rolle des Wächters übernahm und Niemanden Zutritt zum Garten gestattete, außerdem ein anderer Sklave, der den Namen „Vergolder" führte und in früher Jugend seinen Glauben verleugnet hatte, aber aus Reue wieder Christ geworden war. Letzterer war mit Herbeischaffung der Lebensmittel für die Höhle beauftragt, welche die daselbst Eingeschlossenen nur bei Nacht verließen. Als Cervantes den Zeitpunkt nahe glaubte, wo die von seinem Bruder versprochene Fregatte eintreffen sollte, floh er — den 20. September 1577 — aus dem Sklavenzwinger in Algier und schloß sich mit den Anderen in die Höhle ein. Seine Rechnung erwies sich als richtig. Wirklich war die Fregatte inzwischen auf der spanischen Küste ausgerüstet worden. Viana, ein tüchtiger Seemann, der die Oertlichkeiten der Berberei vollkommen kannte, führte sie. Den 28. September erschien sie auf der Höhe von Algier; nachdem sie den Tag über verborgen gelegen, näherte sie sich in der Nacht unweit von dem Garten der Meeresküste. Unglücklicher Weise wurde sie, der Dunkelheit unerachtet, von etlichen Fischern erkannt, welche ihre Barke noch nicht verlassen hatten; diese machten Lärm und zogen durch ihr Geschrei so viele Leute herbei, daß Viana nothgedrungen sich zurückziehen mußte. Einige Tage später versuchte er eine zweite Landung, aber mit noch schlimmerem Erfolge. Die Mohren hatten sich in einen Hinterhalt gelegt. Mit seiner ganzen Mannschaft wurde Viana, als er eben ausgestiegen war, überfallen und gefangen genommen.

Bis hieher trugen Cervantes und seine Genossen, in der Erwartung ihrer Freiheit, Alles mit großer Geduld, obgleich in Folge des ungesunden, feuchten Aufenthaltes Seuchen unter ihnen zu wüthen begannen. Der Vergolder, jener Renegat, der sich mit der Kirche wieder ausgesöhnt und welchem Cervantes unbedingtes Vertrauen geschenkt hatte, schwur seinen Glauben von Neuem ab und ging hin,

dem Dey Hassan-Aga den Versteck der Gefangenen zu verrathen. Nach den Gesetzen des Landes gehörten alle entlaufenen Sklaven dem Dey; mit Freuden nahm er daher eine Nachricht auf, die ihm so viel Gewinn versprach, und schickte dreißig Mann von seiner Leibwache ab, um sich der Unglücklichen zu bemächtigen. Von dem Vergolder geführt, stürzten diese mit gezückten Säbeln in die Höhle, deren Bewohner, unvermuthet überfallen, keinen Widerstand leisteten. Während die Türken damit beschäftigt sind, ihre Gefangenen zu fesseln, rief Cervantes aus: „Ich allein bin schuldig, ich habe die Anderen verleitet, zu entfliehen und sich hier zu verbergen! Die Strafe kann nur mich treffen.“ Die Soldaten schickten sogleich einen Reiter ab, um dieses Geständniß dem Dey anzuzeigen, welcher nun Befehl gab, die Uebrigen in seinen eigenen Sklavenzwinger abzuführen, den Rädelsführer aber vor sein Angesicht zu bringen. Cervantes wurde mit Ketten belastet und unter Hohnreden und Schmähungen des türkischen Pöbels zu Fuß aus der Höhle nach der Kassabah geführt. Der Dey verhörte ihn selbst, die einschmeichelndsten Versprechungen wechselten mit den fürchterlichsten Drohungen ab, um ihn zu bewegen, daß er seine Mitschuldigen angebe. Cervantes blieb unerschütterlich; zuletzt begnügte sich der Dey, welchem eine solche Seelengröße Achtung abzwang, den edlen Gefangenen, mit Ketten belastet, nach dem Zwinger abführen zu lassen.

Der Renegat, in dessen Garten das ganze Abenteuer vorgegangen war, hatte indeß vom Dey unnachsichtige Bestrafung aller Flüchtlinge verlangt. Um ein gutes Beispiel zu geben, fing er damit an, seinen Sklaven, den Gärtner Johann, eigenhändig aufzuhängen. Dasselbe Schicksal drohte unserem Dichter und seinen Genossen, doch rettete sie diesmal der Geiz des Dey. Ueberdies wurden die Meisten durch ihre früheren Gebieter zurückgefordert. Cervantes selbst kam wieder in den Besitz Dal-Mami's. Allein bald darauf erkaufte ihn der Dey um die Summe von 500 Thalern, sey es, weil er einen so gefährlichen Mann selbst bewachen wollte, sey es, daß er ein sehr hohes Lösegeld von ihm zu erpressen hoffte. Dieser Dey Hassan, ein geborner Venetianer, dessen wahrer Name Andreta war, gehörte unter die Zahl der

ärgsten Ungeheuer, die je auf der Küste der Berberei gewüthet. Die Grausamkeiten, welche er, nach des Paters Haedo Bericht, während seiner Herrschaft begangen haben soll, übersteigen allen Glauben. Nicht bloß seinen eigenen Christensklaven, deren Anzahl bis auf 2000 stieg, sondern auch den Mahomedanern war er gleich fürchterlich. Cervantes sagt von ihm in der Geschichte des gefangenen Hauptmannes: „Nichts verursachte uns so viel Pein, als daß wir täglich Zeuge von den unerhörten Greueln seyn mußten, die unser Gebieter gegen Christen beging. Jeden Tag ließ er einen oder den andern umbringen; der wurde gehenkt, der gepfählt, dem die Ohren abgeschnitten, und das wegen solcher Kleinigkeiten, oder besser, so ganz ohne allen Grund, daß die Türken selbst sagten, er thue das Böse nur um des Bösen willen, und weil angeborner Trieb ihn zum Mörder des menschlichen Geschlechtes mache.“

Cervantes wurde gegen Ende des Jahres 1577 vom Dey angekauft. Trotz der strengsten Einsperrung, trotz der großen Gefahr, welche jeden Versuch zur Befreiung bedrohte, setzte er fortwährend alle Hülfsmittel in Bewegung, die ihm sein reicher Geist oder die Umstände darboten. Im Laufe des Jahres 1578 gelang es ihm, einen Mohren mit Briefen an den Statthalter von Oran, Don Martin von Cordova, abzufertigen. Dieser Bote wurde jedoch, fast vor den Thoren Orans, von den Beduinen aufgegriffen und mit seinen Briefen nach Algier zurückgebracht. Der Dey ließ ihn spießen, und befahl, daß Cervantes als Aussteller der Briefe zweitausend Peitschenhiebe erhalten solle. Einige Freunde, die er sich unter der Umgebung des Dey gemacht, legten Fürbitte für ihn ein, und noch einmal verzieh ihm der blutdürstige Hassan. Diese Milde war um so auffallender, weil der Wütherich um dieselbe Zeit drei Spanier, welche ebenfalls nach Oran hatten entfliehen wollen, vor seinen Augen zu Tode prügeln ließ. So gehäufte Unglücksfälle schlugen dennoch den Muth des Dichters nicht nieder. Im September 1579 machte er die Bekanntschaft eines spanischen Renegaten aus Grenada, der früher sich den Licentiaten Giron nannte und seit der Abschwörung Abd-al-Rhamen hieß. Dieser Mensch fühlte Reue über seinen Abfall, und hatte die Absicht, nach Spanien

zurückzukehren, um dort wieder in den Schooß der Kirche zu treten. Im Einverständnisse mit ihm schmiedete Cervantes einen neuen Plan zur Flucht. Sie wendeten sich gemeinschaftlich an zwei Kaufleute aus Valencia, die sich in Algier niedergelassen hatten. Der eine hieß Onofrio Exarca, der andere Baltasar von Torres; beide boten die Hände, und der erste schoß die Summe von 500 Dublonen vor, zur Ausrüstung einer Fregatte von zwölf Ruderbänken, welche der Renegat, unter dem Vorwande, einen Kreuzzug zu machen, an sich kaufte. Die Mannschaft war schon in Bereitschaft, mehrere vornehme Gefangene warteten, von Cervantes zur Theilnahme eingeladen, nur auf das Zeichen zur Abfahrt, als das Unternehmen verrathen wurde. Ein Dominikaner-Mönch, Juan Blanco de Paz, dem sich Cervantes anvertraut hatte, ging wie ein anderer Judas zum Dey, und zeigte um einige Goldstücke den Plan an. Hassan Aga hielt es für besser, sich zu verstellen; er hoffte nämlich, die Gefangenen auf der That zu ertappen, um sie als Verbrecher sich selbst zueignen zu können. Indessen verbreitete sich in der Stadt ein dunkles Gerücht, daß der Anschlag verrathen sey. Für sein Leben und Vermögen zitternd, machte Onofrio Exarca unserem Dichter den Antrag, ihn um jeden Preis loskaufen und nach Spanien schicken zu wollen, denn er fürchtete, die Folter möchte ihm Geständnisse abnöthigen. Aber Cervantes war zu edel, um zu fliehen, während die Gefahr sich auf die Häupter seiner Genossen entladen konnte. Er wies das Anerbieten des Kaufmanns zurück, und schwur, daß weder Folter, noch Tod ihm eine Anklage abpressen sollten. Er hatte sich, in der Hoffnuug, das Schiff des Renegaten besteigen zu dürfen, eben aus dem Sklavenzwinger geflüchtet und einen Schlupfwinkel im Hause des Fähndrichs Diego Castellano, seines alten Waffengenossen, gefunden. In den Straßen Algiers wurde ein Befehl des Deys ausgerufen, der seinen Sklaven Cervantes zurückforderte und jeden Hehler mit der Todesstrafe bedrohte. Sogleich befreite Cervantes seinen zitternden Freund von aller Verantwortlichkeit; unter Vermittelung eines Renegaten von Murcia, der sich die Zuneigung des Dey erworben hatte, stellte er sich vor diesem. Hassan Aga verlangte die Angabe aller Mitschuldigen; um

Cervantes desto mehr einzuschüchtern, ließ er ihm die Arme auf den Rücken binden und eine Schlaufe um den Hals legen, so daß es nur eines Winks bedurfte, um ihn aufzuknüpfen. Cervantes blieb sich auch in dieser gefährlichsten aller Proben gleich, er klagte bloß sich selbst an; als Mitschuldige nannte er zuletzt vier spanische Edelleute, die aber etliche Tage zuvor ihre Freiheit wieder erkauft hatten und bereits abgereist waren. Seine Antworten waren so edel und scharfsinnig zugleich, daß Hassan Aga sich noch einmal rühren ließ. Er begnügte sich, den Licentiaten Giron nach Fez zu verbannen und Cervantes selbst in ein enges Gefängniß einzusperren, wo der Unglückliche, an Händen und Füßen gefesselt, fünf ganze Monate schmachtete. Diese Leiden wurden jedoch mehr als aufgewogen durch die Achtung, welche Cervantes sich bei Freunden und Feinden erworben hatte. Ein Augenzeuge, der Fähndrich Ludwig Pedrosa, erzählt, sein edles Betragen habe ihm Ruhm, Ehre und die Krone unter den Christen eingetragen. Cervantes selbst berichtet in der Geschichte des gefangenen Hauptmannes, lange Jahre werden jene Abenteuer in dem Gedächtnisse der Landeseinwohner eingegraben bleiben, und der Pater Haedo sagt übereinstimmend, man könnte eine besondere Geschichte darüber schreiben. In der That war Cervantes seit dieser Zeit von den Mohren so gefürchtet, daß Hassan Aga größere Unternehmung argwöhnte. Schon zuvor hatten zwei tapfere Spanier einen allgemeinen Aufstand aller Christensklaven versucht. Cervantes war der Mann dazu, diesen damals verunglückten Plan wieder aufzunehmen und gestützt auf eine Masse von 25,000 Gefangenen, die sich damals in der Regentschaft befanden, in's Werk zu setzen. Einer seiner neuern Biographen, Fernandez Navarrete, unterstellt ihm wirklich diesen kühnen Gedanken und meint, Cervantes würde ihn auch ausgeführt haben ohne die Undankbarkeit und die Schufterei, die ihn so oft verriethen. Dem sey, wie ihm wolle: so sehr fürchtete der Dey seinen Muth, seine Geschicklichkeit und die Herrschaft, welche Cervantes über die Gemüther seiner Mitgefangenen ausübte, daß er öfters über ihn äußerte: „Wenn ich nur den Spanier mit der Stumpfhand in gutem Gewahrsam halte, so sind meine Hauptstadt, meine Sklaven, meine

Flotte in Sicherheit." Und doch zeigte dieser Wütherich nur gegen Cervantes Milde, ja selbst Edelmuth. So groß ist die Macht wahrer Charaktergröße. Unser Dichter spricht selbst hievon in der mehrfach angeführten Novelle: „Ein Einziger kam gut mit ihm aus, ein spanischer Soldat, Saavedra genannt, welcher Dinge ausführte, die lange, lange im Gedächtnisse der Eingebornen bleiben werden, Alles, um seine Freiheit wieder zu gewinnen. Dennoch gab ihm Hassan Aga nie einen Stockstreich, noch ließ er ihn durch Andere schlagen, noch richtete er je ein beleidigendes Wort an denselben, während bei seinen vielen Befreiungsversuchen wir Alle jeden Augenblick befürchteten, sein Ende sey gekommen, ja er selbst erwartete mehr als einmal, gespießt zu werden."

So lange Cervantes in dem engen Gefängnisse schmachtete, war sein Loos noch erträglicher, als das der andern Sklaven, welche frei herumlaufen durften; Hassan Aga hatte sich nämlich des Alleinhandels mit Korn und andern Lebensmitteln bemächtigt, und durch seinen Wucher eine solche Theurung erkünstelt, daß die Straßen der Stadt mit Leichen von verhungerten Eingebornen wie besäet lagen. Die Christensklaven erhielten von ihren Gebietern, den Türken, nur die allernöthigste Nahrung, nicht sowohl aus Mitleiden, als aus Geiz; dabei wurden sie mit den härtesten Arbeiten belastet, denn die Kriegsrüstungen, welche Philipp II. von Spanien unter dem Vorwande eines Zuges gegen Algier wider Portugal machte, hatten Schrecken in der Berberei verbreitet, und man arbeitete dort Tag und Nacht an Wiederherstellung der Werke, an Vergrößerung der Seemacht.

Während Cervantes sich auf diese Weise abmühte, seine Freiheit durch kühne Anschläge zu erobern, waren seine Verwandte in Madrid nicht müßig geblieben. Nachdem sie im Jahre 1577 fast ihr ganzes Vermögen für die Loskaufung des ältern Bruders Rodrigo aufgewendet, ließen sie unter dem 17. März 1578 durch einen der Alcalden des Hofes eine Schrift aufsetzen, in welcher mehrere Zeugen sowohl die ehrenvollen Dienste, welche Cervantes in den türkischen Kriegen dem Lande geleistet, als auch die Mittellosigkeit seiner Familie verbürgten. Der ehemalige Vicekönig von

Sicilien, Herzog von Sesa, fügte dieser Schrift ein Gutachten bei, in welchem er dem König seinen ehemaligen Soldaten auf's angelegentlichste empfahl. Noch ehe sie übergeben werden konnte, starb der alte Cervantes und hinterließ seine Angehörigen in bitterer Armuth. Im folgenden Jahre beschloß endlich König Philipp II., Commissäre zur Loskaufung von Gefangenen nach Algier zu schicken. Der Pater Juan Gil, General-Procurator des Ordens der heiligen Dreieinigkeit und Haupt der Gesellschaft de la Redencion (der Erlösung), erhielt diesen Auftrag; ein anderer Mönch von demselben Orden, Bruder Antonio de la Bella genannt, begleitete ihn. Vor diesen beiden Mönchen erschienen am 31. Juli 1579 Miguel Cervantes Mutter, Donna Leonor de Cortinas, sammt ihrer Tochter Donna Andrea, und übermachte ihnen 300 Dukaten als Beitrag zur Befreiung ihres Bruders und Sohnes, zweihundert fünfzig Dukaten gab die arme Wittwe, fünfzig die arme Schwester. Die Väter der Erlösung landeten den 29. Mai 1580 in Algier, und arbeiteten sogleich in ihrem edeln Berufe. Aber große Schwierigkeiten stellten sich der Befreiung unseres Dichters entgegen. Der Dey, sein Gebieter, verlangte 1000 Goldstücke, und drohte, ihn als Sklave nach Constantinopel mitzunehmen, wenn diese Summe nicht augenblicklich bezahlt würde. In der That war er kaum zuvor durch einen Ferman des Großsultans abberufen worden, und Hassan hatte unsern Dichter bereits auf einer seiner Galeeren anschmieden lassen. Zuletzt gelang es den unabläßigen Bemühungen des Paters Juan Gil, daß Cervantes um 500 Goldstücke seine Freiheit erhielt. Dies war gerade die Summe, welche Hassan Aga selbst für ihn ausgelegt hatte. Der Barbar bewies ihm noch durch diese letzte Handlung seine Hochachtung. Doch kostete es große Mühe, das Geld zusammen zu bringen. Mehrere christliche Kaufleute in Algier steuerten bei, auch aus der Kasse des Almosens der Erlösung wurde ein bedeutender Beitrag gegeben. Die Offiziere der Galeere, auf welcher Cervantes rudern sollte, erhielten überdies ein Geschenk von 9 Dublonen. Am 19. September 1580 wurde unser Dichter im nämlichen Augenblicke, wo Hassan Aga nach Constantinopel unter Segel ging, an's Land gesetzt. Sein Vaterland, die Welt sollte ihn nicht verlieren.

Der erste Gebrauch, den er von seiner Freiheit machte, bestand darin, daß er auf eine glänzende Weise Verleumdungen zurückwies, deren Opfer er kurz zuvor geworden war. Sein fluchwürdiger Angeber, der Mönch Johann Blanco de Paz, hatte nämlich die letzte strenge Haft unsers Dichters dazu benützt, ihm die Verbannung des Renegaten Giron und den unglücklichen Ausgang des letzten Versuchs zur Flucht aufzubürden. Cervantes bat den Pater Gil, eine Untersuchung anzustellen. Vor dem päbstlichen Notar Pedro de Ribera legten elf spanische Edelleute, die angesehensten unter allen gefangenen Christen, auf 21 Fragen ihre Zeugnisse ab. Das Protocoll enthält eine umständliche Erzählung aller Vorfälle, die sich auf Cervantes Sklaverei beziehen, und umfaßt die rühmlichsten Züge seines Geistes, seines Charakters, der Reinheit seiner Sitten, seiner edeln Aufopferung für die anderen Gefangenen, deren Herzen er fast ohne Ausnahme gewann. Wir wollen einige der Zeugnisse mittheilen. Der Edelmann Don Diego de Benavides sagt aus: „Als ich nach meiner Ankunft zu Algier mich nach den angesehensten gefangenen Christen erkundigte, nannte man mir vor allen Andern den Namen Cervantes, denn er sey in hohem Grade ehrenwerth, edel, tugendhaft, von vortrefflichem Charakter und deßhalb allgemein verehrt. Ich habe seine Freundschaft gesucht, und bin so herzlich von ihm behandelt worden, daß ich Vater und Mutter in ihm fand." Der Carmeliter-Mönch Feliciano Enriquez bestätigte diese Aussage, und gab weiter an: „Nachdem er die Falschheit der gegen ihn geschmiedeten Verleumdungen erkannt, sey er sein Freund geworden, wie alle andere Gefangene, deren Achtung sein edles, christliches, tugendhaftes Betragen errungen habe." Der Fähndrich Ludwig de Pedrosa erklärte: „Unter allen Christen in Algier habe ich keinen andern gesehen, der seinen Mitgefangenen gleich so viel Gutes erzeigt und ein so zartes Ehrgefühl bewiesen hätte, wie Cervantes. In allen Dingen hat derselbe eine unvergleichliche Anmuth, er ist so geistvoll, klug, gewandt, daß nur wenige Menschen sich mit ihm messen können!"

Ist es ein Wunder, daß diese so ruhmreiche Gefangenschaft sich in glänzenden Zügen in Cervantes Gedächtniß

eingrub, daß er seine eigenen Abenteuer zum Gegenstande von Dramen und Erzählungen wählte, daß er fast in allen seinen Werken Anspielungen darauf machte, die man lange nicht mehr verstand, bis erst in unseren Tagen sein Leben urkundlich erhoben wurde. Er vergaß auch die Wohlthäter nicht, die ihm die Freiheit wieder verschafften; in der Novelle „die Anglo-Spanierin" hat er den Vätern der Erlösung ein würdiges Denkmal seiner Dankbarkeit gesetzt. Ende Octobers 1580 ging Cervantes unter Segel; nach fünfjährigen Leiden genoß er endlich, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, die süßeste aller Wonnen, die man auf Erden kosten kann, die Freude, nach langer Sklaverei wohl und gesund den Boden des Vaterlandes wieder zu betreten. „Denn," fügt er an einem anderen Orte bei, „es gibt kein anderes Gut, das dem Gewinn verlorener Freiheit gleichkommt." Die Dürftigkeit seiner Familie zwang ihn bald wieder, sein Heil auswärts zu versuchen. Bei seiner Zurückkunft lag Philipp II. krank zu Badajoz, in Folge des Todes seiner zweiten Gemahlin Anna von Oesterreich. Am 5. December betrat dieser König die Grenzen Portugals, welches Land ihm der Herzog von Alba erobert hatte. Das spanische Heer blieb im Lande vertheilt, ebensowohl um eine mögliche Empörung zu vereiteln, als um die Eroberung der Azoren vorzubereiten, wo sich noch immer die Anhänger des Großpriors von Ocrato hielten. Rodrigo Cervantes, unsers Dichters Bruder, hatte gleich nach seiner Befreiung aus der algierischen Sklaverei wieder Dienste genommen, wahrscheinlich in seinem alten Regimente, dem des Feldmarschalls Don Lopez von Figueroa. Miguel Cervantes reiste seinem Bruder nach, und dieser Mann, der als Gefangener im Sklavenzwinger zu Algier dem Dey schlaflose Nächte gemacht, ergriff zum zweiten Male als gemeiner Soldat die Muskete. Cervantes schiffte sich im Sommer 1581 auf der Flotte unter Don Pedro Valde's Befehlen ein, welche die Azoren erobern und den indischen Handel beschützen sollte. Unser Dichter machte auch den Feldzug des folgenden Jahres unter dem Marquis de Santa-Cruz mit, und nahm Theil an der Seeschlacht, welche die Spanier am 25. Juli im Angesichte der Insel Terceira gegen die französische Flotte,

die Verbündete der vertriebenen portugiesischen Königsfamilie, gewann. Die Galione San Mateo, bemannt mit den Veteranen des Regiments Figueroa, unter denen sich ohne Zweifel auch Cervantes befand, zeichnete sich auf's rühmlichste in diesem Kampfe aus. Beide Brüder fochten auch in dem Feldzuge von 1583, und waren bei der Einnahme von Terceira zugegen. Rodrigo Cervantes sprang bei dieser Gelegenheit als einer der Ersten an's Land, und wurde nach erfolgter Heimkehr der Flotte zum Fähndrich befördert.

Obgleich das Glück unsern Dichter minder begünstigte und er sich aus den niedersten Graden nicht aufschwingen konnte, hatte er doch Ursache, mit seinem Aufenthalte in Portugal zufrieden zu seyn. Aus Achtung vor seinen hohen Talenten zog man ihn während des Winterquartiers in die ersten Gesellschaften. Es entspann sich damals ein Liebesverständniß zwischen ihm und einer Dame von Lissabon. Diese Portugiesin beschenkte ihn mit einer Tochter, welche den Namen Donna Isabella de Saavedra bekam, und welche Cervantes während seines ganzen späteren Lebens, auch nach seiner Verheirathung, bei sich behielt. Auf diese Liebe folgte eine andere ernsthaftere, die ihn auch zu den Musen, den Pflegerinnen seiner Kindheit, zurückführte. Während der kurzen Ruhezeit zwischen den oben erzählten Feldzügen machte er in der kleinen kastilischen Stadt Esquivias die Bekanntschaft einer Dame von edler Herkunft, Donna Catalina von Palacios Salazar und Vozmediano. Cervantes glühte für die Geliebte, und dichtete mitten im Sturme eines bewegten Soldatenlebens ihr zu Ehren die Galatea. Dieses Werk, das er selbst eine Ekloge nennt, ist ein Hirtengedicht ganz im Geschmacke jener Zeit. Unter erdichteten Namen schildert er darin einen Theil seiner Abenteuer, lobt die damaligen Schöngeister, und bringt vor Allem der Gebieterin seines Herzens eine zarte Huldigung dar. Man weiß aus sichern Zeugnissen, daß Cervantes, unter dem Namen Elicios, des Schäfers von den Auen des Tagus, seine eigene Liebe zur schönen Gelatea, der Schäferin von den Ufern desselben Flusses, schildert. Unter den andern Schäfern, die er anführt, Tircis, Damon, Meliso, Siralvo, Lauso, Larsileo, Artidoro, sind Franz Figueroa, Pedro Lainez, Don Diego

Hurtado de Mendoza, Luis Galvez de Montalvo, Luis Barahona de Soto, Don Alonzo de Ercilla, Andres Rey de Artieda, lauter Freunde von ihm, lauter mehr oder minder berühmte Schriftsteller jener Zeit, gefeiert. Die Galatea, von welcher jedoch nur der erste Theil erschienen ist, zeichnet sich aus durch Reinheit des Styls, durch Schönheit der Schilderungen, besonders durch zarte Liebesbilder. Aber die Schäfer unsers Dichters sind zu gelehrt, ihr Mund fließt über von prächtigen Sentenzen und schönen Redensarten, und überdies sind in dem Gedichte Episoden auf Episoden mit wenig Geschmack auf einander gestapelt. Dies ist das Urtheil, welches Cervantes in der Vorrede seines Hirtengedichtes selbst über seine Arbeit fällt. Die Galatea erschien gegen Ende des Jahres 1584. Am 14. December desselben Jahres vermählte sich Cervantes mit der Heldin seines Gedichtes. Der Vater von Donna Catalina war zuvor gestorben, die Wittwe versprach ihrer Tochter eine angemessene Aussteuer in beweglichen und unbeweglichen Gütern; dieses Versprechen wurde zwei Jahre später erfüllt. Im Ehevertrage, der unter dem 9. August 1586 von dem Notar Alonzo de Aguilera ausgefertigt ward, vermachte Cervantes seiner Gemahlin 100 Dukaten, den zehnten Theil seines Vermögens.

Er hatte indeß den Kriegsdienst verlassen und war Bürger geworden in dem Städtchen Esquivias; sowohl die Muße, als die Nothwendigkeit, für den Unterhalt seiner Familie zu sorgen, führten ihn nun zu den Träumen seiner Kindheit, zu den süßen Beschäftigungen der Jugend zurück. Die Nähe von Madrid erlaubte ihm, häufige Reisen dorthin zu machen. Er erneuerte daselbst seine Bekanntschaft mit mehreren Schriftstellern, namentlich mit Juan Rufo, Lopez Maldonado, Vicente Espinel, dem Verfasser des Romans Marcos de Obregon, den Le Sage für seinen Gil Blas ausbeutete. Es ist wahrscheinlich, daß Cervantes in eine Art von Akademie aufgenommen wurde, die ein großer Herr vom Hofe zu Madrid in seinem Hause eröffnet haben mag, ungefähr wie der berühmte Fernando Cortez zur Zeit Karls V. Wenigstens spricht unser Dichter in einer seiner Novellen aus Gelegenheit der italienischen Akademie von einer Academia imitatoria, nachgeahmten Akademie, zu Madrid. In den

vier ersten Jahren nach seiner Vermählung — von 1584 bis 1588 — widmete sich Cervantes ausschließlich dem Theater, dem einzigen Zweige der Literatur, welcher damals etwas eintrug. Während seiner Kindheit war die spanische Bühne der Kirche entschlüpft und weltlich geworden. Lope de Rueda, dieser wandernde Aeschylus, Schauspieler und Dichter in einer Person und der wahre Gründer des spanischen National-Theaters, führte seine Stücke auf öffentlichen Plätzen vor dem Volke auf. Eine politische Neuerung begünstigte die neue Pflanze. Der spanische Hof, der sonst von einer großen Stadt der Halbinsel zur andern zog, setzte sich seit 1561 in Madrid, und mit dem Jahre 1580 erhoben sich daselbst zwei Theater, die noch bestehen, „zum Kreuze" und „zum Fürsten" benannt (de la Cruz und del Principe). Seit dieser Zeit hielten es ausgezeichnete Geister nicht mehr unter ihrer Würde, für die Bühne zu arbeiten, die bis jetzt den herumziehenden Truppen überlassen war, welche ihre Schwänke selbst dichteten. Als einer der Ersten betrat Cervantes diese Laufbahn mit einem Stücke in sechs Acten, in welchem er seine eigenen Abenteuer schilderte, und das den Titel führte: das Leben in Algier. Etliche und zwanzig andere Komödien folgten bald auf diese erste, darunter Numancia, die Seeschlacht, die Großtürkin, das Haus der Eifersucht, Jerusalem, die Verwirrte und andere mehr. Cervantes sagt selbst darüber: „Ich wagte es, die Schauspiele von fünf Acten auf drei herabzusetzen. Auch war ich der Erste, welcher die innersten Bewegungen der menschlichen Seele enthüllte, mit allgemeinem Beifall des Publicums. Ich verfaßte in jener Zeit zwanzig bis dreißig Komödien, die alle auf die Bühne gebracht wurden, ohne ausgepfiffen oder ausgestampft zu werden, oder ohne daß, wie sonst, sich ein Hagel von Pomeranzenschalen und Melonenstücken über die Schauspieler ergoß." Lange kannte man diese Arbeiten nur dem Namen nach und bedauerte von ganzem Herzen ihren Verlust. Mit einer so reichen Einbildungskraft, bei diesem Witze, bei so viel Hoheit der Seele und Geschmack, bei der tiefen Kenntniß des Theaters, welche Cervantes da und dort in seinem Don Quixote verräth, endlich bei den Lobsprüchen, die er sich selbst, als komischem Dichter, mit so viel Offenherzigkeit

ertheilt, dachte man, müssen jene dramatischen Arbeiten wahre Meisterstücke seyn. Zum Unglücke für seinen Ruhm hat man einige derselben wieder aufgefunden, wie Numancia, das Leben in Algier, die lustigen Weiber. Aber diese Dichtungen entsprachen den gehegten Erwartungen nicht; besser wäre es gewesen für seinen Ruhm, wenn sie im Staube der Bibliotheken verborgen blieben. Es war die schwache Liebe eines Vaters zu seinen Kindern, die ihm selbst jene Lobsprüche eingab, ein neuer Beweis dafür, wie wenig selbst die ausgezeichnetsten Geister im Stande sind, sich selbst richtig zu beurtheilen.

Das beste unter den wiederaufgefundenen Stücken ist ohne Widerrede die Tragödie Numancia. Obgleich nichts weniger als vollkommen, übertrifft sie bei weitem die Tragödien von Lupercio de Argensola, welche Cervantes im achtundvierzigsten Kapitel des Don Quixote mit Lobsprüchen überschüttet, die um so mehr auffallen müssen, da sie aus einer so wenig schmeichlerischen Feder flossen. In der Schilderung der heroischen Gefühle eines Volkes, das sich für die Freiheit dem Tode weiht, in jenen rührenden Episoden, welche die volle Kraft der Freundschaft, der Liebe, der älterlichen Zärtlichkeit verherrlichen, offenbart sich Cervantes Seelengröße und sein edler Stolz. Aber der Plan des Ganzen ist mangelhaft, die einzelnen Theile hängen nicht fest zusammen, und die Theilnahme des Lesers erlischt allmählig, weil seine Aufmerksamkeit zu sehr zerstreut wird. Die besten Arbeiten, welche Cervantes für das Theater schuf, sind seine Intermezzo's, kleine Schwänke, die man jetzt in Spanien saïnetes nennt, und welche in den Zwischen-Acten der größeren Schauspiele aufgeführt wurden. Man hat bis jetzt drei solcher Stücke von Cervantes aufgefunden: den Ehrichter, den verwittweten Kuppler, die Schulzenwahl, welche in der That Meisterwerke von körnichtem Witze sind. Nicht lange jedoch fand der arme Cervantes auf dem Theater den gewünschten Ruhm und Gewinn. Wie so viele Andere wurde er durch Lope de Vega verdrängt. „Damals begann," erzählt Cervantes selbst, „jenes Wunder der Natur, der große Lope de Vega, seine glänzende Laufbahn, bemächtigte sich der Alleinherrschaft über die Bühne,

unterwarf alle Schauspieler seinen Gesetzen und erfüllte die Welt mit seinen Komödien."

Von Nahrungssorgen gedrängt mußte Cervantes einen anderen Beruf ergreifen, der zwar weit weniger seinen Neigungen gemäß, weit weniger glänzend und ehrenvoll war, aber doch Brod verhieß. Er stand jetzt im vierzigsten Lebensjahre. Ohne Vermögen, ohne Belohnung für harte zwanzig Dienstjahre, hatte er überdies für eine Familie zu sorgen, welche durch seine zwei Schwestern und seine natürliche Tochter verstärkt worden war. Ein Rath vom Finanzamte, Antonio de Guevara, wurde im Jahre 1588 zum Schatzmeister der Flotte ernannt, mit dem Befehle, seinen Sitz in Sevilla zu nehmen. Er erhielt die Vergünstigung, sich vier Commissäre als Gehülfen selbst zu wählen. Es handelte sich davon, die berühmte unüberwindliche Flotte auszurüsten, welche so schnell den Stürmen und den Engländern erlag. Guevara bot einen der vier Plätze unserem Dichter an, der nun mit seiner Familie sich nach Andalusien übersiedelte.

So war denn der Schöpfer der Galatea und so vieler mit Glück aufgeführten Bühnenstücke zum Proviant-Commissär geworden. Noch schlimmer hätte es ihm gehen können. Aus den spanischen Archiven ist eine Eingabe vom Mai 1590 hervorgezogen worden, in welcher er den König um eine Steuer-Einnehmerstelle in Neu-Grenada, oder um den Platz eines Richters in irgend einer kleinen Stadt von Guatemala bittet. Er wollte nach Amerika gehen, nach jenem Lande, das er selbst die gewöhnliche Zuflucht der Verzweifelten Spaniens nennt. Zum Glücke verlor sich seine Bittschrift in der unermeßlichen Registratur des Rathes beider Indien.

Sein Aufenthalt in Sevilla war von langer Dauer. Einige kleine Ausflüge nach Andalusien und eine einzige Reise nach Madrid abgerechnet, blieb er zehn Jahre hintereinander in jener Stadt. Im Jahre 1591 wurde Guevara durch Pedro Isunzo abgelöst; auch unter diesem diente Cervantes in gleicher Stellung noch weitere zwei Jahre. Als endlich die Hauptstelle eingezogen wurde, und somit die untergeordneten von selbst aufhörten, wurde Cervantes Sachwalter und lebte mehrere Jahre von der Besorgung gewisser

Geschäfte, welche ihm mehrere Stadträthe, Corporationen oder auch einzelne Privatleute anvertrauten; unter Anderem verwaltete er die Güter eines reichen Edelmannes, Don Hernando de Toledo, und wurde sein Freund.

Mitten unter diesen unedlen Geschäften vernachläßigte jedoch Cervantes die Musen nie ganz. Das Haus des berühmten Malers Franzisco Pacheco (Schwiegervater und Lehrer des großen Velasquez) stand damals allen Männern von Verdienst offen; die Werkstätte dieses Künstlers, der auch die Poesie liebte und trieb, war nach dem Ausdrucke Rodrigo Caro's die Akademie aller Schöngeister von Sevilla. Cervantes fand sich fast täglich ein, sein Bildniß wurde in jenes kostbare Gemälde aufgenommen, in welchem Pacheco mehr als hundert berühmte Personen damaliger Zeit darstellte. Er stand außerdem in freundlichem Verkehre mit dem ausgezeichneten Lyriker Fernando de Herrera, den Spanien fast ganz vergaß; denn man kennt weder sein Geburts-, noch Todesjahr, noch irgend einen besondern Umstand aus seinem Leben, und auch seine Werke, oder vielmehr die Ueberbleibsel derselben, fand man nur durch Zufall unter dem Nachlasse seiner Freunde. Cervantes, der ein Sonnett auf Herrera's Tod schrieb, stand noch mit einem anderen Dichter in Verbindung, mit Juan Jauregui, dem Verfasser einer classischen Uebersetzung von Tasso's Aminta. Wie der Maler Pacheco sich mit Poesie beschäftigte, so pflog der Dichter Jauregui der Malerei; er malte ebenfalls ein Bildniß seines Freundes Cervantes. In Sevilla war es auch, wo Cervantes seine Novellas exemplares schrieb, die jedoch erst später, in der Zwischenzeit der beiden Theile des Don Quixote, erschienen. Die Abenteuer zweier berühmten Diebe, die im Jahr 1569 zu Sevilla verhaftet worden waren, und deren Geschichte damals noch im Munde des Volkes herumlief, gaben ihm den Stoff zu der köstlichen Schelmen-Novelle Rinconete und Cortadillo. Aus der Plünderung von Cadix, das die englische Flotte unter dem Befehle des Admirals Howard und des Grafen von Essex am 1. Juli 1596 eroberte, entnahm er die Idee zur Anglo-Spanierin. Von den übrigen Novellen kannte man lange Zeit die unterschobene Tante nur dem Namen nach; erst in neuerer Zeit ist sie wieder

aufgefunden worden. Seit den Kriegen Karls V., welche in Spanien Bekanntschaft mit der italienischen Literatur verbreiteten, bis auf Cervantes, begnügte man sich in der Halbinsel, die leichtfertigen Erzählungen des Decamerone und der Nachahmer Boccacio's zu übersetzen. Cervantes konnte daher in seinem Vorworte mit gerechtem Stolze sagen: „Ich bin der Erste, der spanische Novellen schrieb, denn die vielen Dichtungen dieser Art, welche in spanischer Sprache verbreitet wurden, sind fremden Nationen abgeborgt. Aber diese hier gehören mein, sie sind nicht nachgemacht, nicht gestohlen. Mein Geist hat sie erzeugt, meine Feder hat sie an's Tageslicht gebracht." Er nannte sie Novellas exemplares,[1] theils um sie von den nachgemachten, dem italienischen Boden abgeborgten, zu unterscheiden, theils weil keine unter ihnen ist, aus der man nicht, wie er selbst sagt, irgend eine nützliche Lehre, ein gutes Beispiel ziehen könnte. Sie zerfallen in ernste und scherzhafte. Es gibt sieben der ersten, acht der zweiten Gattung. Nächst dem Don Quixote begründen hauptsächlich diese Novellen Cervantes Ansprüche auf ewigen Ruhm. In ihnen offenbart sich unter tausend wechselnden Formen der ganze Reichthum seiner Einbildungskraft, ein Herz voll Güte und Wohlwollen, ein unerschöpflicher Witz, der erheitert, ohne boshaft zu verwunden; endlich eine meisterhafte Geschmeidigkeit der Sprache, die sich allen Gegenständen anpaßt, die den rührendsten Tönen in der Geschichte der Cornelia und den unübersetzlichen Schelmereien des Rinconete und Cortadillo den naturgemäßen Ausdruck verleiht. König Philipp II. starb den 13. September 1598. Ihm zu Ehren wurde in der Hauptkirche von Sevilla ein prächtiger Katafalk errichtet, von dem ein alter Chronist sagt, es sey das wunderwürdigste Todtendenkmal gewesen, das je menschliche Augen hätten schauen dürfen. Solche und ähnliche Ruhmrednereien veranlaßten Cervantes, sein berühmtes Spottgedicht zu schreiben, worin er mit außerordentlicher Anmuth die Windbeutelei der Andalusier — dieser Berliner Spaniens — durchzieht. Cervantes nennt dieses kleine

[1] Doppelsinnig, zugleich Original-Novellen und solche, welche als Beispiel dienen können.

Gedicht selbst (in der Reise nach dem Parnaß) die beste unter seinen Schriften. Wenige Monate später verließ er die Stadt Sevilla, um sie nie wieder zu betreten, aus folgendem Anlasse.

Cervantes, dessen Leben sonst so viel Aehnlichkeit mit den Schicksalen des Camoens darbietet, war dem großen Portugiesen auch darin gleich, daß er wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder angeklagt wurde. Wie der Letztere, bewies er seine Unschuld durch seine ehrenvolle Armuth. Gegen Ende des Jahres 1594 war er damit beschäftigt, seine Rechnungen in Ordnung zu bringen und einige Rückstände einzuziehen, was ihm nur mit großer Mühe gelang; die eingehenden Summen schickte er dann einzeln in Wechselbriefen auf Sevilla an das Schatzamt in Madrid. Eine dieser Summen, im Betrage von 7400 Realen Steuergeldern, aus dem Districte Velez-Malaga, übergab er in klingender Münze einem in Sevilla ansäßigen Kaufmann, Namens Simon Freire de Lima, der es über sich nahm, das empfangene Geld an das Madrider Schatzamt zu bezahlen. Cervantes machte bald darauf eine Reise nach der Hauptstadt, und da das Geld noch nicht eingegangen war, forderte er es schriftlich von dem Kaufmanne; dieser hatte aber indeß Bankerott gemacht und sich geflüchtet. Cervantes eilte sogleich nach Sevilla zurück, wo er alles Vermögen des Kaufmanns von andern Gläubigern mit Beschlag belegt fand. Er machte nun eine Eingabe an den König, und in der That erschien unter dem 7. August ein königliches Decret, welches den Oberrichter in Sevilla ermächtigte, die dem Kaufmann übergebene Summe auf seine zurückgelassene Güter zu entnehmen. Der Richter erhob auch das Geld, und übermachte es durch einen Wechsel vom 22. November 1596 an den königlichen Schatzmeister Don Pedro Mesia de Tomar.

Die spanischen Finanzen waren damals auf's tiefste erschöpft durch die Eroberung von Portugal und Terceira, durch den Krieg in den Niederlanden, durch die Vernichtung der unüberwindlichen Flotte, endlich durch eine Menge Projectmacher, damals Arbitristas genannt, in deren betrügliche Hände die Regierung fiel. Die Ober-Rechnungskammer entwickelte daher, um den erschöpften Schatz wieder einigermaßen

zu füllen, die größte Strenge in Vereinigung alter Ausstände. Der Ober-Einnehmer, dessen Untergebener Cervantes gewesen war, wurde nach Madrid berufen, um dort Rechnung abzulegen. Er erklärte, daß alle Urkunden, deren er zu diesem Zwecke benöthigt sey, sich zu Sevilla in Cervantes Händen befänden. Ohne weitere Förmlichkeit erhielt nun der königliche Richter Gaspar de Vallejo unter dem 6. September 1597 Befehl, unseren Dichter zn verhaften und in eines der Gefängnisse Madrids abzuliefern. Cervantes wurde wirklich eingesetzt, da er aber Bürgschaft für die Bezahlung von 2641 Realen (330 Gulden) leistete, — so hoch belief sich die ganze Summe, deren Veruntreuung man ihm Schuld gab, — so erhielt er seine Freiheit wieder kraft eines zweiten königlichen Befehls vom 1. December desselben Jahres, gegen das Versprechen, sich innerhalb einer Frist von dreißig Tagen vor der Rechnungskammer zu stellen und die Rückstände zu bezahlen. Man weiß nicht, wie diese erste gerichtliche Verfolgung endigte; soviel ist aber gewiß, daß er einige Jahre später wegen derselben kleinen Summe von Neuem belästigt wurde. Der Steuereinnehmer von Baza, Gaspar Osorio de Tejada, brachte Ende 1602 unter seinen Rechnungen einen Empfangschein von Cervantes hervor, woraus sich ergab, daß unser Dichter im Jahre 1594 2641 Realen erhalten hatte, als er beauftragt wurde, die oben berührten Rückstände in der Stadt und Umgegend von Baza einzuziehen. Die Rechnungskammer erstattete hierüber einen Bericht, datirt Valladolid den 24. Januar 1603, worin sie die Verhaftung unseres Dichters wegen derselben Summe und seine Freilassung gegen Bürgschaft berührte, und weiter beifügte, daß er seit 1597 nicht vor dem Tribunal erschienen sey. Dieser Umstand ward die Veranlassung, daß sich Cervantes mit seiner ganzen Familie nach Valladolid verfügte, wohin seit zwei Jahren König Philipp III. den Hof verlegt hatte. Aus wieder aufgefundenen Urkunden geht hervor, daß unseres Dichters Schwester Donna Andrea im Februar 1603 die Haushaltung eines gewissen Don Pedro Osorio, Marquis von Villafranca, einrichtete. Unter ihren Hausrechnungen, welche ein redendes Zeugniß sind von der Mittellosigkeit der ganzen Familie, fanden sich mehrere Schuld-

Scheine von Cervantes eigener Hand. Er berichtigte damals seinen Handel mit der Rechnungskammer, sey es dadurch, daß er eine frühere Heimbezahlung nachwies, oder indem er jetzt die kleine Summe erlegte. Die Verfolgungen hörten von nun an auf, und ruhig brachte er den Rest seiner Tage in der Nähe dieser Behörde zu, die ihn so hart behandelt hatte. Die Ehre unseres Dichters machte diese in's Einzelne gehenden Nachweisungen nothwendig. Uebrigens wird seine Redlichkeit schon dadurch über allen Verdacht erhoben, daß er selbst in seinen Werken da nnd dort mit der harmlosesten Heiterkeit auf seine vielen Verhaftungen anspielt. Dies wäre eine allzugroße Frechheit, sobald irgend eine erniedrigende Handlung Schuld daran gewesen wäre, und andererseits hätten dann seine zahllosen Feinde, Neider, Verkleinerer, die ihm selbst seine Stumpfhand vorwarfen, sicherlich nicht ermangelt, ihn an einem viel verwundbarern Punkte, als an der bloßen Schriftsteller-Eitelkeit, anzugreifen.

Die urkundlichen Nachforschungen über Cervantes Leben zeigen hier eine große Lücke. Man weiß nichts Gewisses über ihn vom Jahre 1598, wo er jenes Sonnett am Grabe Philipp's II. schrieb, bis 1603, in welchem Jahre er an den Hof zu Valladolid zog. Und doch hat er gerade in diesem dreijährigen Zwischenraume den ersten Theil des Don Quixote entworfen, begonnen, vielleicht beendigt. Aus mehreren Umständen wird sehr wahrscheinlich, daß er um's Jahr 1599 Sevilla mit seiner Familie verließ und sich in irgend eine Ortschaft der Provinz Mancha übersiedelte, in welcher er Verwandte hatte und Geschäfte besorgen mußte. Sein schnelles Erscheinen vor der Rechnungskammer zu Valladolid im Jahre 1603 läßt keinem Zweifel darüber Raum, daß er damals in einer Gegend wohnte, welche jener Stadt weit näher seyn mußte, als die Provinz Andalusien es ist. Weiter zeigt er in seinem Romane eine so vollkommene Kenntniß der Sitten und Eigenheiten obiger Provinz, daß man gezwungen ist, anzunehmen, unser Dichter habe sich längere Zeit in der Mancha aufgehalten. Allem Anscheine nach wohnte er in dem Orte Argamasilla; indem er dorthin die Heimath seines verrückten Ritters verlegte, wollte er die Krautjunker dieses Dorfes züchtigen, welche gerade damals, laut

anderer Nachrichten, wegen gewisser jämmerlichen Rangstreitigkeiten so erboste und hartnäckige Prozesse miteinander führten, daß nach den Chroniken jener Zeit die Bevölkerung in Abnahme kam. Cervantes sagt in seiner Vorrede: „Dieser trockene, langweilige, verstiegene Querkopf, der Sohn seines Gehirns, sey im Gefängnisse geboren, wo alle Uebel hausen, wo der Jammer seine Wohnung aufgeschlagen hat.“ Man fragt daher mit gerechter Neugier, um welcher Ursache willen, wann und wo unser Dichter in eine so schlimme Lage versetzt worden sey, aus der eine der heitersten Schöpfungen des menschlichen Geistes hervorging. Die außer Spanien lange Zeit herrschende Meinung war die, daß Cervantes sein Werk in den Gefängnissen der Inquisition entworfen habe. Aber schon Voltaire meinte, der müsse nicht viel Witz haben, der mit dem heiligen Officium anbinde. In der That hatte Cervantes bei allem Unglücke, das über ihn kam, doch nie etwas mit den Glaubensgerichten zu schaffen. Man hat über die Ursache seiner Einkerkerung eine Menge schwankender Vermuthungen aufgestellt. Einige behaupten, der Streich sey ihm im Dorfe Toboso gespielt worden, wegen einiger beißenden Reden gegen eine gewisse Frau, deren Verwandte ihn dann aus Rache hätten einthürmen lassen. Die verbreitetste Ansicht ist jedoch: die Einwohner von Argamasilla seyen es gewesen, die ihn so mißhandelten, sey es aus Rache dafür, daß er die rückständigen Zehnten des Groß-Priorats von S. Johann einforderte, oder weil er ihnen zum Behufe einer Salpetergrube den Guadiana abdämmte, den jene Junker zur Wässerung ihrer Wiesen benützten. Gewiß ist, daß man noch bis auf diesen Tag in jenem Orte ein altes Haus, das Haus Medrana genannt, zeigt, in welches eine uralte Sage das Gefängniß unseres Dichters verlegt. Eben so sicher ist, daß er lange Zeit und im entblößtesten Zustande in diesem Loche schmachtete, so daß er sich zuletzt genöthigt sah, die Hülfe eines Oheims, Johann Barnabe de Saavedra, anzurufen. Sein Brief an ihn soll mit den Worten angefangen haben: „Lange Tage und kurze Nächte (Schlaflosigkeit) peinigen mich in diesem Gefängnisse, oder besser, in diesem Loche.“ Im Andenken an die schlechte Behandlung begann er auch seinen Don Quixote mit den Worten: „In

einem Orte der Mancha, an dessen Namen ich mich nicht erinnern mag," — gewiß eine milde Rache!

Als Cervantes nach dreizehnjähriger Abwesenheit wieder an den Hof von Valladolid kam, fand er sich wie in einem fremden Lande. Ein anderer Fürst, andere Günstlinge regierten; seine alten Freunde waren gestorben oder da und dorthin zerstreut. Konnte der Soldat von Lepanto, der Verfasser des Trauerspiels Numancia und der Galatea keine Anerkennung, keinen Schutz finden, als seine Ansprüche noch neu waren, was durfte er dann jetzt nach fünfzehnjähriger Vergessenheit vom Nachfolger Philipps II. erwarten! Dennoch machte Cervantes, gedrängt durch die traurige Lage seiner Familie, einen letzten Versuch. Er erschien im Vorzimmer des Herzogs von Lerma, des Riesen, der die Last der Monarchie auf seinen Schultern trug, wie Cervantes sich ausdrückt, unter dem Schwarme der Bittsteller. Allein der hochmüthige Günstling empfing ihn mit kaum verstelltem Hohne, und Cervantes, in seinem Selbstgefühle auf's tiefste verwundet, gab jeden Gedanken an weitere Gunstbewerbungen auf. Von nun an lebte er vom Ertrage seiner Feder und etlicher Geschäfte, die ihm anvertraut waren, in der Stille und Zurückgezogenheit. Seine einzigen Beschützer unter den Vornehmen waren der Graf Lemos und der Erzbischof von Toledo.

Die Herausgabe des ersten Theiles von Don Quixote wurde unter diesen Umständen beschleunigt. Unter dem 26. September 1604 erhielt Cervantes ein königliches Privilegium. Es handelte sich jetzt darum, einen Mäcenas zu finden, der sich die Zueignung gefallen ließ und das Buch unter die Fittige seines Namens nahm. Cervantes mußte sich nothgedrungen dieser erniedrigenden Sitte unterwerfen, wegen der Natur seines Buches. Denn wurde das Werk, dessen Titel leicht täuschen mochte, für einen gemeinen Ritter-Roman genommen, so konnte es leicht in die Hände von Menschen fallen, die darin nicht fanden, was sie suchten, und also auch die Satyre auf ihren schlechten Geschmack nicht merkten. Ward es dagegen sogleich verstanden, so ertheilte das Buch außer dem Hauptschlage gegen das falsche Ritterthum unter tausend Anspielungen noch so viele versteckte

Seitenhiebe, daß ein hoher Schutzpatron nur um so nöthiger war. Cervantes ersah sich zu diesem Zwecke den Herzog von Bejar, Don Alonzo Lopez de Zunniga und Sotomayor, einen von jenen vornehmen Müßiggängern, die sich herabließen, die Künste und Wissenschaften mit dem Beifalllächeln ihrer hochgebornen Unwissenheit zu beglücken. Man erzählt, der Herzog habe, als er erfuhr, daß der Gegenstand des Don Quixote eine Satyre sey, die Zueignung verweigert, weil er die Annahme eines witzigen Werkes der Art unter seiner Würde hielt. Cervantes stellte sich, als ob er auf die Ansichten des Herzogs einginge, und verlangte bloß die Gunst, ihm ein Kapitel daraus vorlesen zu dürfen. Aber so groß war die Ueberraschung und der Genuß, welchen alle Zuhörer empfanden, daß Cervantes von einem Kapitel zum anderen und zuletzt bis zu Ende in einem Zuge fortlesen mußte. Der Verfasser wurde mit Lobsprüchen überschüttet, und der Herzog gab den allgemeinen Bitten nach, und ließ es sich gefallen, daß sein Name durch Cervantes der Unsterblichkeit übergeben ward. Der Gewissensrath des Herzogs, ein ehrgeiziger Priester, der das große Wort im Hause führte, wurde eifersüchtig auf den Beifall, den der Dichter sich errungen, zog auf das Buch, wie über den Verfasser, mit gleicher Bitterkeit los, und rechnete es seinem Beichtkinde zur Sünde an, soviel Wohlgefallen an einem weltlichen Buche gefunden zu haben. In der That vergaß der Herzog schnell unsern Dichter, der ihm seinerseits nie mehr mit einer Zueignung beschwerlich fiel. Cervantes rächte sich sogar nach seiner Art, indem er im zweiten Theile des Don Quixote den ganzen Auftritt, sowie die anwesende Zuhörerschaft, schilderte.

Der erste Theil des Don Quixote erschien zu Anfang des Jahres 1605. Ehe wir jedoch mit unserer Erzählung weiter gehen, müssen wir die spanischen Zustände der Zeit schildern, wo das Buch in die Welt trat. Die Epoche, in welche man die Blüthe des irrenden Ritterthums, die Paladine und den König Arthus mit seiner Tafelrunde, versetzt, fällt zwischen den Untergang der alten Welt und das Aufblühen der neueren geordneten Staaten. Es ist jenes finstere Mittelalter, wo das Schwert Alles galt, wo man im Zweikampfe

die Gerechtigkeit seiner Sache bewies, wo das Faustrecht den Boden mit Blut düngte, wo die Kirche endlich mit allen ihren Schrecken kaum dadurch den Nationen einige Ruhetage in der Woche verschaffte, daß sie den Gottesfrieden einführte. Gewiß, in einer solchen Zeit muß es als eine schöne Aufgabe erscheinen, Unglückliche zu trösten, Unterdrückte zu beschützen. Denkt euch einen Krieger von hoher Abkunft, der, die Lanze in der Faust und eingehüllt in Stahl, hinauszieht in die weite Welt und Gelegenheit sucht, die Hoheit seiner Gesinnung, die Stärke seines Armes im Dienste des Rechtes und der Tugend zu beweisen, so ist dies ein edles Bild. Wenn ein solcher die Räuberhaufen vernichtet, welche die Wege umlagerten, oder jene adeligen Schnapphähne bändigt, welche von ihren Felsennestern herab auf die unbewaffneten Wanderer einstürmten, wenn er Gefangene von ihren Ketten befreit, einen Unschuldigen vom Henkerbeile rettet, einen Mörder bestraft, einen Tyrannen vom Throne stößt: so war dies eine Erneuerung jener heroischen Thaten, welche die Sage der antiken Heldenzeit den Halbgöttern des griechischen Alterthums, dem Theseus, Herkules und Anderen, zuschreibt. Das Christenthum hatte ferner durch Vermischung geistiger Reize mit den körperlichen einen Minnedienst geschaffen, von welchem die alte Welt nichts wußte. Die irrenden Ritter mochten daher den Schutz der Frauen zu ihrer ersten Pflicht erheben, diese erzbekleideten Kämpfer des Rechtes mochten ihr Leben theilen zwischen Krieg und Liebe. So aufgefaßt, bot jene sagenreiche Zeit nicht etwa nur zu einem Buche, sondern zu einer ganzen Literatur Stoff genug dar. Es lag ferner nahe, in die Geschichte der fahrenden Ritter eine Schilderung der Sitten jener Zeit, der Turniere und Feste und so vieler Glanzpunkte des Mittelalters, die Liebeshöfe, die Gesänge der Troubadour, die Wallfahrten in ferne Länder, die Kreuzzüge zu verweben und alle Wunder des Orients vor der Einbildungskraft des Lesers zu entfalten.

Aber nicht so verstanden die Verfasser der Ritterromane ihre Aufgabe. Ohne alle Achtung für Wahrheit häuften sie die gröbsten Verstöße gegen Geschichte, Geographie, Physik und gegen die Natur des Menschen, ja selbst die gefährlichsten moralischen Irrthümer aufeinander; da fällt Hieb auf

Hieb, beständige Balgereien, unglaubliche Thaten, Abenteuer über Abenteuer, ohne allen Plan, Zusammenhang und gesunden Menschenverstand, wechseln miteinander ab; schwärmerische Liebe vermischt sich mit der wildesten Rohheit, Laster mit Aberglauben. Riesen, Zwerge, Ungeheuer, Zauberer wimmeln auf den Straßen, und die Verfasser dieser papiernen Welt wetteifern mit einander, sich im Reinunmöglichen und Unnatürlichen zu übertreffen.

Dennoch fanden die Ritterbücher gerade wegen ihrer Fehler unglaublichen Beifall. Zu der Zeit, wo sie erschienen, hatten zwar eben einige Gelehrte den Schutt, der die Literatur des Alterthums bedeckte, weggeräumt, aber die unwissende müßige Menge war noch ohne bessere geistige Nahrung; mit wahrer Gier stürzte sie sich auf die dargebotenen groben Dichtungen. Es lag in jenem Jahrhunderte ein mächtiger Hebel, der diese falsche Richtung begünstigte. Ein abenteuerlicher Geist hatte sich seit den Kreuzzügen über Europa verbreitet und den Ritterbüchern einen Weg gebahnt, und gerade in Spanien fanden dieselben mehr Anklang, als irgendwo sonst, weil hier der Boden am günstigsten war. Nach achthundertjährigen Kriegen gegen Araber und Mohren folgten in reißender Schnelle die Entdeckung der neuen Welt, die Kriege in Italien, in Flandern, in Afrika. Kann es auffallen, wenn die Ritterbücher in einem Lande Beifall fanden, wo die ausschweifendsten Ansichten derselben schon verwirklicht worden waren. Der scharfsinnige Junker von der Mancha war nicht der Erste seiner Art, er hatte schon Vorbilder von Fleisch und Blut gefunden. Man schlage den kastilischen Plutarch des Hernando del Pulgar auf, und man wird Wunder finden; dort wird der mannhafte Ritter Don Suero de Quinnones, der Sohn des Landammanns von Asturien, mit Lob überschüttet, er, ein Mann, der während dreißig Tagen jedermänniglich den Uebergang des Orbigo verwehrte, weil er übereingekommen war, sich mit dreihundert gebrochenen Lanzen von den Ketten der Gebieterin seines Herzens loszukaufen. Derselbe Chronikenschreiber nennt bloß aus der Regierungszeit König Johanns II. eine Masse ihm persönlich bekannter Krieger, wie Gonzalo de Guzman, Juan de Merso, Gutierre Quejada, Juan de Polanco, Pero Vazquez de Sayavedra,

Diego Varela, die nicht nur ihre nächsten Nachbarn, die Mohren von Grenada, heimsuchten, sondern als wahrhafte irrende Ritter entlegene Länder, Italien, Frankreich, Deutschland, durchstreiften, um Jedem, der sich ihnen stellte, ein Lanzenbrechen zur Ehre ihrer Damen anzubieten.

Die maßlose Vorliebe für die Ritterbücher trug bald ihre bittern Früchte. Die Jugend, deren wild aufgeregter Einbildungskraft das ernste Studium der Geschichte nicht mehr behagte, erkor Sprache, wie Thaten in jenen Romanen zum Vorbild. Blinde Unterwürfigkeit gegen die Launen der Frauen, Ehebrüche, falsches Ehrgefühl, die blutigste Rachgier wegen unbedeutender Beleidigungen wurden Mode, und so schadeten jene Bücher ebenso den guten Sitten, als dem gesunden Menschenverstande. Bald erhoben sich kräftige Stimmen gegen dieselben. Männer wie Louis Vives, Alexo Vanegas, Diego Gracian, Melchior Cano, der Bruder Louis von Granada, Malon de Chaide, Arias-Montano und andere fromme oder vernünftige Schriftsteller klagten laut über die unseligen Folgen, welche das Lesen so verkehrter Bücher hervorbrachte. Auch die Gesetzgeber ließen das Uebel nicht unbeachtet. Ein Dekret Kaiser Karls V. vom Jahre 1543 verbot allen Vicekönigen und Gerichtshöfen der neuen Welt bei schwerer Strafe, keinen Spanier oder Indier Ritterbücher drucken, verkaufen oder lesen zu lassen. Im Jahre 1555 forderten die Stände von Valladolid, in sehr entschiedener Sprache, dasselbe Verbot für Spanien, ja sie sprachen sogar den Wunsch aus, daß alle vorhandene Romane gesammelt und verbrannt werden möchten. Die Königin Johanna verhieß ein Gesetz dagegen, das aber nie erschien. Aber weder die Beredsamkeit der Sittenprediger, noch die Drohungen des Gesetzes konnten das Uebel eindämmen. Alle Mittel vermochten nichts gegen die Vorliebe der Zeit für das Wunderbare. Fortwährend wurden neue Ritterromane verfaßt und gelesen. Fürsten, Große, Prälaten der Kirche ließen sich die Zueignung dieser Werke gefallen. Eine gewisse heilige Theresa, die sich in ihrer Jugend ganz dem Lesen von Ritterromanen hingegeben hatte, verfaßte selbst einen solchen, ehe sie ihr „Inneres Schloß“ und andere mystische Schriften der Art schrieb, worüber sie zuletzt heilig gesprochen ward. Kaiser

Karl V. verschlang, während er diese Romane öffentlich ächtete, in aller Stille den Don Belianis von Grăcia, einen der allerausschweifendsten unter denselben, und als seine Schwester, die Königin von Ungarn, seine Rückkunft nach Flandern feierlich begehen wollte, glaubte sie ihm mit nichts eine größere Freude machen zu können, als dadurch, daß sie in den berühmten Festen von Bins (1549) alle Helden und Bilder eines Ritterromans von lebenden Personen darstellen ließ. Die großen Herren von Hofe, selbst Philipp II., übernahmen eine Rolle dabei. Der Geschmack für diese Literatur war bis in die Klöster gedrungen; Mönche und Nonnen schrieben oder lasen Romane. Ein Franziskaner-Bruder, Gabriel von Mata genannt, schmiedete noch im Jahre 1589 ein Rittergedicht, dessen Held der heilige Franz war; dasselbe führte den Titel: der Ritter von Assisi. Auf dem Titel des Buches prangte das Bildniß des Heiligen zu Pferd, ganz nach Art der Amadis und Esplandiane, über und über mit Schutzwaffen bedeckt. Auch sein Pferd war geharnischt, und trug eine prächtige Decke. Die Spitze des Helmes zierte ein Kreuz, mit den Nägeln und der Dornenkrone des Erlösers, auf seinem Schilde führte er die fünf Wundenmale, an der Lanze ein Fähnlein mit der Umschrift: en esta no faltarè (in diesem Zeichen wird mir nichts mißlingen). Dieses sonderbare Buch war dem Connetable von Castilien zugeeignet.

So standen die Sachen, als Cervantes, der arme Gefangene in einem Dorfe der Mancha, den Gedanken faßte, den Ritterbüchern mit Einem Schlage den Garaus zu machen. Diese Art von Literatur stand eben in ihrer höchsten Blüthe, als er, ein armer Mann, ohne Namen, ohne Beschützer, ohne andere Hülfsmittel, als seinen Geist und seine Feder, einen Wahn anzugreifen beschloß, der bisher der Vernunft und den Gesetzen trotzte. Freilich ergriff er eine Waffe, die schärfer schnitt, als alle Kanzelreden, Beweise und Verbote: die Waffe des Lächerlichen. Sein Sieg war vollkommen. Ein Edelmann vom Hofe Philipps III., Don Juan de Silva und Toledo, Herr von Cannada-Hermosa, schrieb im Jahre 1602 die Chronik des Prinzen Don Policisne von Böotia. Dieser Roman, einer der ausschweifendsten von allen, war der letzte, der in Spanien entstand. Denn seit der Erscheinung

des Don Quixote wurde nicht nur kein neuer mehr verlegt, sondern man hörte sogar auf, die alten wieder abdrucken zu lassen, die dadurch sehr selten und zu wahren Schatzstücken großer Bibliotheken geworden sind. Von vielen kennt man nur noch die Titel, von andern gingen selbst die Namen verloren. Kurz, der Erfolg des Don Quixote war in dieser Beziehung so ausschließend, daß einige strenge Richter seinem Verfasser den Vorwurf machten, durch eine übertriebene Gabe des Heilmittels die entgegengesetzte Krankheit hervorgerufen zu haben; denn durch Cervantes' beißende Satyre, sprachen sie, sey nicht bloß der Geschmack für's Abenteuerliche, sondern auch das alte castilianische Ehrgefühl zu Grabe gegangen. Nach dieser Abschweifung kehren wir zur Geschichte unseres Dichters und seines Buches zurück. Kraft einer allgemein angenommenen Ueberlieferung, die viele Wahrscheinlichkeit für sich hat, soll der erste Theil des Don Quixote Anfangs mit großer Gleichgiltigkeit aufgenommen worden seyn. Wie Cervantes zum Voraus gefürchtet hatte, wurde sein Buch von Leuten gelesen, die es nicht verstanden, und umgekehrt von Solchen verschmäht, die es hätten beurtheilen können. Er ersann daher eine unschuldige List; unter dem Titel Buscapies (Leuchtkugel) gab er eine Flugschrift heraus, in welcher er, ohne seinen Namen zu nennen, den wahren Zweck des Don Quixote enthüllte, und zugleich zu verstehen gab, daß die Personen und Handlungen des Romans, obwohl anscheinend erträumte Gestalten, denn doch ein Vorbild auf dem spanischen Boden finden dürften. Diese Kriegslist gelang vollkommen; durch die halben Aufklärungen neugierig gemacht, lasen nun auch gescheite Leute das Buch, und von diesem Augenblicke an verwandelte sich die frühere Gleichgiltigkeit in das regste Interesse. Der erste Theil des Don Quixote wurde im Jahre 1605 viermal allein in Spanien aufgelegt, und durch vervielfältigte im Auslande veranstaltete Nachdrücke verbreitete er sich reißend schnell nach Frankreich, Italien, Portugal und Flandern.

Die erste Frucht, welche Cervantes von dieser günstigen Aufnahme seines Werkes pflückte, war keineswegs Befreiung aus seiner kümmerlichen Lage, sondern Neid und Feindschaft. Nicht etwa bloß jene eitlen Thoren, die jedes Verdienst

empört, schrien gegen ihn, sondern die ganze Gelehrtenzunft Spaniens gerieth in Bewegung. In der That enthielt der Don Quixote so viele Seitenhiebe auf alle Arten von Schriftstellern, daß dies nicht auffallen kann. Wie gewöhnlich trugen die ausgezeichnetsten Namen die Bolzen, welche auf sie abgeschossen waren, mit größerer Geduld; Lopez de Vega, der vielleicht unter Allen am schlechtesten wegkam, zeigte gar keinen Groll gegen den neu auftauchenden Schriftsteller, welcher es gewagt hatte, einen Tropfen Wermuth in den Nektarstrom von Lobsprüchen zu gießen, mit denen ihn damals ganz Spanien überschüttete. Sein wohlbegründeter Ruf, seine Reichthümer erlaubten ihm, großmüthig zu seyn, ja er war sogar so höflich, einzugestehen, daß es Cervantes weder an Anmuth, noch an Schönheit des Styls fehle. Nicht so machten es die Schriftsteller zweiten Ranges, die ihr Bischen Ruhm und außerdem ihren Antheil an der Börse des lesenden Publicums zu vertheidigen hatten. Ein wahrer Wolkenbruch von Schmähungen, ein tausendfaches Echo von geheimen und offenen Schulmeistereien brach über unsern Dichter herein; da behandelte ihn ein dummhochmüthiger Akademiker als einen ungehobelten Menschen, dem es an aller höheren Bildung, an der philosophischen Weihe fehle; ein Anderer nannte ihn höhnisch einen Don Quixotisten, dieser verlästerte ihn in kleinen Flugschriften, den Zeitungen des siebenzehnten Jahrhunderts, jener schickte ihm wohlversiegelt ein Schandgedicht zu, das Cervantes, um sich zu rächen, selbst abdrucken ließ. Unter den Gegnern von einigem Werthe, die sich wider ihn am heftigsten erhoben, müssen wir den Dichter Don Luis de Gongora, Urheber jener schwulstigen Redeweise, welche den reinen castilischen Styl nach kurzer Blüthe verdrängte, und welche noch heute in den Kammern Madrids in allerlei Mißgeburten spukt; den Doctor Christoval Suarez, einen bissigen und scheelsüchtigen Schriftsteller, so wie endlich den kleinen Reimschmied Esteban Villegas anführen, der sich selbst für das größte Genie in ganz Spanien erklärte. Cervantes, der eben so wenig an schwarzer Galle, als an kindischer Eitelkeit litt, belustigte sich an diesen eigenliebigen Angriffen auf seinen wachsenden Ruhm. Eine härtere Probe für sein edles Gemüth war das

zurücktreten etlicher Freunde, die den Gleichgestellten geliebt, aber jetzt sich von dem Hochgefeierten zurückzogen. Es thut uns leid, unter diesen den bereits angeführten romantischen Dichter und Musiker Vicente Espinel, den Verfasser des Marcos de Obregon, nennen zu müssen. So ist eben der Welt Lauf: die berauschendsten Gesichte unterbricht der hinkende Schleicher und gießt einen Tropfen Bitterkeit in den Becher der Wonne.

Don Quixote erschien in demselben Jahre, wo Philipp IV. geboren wurde (zu Valladolid am 8. April 1605). Das Jahr zuvor hatte der spanische Hof den Connetable von Castilien, Don Juan Fernandez de Velasco, nach England geschickt, um wegen des Friedens zu unterhandeln. Zur Vergeltung dieser Höflichkeit sendete Jakob I. den Admiral Karl Howard, Grafen von Hotingham, ab, um die Friedensurkunde dem König von Spanien zur Unterschrift zu überreichen, und zu gleicher Zeit Englands Glückwünsche wegen der Geburt des Prinzen darzubringen. Howard landete mit einem Gefolge von 600 Englischen in Coronna, und hielt am 26. Mai 1605 seinen Einzug in Valladolid. Er wurde mit aller Pracht empfangen, welche der spanische Hof damals entfalten konnte. Unter den kirchlichen und weltlichen Festen, den Stierkämpfen, den Maskenbällen, den Paraden und Ringelrennen, an welchen der König selbst Theil nahm, und den übrigen Herrlichkeiten nennt man ein Gastmahl im Hause des Connetable, bei welchem zwölfhundert Schüsseln Fleisch und Fische, ungerechnet den Nachtisch und die Gerichte, die auf der Tafel keinen Platz fanden, aufgetragen worden seyn sollen. Der Herzog von Lerma ließ eine Beschreibung dieser Feste aufsetzen, welche zu Valladolid im nämlichen Jahre gedruckt wurde. Man glaubt, daß Cervantes Verfasser derselben ist, wenigstens scheint dies ein Eprigramm des Augenzeugen Gongora vorauszusetzen.

In Folge dieser Festlichkeiten traf die Familie unseres Dichters ein neuer Schlag, der ihn zum dritten Male in's Gefängniß führte. In der Nacht des 27. Juni 1605 wollte ein Ritter vom Orden S. Jakob, Don Gaspar de Ezpeleta, die hölzerne Brücke des Esgueva-Baches überschreiten, als ihm ein Unbekannter den Weg verrannte. Es kam sogleich

zum Streit, die beiden Kämpen zogen ihre Degen, und Don Gaspar fiel mit mehreren Wunden. Um Hülfe rufend und mit Blut bedeckt schleppte er sich nach dem nächsten Hause. In dem ersten Stocke desselben wohnte, neben der Wittwe des Chronikenschreibers Stephan Garibay, Cervantes mit seiner Familie. Auf das Geschrei des Verwundeten liefen er und der Sohn der Wittwe herbei. Sie fanden Don Gaspar auf der Schwelle des Hauses liegend, in einer Hand den Degen, in der andern seinen Schild, und trugen ihn zu der Wittwe Garibay, wo er zwei Tage später verschied. Der Stadt- und Hofrichter Cristobal de Villaroel leitete sogleich eine Untersuchung ein. Cervantes, seine Hausfrau, seine natürliche Tochter, welche damals zwanzig Jahre alt war, seine verwittwete Schwester, welche eine achtundzwanzigjährige Tochter bei sich hatte, eine Nonne Donna Magdalena de Sotomayor, die Magd Maria de Cevallos, und außerdem zwei Hausfreunde Cigales und Simon Mendez wurden verhört. Mit Recht oder Unrecht nahm der Richter an, daß Ezpeleta in einem Liebesabenteuer mit der Tochter oder Nichte unseres Dichters getödtet worden sey; er ließ daher beide Damen, so wie Cervantes selbst und seine Schwester, einthürmen. Erst nach Verfluß von acht Tagen, nachdem mehrere Verhöre vorgenommen und Zeugen abgehört waren, wurden die vier Verhafteten gegen Bürgschaft freigegeben. Aus den Acten dieses unangenehmen Vorfalls geht hervor, daß Cervantes damals noch, um den Unterhalt seiner Familie bestreiten zu können, den Sachwalter machen mußte.

Im Jahre 1606 zog er nach Madrid, wahrscheinlich dem spanischen Hofe folgend, und erwählte diese Stadt zum bleibenden Wohnsitz. Man hat erhoben, daß er im Juni 1609 in der Magdalenenstraße, ein wenig später hinter dem Collegium unserer lieben Frauen von Loretto, im Juni 1610 in der Löwenstraße Nr. 9, im Jahre 1614 in der Gartenstraße, dann in der Herzog-Alba-Straße, endlich 1616 abermals in der Löwenstraße Nr. 20 wohnte, wo er auch starb. Cervantes war zum Greise geworden, und doch hatten weder seine Dienste, noch seine hohen Talente Anerkennung gefunden. Vernachläßigt von seinen Freunden, verfolgt von Nebenbuhlern, und durch lange Welterfahrung in jene Stimmung versetzt,

wo alle Täuschungen zerrinnen, lebte er ganz eingezogen als Philosoph, ohne zu murren oder zu klagen. Nicht jene goldene Mittelstraße, welche Horaz den Verehrern der Musen wünscht, nein bitterer Mangel, Armuth war sein Loos. Doch fand er zwei Beschützer in dem Erzbischofe von Toledo, Don Bernardo de Sandoval y Rojas, und Don Pedro Fernandez de Castro, Grafen von Lemos, einem großen Herrn von ausgezeichnetem Verstande, der im Jahre 1610 einen kleinen Hof von Gelehrten mit sich in sein Vicekönigthum Neapel nahm, und von so hoher Stellung herab und aus weiter Ferne den verstümmelten Veteranen von Lepanto, der ihm selbst nicht hatte folgen können, nicht vergaß.

Eine fast unerklärliche Erscheinung, die jedoch der unabhängigen Seele des Cervantes eben so viele Ehre bringt, als Schande den Ausspendern der königlichen Gnade, den Ministern des spanischen Hofes, ist es, daß man den großen Dichter ganz unbeachtet ließ, während eine Masse elender Sudler Pensionen empfing, die sie in Prosa und Versen erbettelt hatten. Man erzählt, eines Tages habe Philipp III. vom Balkon seines Schlosses einen Studenten bemerkt, der mit einem Buche in der Hand am Ufer des Manzanares lustwandelte. Der Mensch im schwarzen Mantel hielt jeden Augenblick an, säbelte mit den Händen, schlug sich mit der Faust vor den Kopf, und brach dann in ein unbändiges Gelächter aus. Der König beobachtete den Menschen eine gute Weile, dann rief er aus: „Entweder ist der Student ein Narr, oder liest er im Don Quixote!“ Höflinge liefen sogleich fort, um auszumitteln, ob der königliche Scharfsinn in's Schwarze getroffen habe. Sie kamen zurück mit der Nachricht, daß der Student wirklich im Don Quixote lese. Aber keinem von ihnen fiel es ein, den König auf das Elend aufmerksam zu machen, in welchem sich der Verfasser eines so gefeierten und populären Buches befand.

Eine andere Anekdote aus späterer Zeit, die wir aber hier einflechten wollen, zeugt noch stärker für die hohe Achtung, die der arme Cervantes genoß. Der Licentiat Francisco Marquez de Torres, Kaplan beim Erzbischofe von Toledo, und mit der Censur des zweiten Theils von Don Quixote beauftragt, erzählt Folgendes in seinem Tagebuche: „Am

15. Februar 1615 war der Kardinal, mein Gebieter, mit mir auf Besuch bei dem Botschafter von Frankreich. Mehrere französische Edelleute aus dem Gefolge des Gesandten näherten sich mir und den anderen Kaplanen des Kardinals, und fragten uns, welche neue Erscheinungen aus dem Gebiete der schönen Literatur jetzt am meisten Aufsehen erregten. Ich nannte zufälliger Weise den Don Quixote, mit dessen Censur ich mich gegenwärtig beschäftige. Kaum hörten sie den Namen Miguel von Cervantes, als sie in Bewegung geriethen und laut die hohe Achtung rühmten, welche der Verfasser der Galatea, die einer der Anwesenden auswendig hersagen konnte, des Don Quixote und der Novellen in Frankreich, wie in den benachbarten Ländern genösse. Sie konnten nicht satt werden, ihn zu loben, so daß ich ihnen meine Dienste anbot, um sie persönlich mit dem Dichter bekannt zu machen. Mit großem Danke nahmen sie dieses Anerbieten an. Sie fragten weiter sehr genau nach seinem Alter, Stand, Charakter, Vermögen. Ich konnte ihnen keine andere Antwort geben, als daß er alt, Soldat, Edelmann und arm sey. Hierauf rief Einer von ihnen lebhaft aus: „Wie, Spanien hat einen solchen Mann nicht mit Reichthümern überschüttet, man erhält ihn nicht auf Kosten des öffentlichen Schatzes?" Ein Anderer gab dieser Aeußerung schnell eine feine Wendung. „Wenn es die Noth ist, die ihn zum Schreiben treibt, so verhüte Gott, daß er nie reich werde, damit er noch ferner durch Werke, die ihm die Armuth eingibt, die ganze Welt reich mache."

Die erste Ausgabe des Don Quixote, die vom Jahre 1605, war fern von den Augen des Verfassers, und nach seiner eigenen, sehr unleserlichen Handschrift veranstaltet worden, sie wimmelte deßhalb von Fehlern. Eine der ersten Sorgen unseres Dichters nach seiner Niederlassung zu Madrid war daher, eine zweite Ausgabe zu machen, die er selbst genau corrigirte. Diese zweite Ausgabe vom Jahre 1608 diente allen späteren Drucken als Original. Im Jahre 1612 gab er auch die zwölf Novellen heraus, die mit den beiden in den Don Quixote eingeschalteten und einer dritten neu aufgefundenen die ganze Sammlung seiner fünfzehn Novellen ausmachen. Dieses Buch, das im vorgedruckten königlichen

Privilegium eine schöne Unterhaltung genannt wird, in welcher sich die ganze Majestät und Fruchtbarkeit der castilischen Sprache zeige, fand in Spanien und dem Auslande dieselbe günstige Aufnahme, wie der Don Quixote. Lopez de Vega ahmte unsern Dichter auf zwei verschiedene Weisen nach: indem er selbst eigene Novellen schrieb, die aber tief unter denen des Cervantes stehen, und indem er mehrere von diesem bearbeitete Stücke auf die Bretter brachte. Andere große dramatische Dichter schöpften aus derselben Quelle, wie Don Augustino Moreto, Don Diego de Figueroa, Don Antonio Solis, namentlich auch der Mönch Gabriel Tellez, bekannter unter dem Namen Tirso de Molina, welcher unsern Miguel Cervantes den spanischen Boccacio zu nennen pflegte. Nach den Novellen veröffentlichte Cervantes im Jahre 1614 sein Gedicht, „die Reise zum Parnaß" (Viage al Parnaso) betittelt, sammt einer kleinen, in Prosa geschriebenen Abhandlung, welche er unter dem Namen „Zugabe zum Parnaß" (adjunta al Parnaso) herausgab. In dem Gedichte lobt er die guten Schriftsteller jener Zeit, und züchtigt dagegen ohne Erbarmen die Jünger der neuen Schule von Gorgora, welche die schöne Sprache des goldenen Jahrhunderts durch den unsinnigsten und lächerlichsten Schwulst verdarben. In der Abhandlung beklagt er sich über die Schauspieler, weil sie weder seine älteren, noch seine neueren Theaterstücke aufführen wollten. Um einigen Nutzen aus den letzteren zu ziehen, beschloß Cervantes, sie herauszugeben. Er wandte sich daher an den angesehensten Buchhändler Madrids, Villaroel, der ihm rund heraus sagte: „Ich habe wegen Euers Antrags einen namhaften Schriftsteller zu Rathe gezogen, der mich versicherte, daß man Alles von Eurer Prosa, gar nichts von Euren Versen erwarten dürfe." Diese Antwort war ganz richtig, obgleich ein wenig grob, und sie that Cervantes sehr wehe, der Apollo zu Trotz reimte, und wie ein Kind an seinem Rufe als Poet hing. Nichts desto weniger druckte Villaroel im September 1615 acht Komödien und eben so viele Intermezzo unseres Dichters, mit einer Zueignung an den Grafen von Lemos und einer Vorrede, die nicht nur sehr witzig, sondern auch für die Geschichte der spanischen Bühne sehr belehrend ist. Lopez de Vega war noch immer

König der Bretter, und der Nebenbuhler, der ihn entthronen sollte, Calderon, begann erst seine Laufbahn. Mit Gleichgiltigkeit wurden die ausgewählten Stücke von Cervantes vom Publicum aufgenommen, und die Schauspieler brachten nicht ein einziges auf die Bühne. Undankbar mögen Schauspieler und Publicum gewesen seyn, ungerecht keineswegs. Wie konnte man sie auch darüber tadeln, Komödien der Vergessenheit überlassen zu haben, von denen ein Jahrhundert später Blasius Nasarro aus Gelegenheit einer neuen von ihm veranstalteten Ausgabe behauptete, Cervantes hätte sie absichtlich schlecht geschrieben, um sich über die ausschweifenden Stücke, welche zu seiner Zeit Beifall fanden, lustig zu machen.

In demselben Jahre 1615 erschien eine andere Arbeit unseres Dichters, veranlaßt durch einen interessanten Vorfall. In Spanien herrschte damals noch die schöne Sitte der dichterischen Wettstreite, die unter König Johann II. so häufig waren, als die Turniere, und die sich im mittäglichen Frankreich unter dem Namen Blumenspiele (jeux floraux) bis auf unsere Tage erhalten haben. Pabst Paul V. hatte im Jahre 1614 die berühmte Heilige Theresa de Jesus selig gesprochen, und der Triumph dieser Klosterheldin ward zum Gegenstande des Wettstreites gegeben. Lopez de Vega war einer der Kampfrichter. Die Bewerber sollten die Entzückungen dieser Heiligen in Gestalt der Ode, die man Cancion castellana nannte, und nach dem Metrum von Garcilaso de la Vega's erster Ekloge „El dulce llamentar de los pastores" besingen. Alle Dichter von einigem Rufe traten als Bewerber auf; auch Cervantes, in den sechziger Jahren sich als Lyriker versuchend, schickte seine Ode ein, die, ohne den Preis zu erlangen, doch für eine der besten erklärt und als solche gedruckt wurde.

Im Jahre 1615 erschien auch der zweite Theil des Don Quixote. Er hatte fleißig daran gearbeitet und sein baldiges Erscheinen in der Vorrede zu den Novellen versprochen, als plötzlich um die Mitte des Jahres 1614 in der Stadt Tarragona eine Fortsetzung des ersten Theiles von fremder Hand, unter dem Namen des Licentiaten Alonzo Fernandez de Avellaneda, gebürtig von Tordesillas, erschien. Dies war ein erheuchelter

Name, mit welchem sich einer der unverschämtesten literarischen Schnapphähne verkappte, um dem Verfasser eines unsterblichen Werkes noch bei seinen Lebzeiten Titel und Gegenstand zu entwenden. Trotz aller Nachforschungen ist es nicht gelungen, seinen wahren Namen zu erheben; nur so viel haben die mühsamen Untersuchungen von Mayans, Murillo und Pellicer wahrscheinlich gemacht, daß es ein arragonischer Mönch vom Predigerorden war, und zugleich einer von den Komödienschreibern, welche Cervantes im ersten Theile des Don Quixote auf eine so ergötzliche Weise mitgenommen hat. Gleich einem Straßenräuber, der die Opfer seiner Raubgier noch beschimpft, goß der falsche Avellaneda gleich zu Anfang des Buches alle Galle seines rachsüchtigen Herzens in den wildesten Schimpfworten über Cervantes aus, nannte ihn den stumpfhändigen, mürrischen, neidischen, verleumderischen Alten, warf ihm sein Unglück, seine Gefangenschaft, seine Armuth vor, sprach ihm allen Geist und alles Talent ab, und machte sich endlich selbst groß damit, den Gegner um den Absatz seines zweiten Theiles zu bringen. Als dieses Buch in seine Hände fiel, bereitete Cervantes eine Rache vor, die seiner würdig war. Er beeilte sich, so sehr als möglich, den zweiten Theil zu vollenden, so daß die letzten Kapitel einige Spuren von Flüchtigkeit an sich tragen. Schon in der Zueignung seiner Komödien an den Grafen von Lemos sagt er (zu Anfang des Jahres 1615): „Don Quixote hat die Sporen schon angeschnallt, um Eurer Excellenz seine Huldigung darzubringen. Indeß besorge ich, er möchte ein wenig verdrießlich ankommen, weil er in Tarragona irregeleitet und mißhandelt war; doch hat er eine Urkunde mit Brief und Siegel darüber aufnehmen lassen, daß nicht er selbst in jener anderen Geschichte enthalten ist, sondern ein falscher Doppelgänger, der er selbst seyn wollte, aber es nicht vermochte.“ Im zweiten Theile des Don Quixote (Vorrede und Kapitel 59) antwortete er auf die groben Schimpfreden des Fälschers, ohne jedoch seinen wahren Namen zu nennen, mit den feinsten Spöttereien voll attischen Salzes, und zeigte sich durch dieses edle Benehmen eben so erhaben über den Gegner, wie durch die jede Vergleichung ausschließende Vollkommenheit seines Werkes. Um jedoch auch künftigen

Avellaneda's die Lust zu jeder weiteren Entweihung zu benehmen, führte er diesmal seinen Helden bis auf's Todtenbett, ließ ihn das Testament machen, seine Beichte ablegen und verscheiden, begrub ihn dann, und vergaß auch die Aufschrift auf den Leichenstein nicht. Zuletzt schließt er in demselben Geiste sein Werk mit den Worten voll edlen Stolzes: „Hier legte Cid Hamed Ben Engeli seine Feder nieder, aber er hat sie diesmal so hoch aufgehängt, daß Niemand sich fürder beigehen lassen soll, dieselbe wieder herabzunehmen."

Es sey uns vergönnt, einige Worte über Bedeutung und Werth dieses Buches, des Meisterstückes der castilianischen Literatur, zu sagen. Man hat sich gewöhnt, den Don Quixote bloß unter dem Gesichtspunkte eines Schlangentödters der Ritterromane zu betrachten, aber mit Unrecht. Wenn er nur dieses Verdienst hätte, so würde er sie nicht lange überlebt haben. Nach dem Besiegten hätte man bald auch den Sieger in's Grab gescharrt. Ist es die Verspottung der Amadis, der Esplandian, der Platir, der Ritter Gotterbarm von Montalban, die wir jetzt noch im Don Quixote suchen? Wir wollen nicht leugnen, daß Cervantes den völligen Umsturz dieser gefährlichen und ausschweifenden Literatur selbst als eines seiner Hauptverdienste betrachtete. Sein Buch ist in dieser Beziehung eine sittliche That, eine Arbeit, die im höchsten Grade die zwei Tugenden der wahren Komödie, das Nützliche im Bunde mit den Angenehmen (miscuit utile dulci), vereinigt. Nichts desto weniger ist Don Quixote noch etwas mehr als eine Satyre auf alte Romane, und wir müssen zeigen, daß der Verfasser seinen Plan während des Schreibens erweitert und veredelt hat. Zu Anfang des Buches, glauben wir, hatte Cervantes keinen andern Zweck, als mit den Waffen des Lächerlichen die ganze Ritter-Literatur über den Haufen zu rennen. Er sagt dies mit dürren Worten in der Vorrede. Auch sonst braucht man nur auf die sonderbaren Nachläßigkeiten, Widersprüche und Verstöße, von denen es im ersten Theile des Don Quixote wimmelt, aufmerksam zu machen, um in diesem Fehler (wenn es anders ein Fehler zu nennen ist) einen vollgiltigen Beweis dafür zu finden, daß er den Don Quixote in einer gutgelaunten Stunde anfing, daß er ohne festen

festen Plan seiner Feder den freien Lauf, daß er endlich keinen vorausberechneten Werth auf dieses Werk legte, dessen volle Größe er vielleicht nie ganz empfunden hat. Don Quixote ist Anfangs nichts als ein Narr, ein Narr, der Ketten und Prügel verdient, und in der That bekömmt ja der arme Ritter so viel Püffe von Menschen und Vieh, daß es selbst für die Rippen seines Rozinante zu viel wäre. Auch Sancho Pansa ist Anfangs ein bloßer Bauernlümmel, der sich eben so sehr aus Geiz, als aus Einfalt von den Thorheiten seines Gebieters fortreißen läßt. Aber das dauert nicht lange.

Allmählig faßt Cervantes eine väterliche Zuneigung zu den Helden und Kindern seines Gehirnes, er leiht ihnen sein Urtheil, seinen Geist, er theilt die Rollen nach einem wohlberechneten Plane zwischen ihnen aus. Dem Gebieter gehören erhabene Ansichten, wie sie sich durch Studium und Nachdenken bei edeln, gesunden Geistern ausbilden; dem Schildknappen ein beschränkter, aber sicher das Ziel treffender Sinn, gesunder Menschenverstand, angeborenes Gerechtigkeitsgefühl, das nur da schweigt, wo es vom Eigennutze überstimmt wird, lauter Eigenschaften, welche ein ordentlicher Mensch bei der Geburt mit auf die Welt bringt, und welche die gemeine Welterfahrung auszubilden vermag. In der Hirnkammer des Ritters ist nur noch ein einziges krankes Fach; seine Narrheit ist die überschwängliche Stimmung eines edlen Menschen, den jede Ungerechtigkeit empört, den Begeisterung für Tugend aus dem Geleise des Lebens herausreißt. Noch immer träumt er davon, den Unterdrückten beizustehen, die Schwachen zu heben, die Stolzen und Schlechten zu zerschmettern, aber sonst urtheilt und schließt er vortrefflich, ein Strom der Beredsamkeit entfließt seinen Lippen, er taugt, wie Sancho sagt, viel eher zu einem Prediger, als zum fahrenden Ritter. Dieselbe Verwandlung ist mit dem Schildknappen vorgegangen: Sancho hat den alten Adam abgelegt, er ist schlau genug, obgleich roh, er ist ein Schalk, und doch gutmüthig. Wie man an Don Quixote nur noch ein Körnchen von Narrheit bemerkt, so zeigt auch er nur ein Restchen von leichtgläubiger Einfalt, die überdies durch den hohen Geist des Gebieters und durch die natür-

liche Anhänglichkeit des Schildknappen gerechtfertigt erscheint. Und nun entfaltet sich vor unserem staunenden Blicke ein herrliches Schauspiel. Diese beiden Menschen, unzertrennlich von einander, wie Seele und Leib, erklären und ergänzen sich gegenseitig, sie haben sich vereinigt zur Verwirklichung eines Zweckes, der eben so edel, als unausführbar ist, sie handeln wie Thoren und sprechen wie Weise, sie setzen sich dem Gelächter, oft auch der Grobheit der Menschen aus, und stellen zugleich die Laster und die Dummheit derjenigen, welche sich über sie lustig machen wollen, in's klarste Licht. Sie erwecken zuerst das Gespötte, bald das Mitleid, zuletzt die regste Sympathie des Lesers, sie rühren ihn eben so viel, als sie ihn ergötzen, sie belehren und unterhalten ihn zu gleicher Zeit, endlich durch den doppelten Gegensatz Beider zu einander und zu der übrigen Welt bieten sie uns ein immer neues, beinahe unendliches Schauspiel dar. In dem ersten Theile des Don Quixote schwankt der Plan noch, aber im zweiten hat sich der Grundgedanke des Verfassers, durch Alter und Welterfahrung gereift, fest ausgebildet und verklärt. Von der fahrenden Ritterschaft ist hier nur noch so viel die Rede, als nöthig war, um beide Theile zu verbinden und in einen Rahmen zu fassen. Man suche hier nicht mehr bloß eine Satyre auf die Ritterromane, es ist vielmehr ein Buch voll Lebensweisheit, voll unumstößlicher Grundsätze, oder vielmehr voll aus der Erfahrung gegriffener Beispiele; ihr findet hier eine eben so milde, als scharfsinnige Schilderung der ganzen Menschheit. Der neue Bekannte, der sich dem Kreise des Ritters von der Mancha anschließt, der Baccalaureus Samson Carrasco, ist er nicht der leibhaftige Unglauben, der ohne Rückhalt, ohne Achtung Alles bezweifelt, Alles bespöttelt? Und um ein anderes Beispiel zu geben, welcher Leser hätte nicht, wenn er zum ersten Male an die Stelle kommt, wo Sancho die Regierung der Insel Barataria übernimmt, zum voraus erwartet, daß der Schildknappe in dieser Eigenschaft Stoff genug zum Lachen geben werde? Wer hätte nicht geglaubt, daß der nagelneue, wie vom Himmel gefallene Monarch auf seinem Richterstuhle mehr Tollheiten begehen werde, als sein gestrenger Gebieter während der ganzen Buße in der Sierra Morena?

Mit nichten: der hohe Geist des Dichters dachte etwas weiter, als bloß den Leser zu belustigen, obgleich er diesen Zweck nicht vergaß. Er wollte beweisen, daß die vielgepriesene Kunst, die Menschen zu beherrschen, nicht die Geheimlehre einer Familie oder Kaste ist, daß zur Ausübung derselben noch edlere Eigenschaften, als ein wenig Juristerei und Verschlagenheit, daß nämlich vor Allem gesunder Menschenverstand und ein redlicher Wille dazu gehöre. Ohne aus seinem früher geschilderten Charakter herauszuplumpen, ohne sich über die Sphäre seines Schildknappen-Geistes zu versteigen, richtet und regiert Sancho Pansa wie ein zweiter Salomo.

Der zweite Theil des Don Quixote erschien zehn Jahre nach dem ersten, und als Cervantes den ersten schrieb, dachte er an keine Fortsetzung. Es war damals Sitte, Werke der Dichtung unvollendet zu lassen. Man schloß ein Buch, wie Ariost seine Gesänge, mitten im verwickeltsten Abenteuer, an der interessantesten Stelle. Der Lazarillo de Tormes und der hinkende Teufel haben keinen Schluß, die Galatea eben so wenig. Die Fortsetzung des Avellaneda war es nicht, was Cervantes bestimmte, den Faden wieder aufzunehmen, denn er hatte ja den zweiten Theil beinahe vollendet, als das Werk des Ersteren erschien. Wäre der Don Quixote bloß auf eine schriftstellerische Satyre berechnet gewesen, so würde ihn Cervantes nicht vollendet haben. Daß er es doch that, dies spricht für die Wahrheit unserer oben entwickelten Ansicht, die beiden Theile des Werkes bieten daher auch eine in den Jahrbüchern der Literatur einzige Ausnahme dar; ein zweiter Theil, der erst hintendrein kommt, nachdem der Hauptstreich schon geführt ist, erreicht nicht nur den ersten, sondern übertrifft ihn sogar, denn die Ausführung ist gleich gut, die leitende Grund-Idee aber noch viel größer und reicher. Der Don Quixote ist dadurch zu einem Werke geworden, das allen Ländern, allen Zeiten angehört, er spricht zu der Menschheit in der allgemeinen Sprache; denn in höherem Grade, als irgend ein Buch in der Welt, enthält er die beste Gabe des menschlichen Geistes: gesunden Verstand in allgemein faßlicher Ausdrucksweise.

Genug hiemit; unsere Absicht war nicht, ihn zu loben,

denn wer hat nicht von ihm gehört, wer ward nicht entzückt, wenn er ihn las? Walter Scott, der feurigste Bewunderer des Cervantes und zugleich einer seiner glücklichsten Nacheiferer, hat den Don Quixote für eine der höchsten Schöpfungen des menschlichen Geistes erklärt. Einsichtsvolle Männer aller Nationen stimmten diesem Urtheile bei. Die vollkommene Schönheit dieses Buches fühlen indeß nur Diejenigen, welche Spanisch verstehen. Kaiser Karl V. soll die castilianische Sprache die Sprache der Götter genannt haben; mit gleich begründetem Rechte hatte man vom Don Quixote behauptet, er sey mit göttlicher Kunst in der Sprache der Götter geschrieben. Die Zeiten sind vorbei, wo man an den Höfen von Wien, von München, von Neapel, Mailand, Brüssel, Paris castilisch redete. Die spanische Sprache wurde durch die französische entthront, die edle stolze Gebieterin mußte einer geschminkten Zofe Platz machen. Daher gibt es heutzutage nur Wenige, die den Don Quixote im Originale lesen können. Uebersetzungen füllen einigermaßen die Lücke aus. Fast jede neuere Nation besitzt solche. Cervantes unsterbliches Werk wurde in's Holländische, Schwedische, Dänische, Russische übertragen. Von deutschen Uebersetzungen mag es wohl ein Dutzend verschiedene geben, worunter sehr alte, wie uns denn eine vom Jahre 1662 vorliegt. In England fand Cervantes zehn Uebersetzer: Shelton, Gayton, Ward, Jarvis Smollet, Ozell, Motteux, Wilmont, Durfey, J. Philips, und dazu noch einen vortrefflichen Erklärer in der Person des Doctor John Bowle; vielleicht eben so viele in Italien von Franciosini's trefflicher Uebersetzung bis zu der anonymen vom Jahre 1815 herab, zu welcher Novelli die Stiche lieferte. In Frankreich ist die Zahl noch weit größer. Bloß die Uebertragung von Filleau de Saint-Martin hat seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo sie zuerst erschien, bis jetzt zweiundfünfzig Auflagen erlebt. Die neueste und beste ist die von Viardot, dessen vortrefflicher Notice sur la vie et les ouvrages de *Cervantes* wir Schritt vor Schritt folgen. Außer der Bibel, der Imitatio Jesu Christi und etlichen römischen und griechischen Classikern ist kein Buch so viel gedruckt, gelesen und bei allen Völkern eingebürgert worden, wie der Don Quixote. Dieser Erfolg beweist schon für sich

allein, daß er der Roman aller Romane und mit dem Siegel der Unsterblichkeit gestempelt ist. Und doch wurde dieses Buch von den Uebersetzern vielfach verstümmelt, und doch enthält es selbst im Originale so viele feine Anspielungen, welche den Zeitgenossen zwar verständlich, der Nachwelt aber verschlossen sind. Cervantes mußte seine geheimsten Gedanken verschleiern, er mußte die Spürhunde der heiligen Inquisition auf eine falsche Fährte führen; daher eine Menge doppelsinniger Ausdrücke, feiner Wendungeu voll schlauer Ironie, unter welcher er vor den Argus-Augen des heiligen Officiums seine kühnen Ansichten verbarg. In unseren Tagen, wo die Anspielungen auf Zeitereignisse uns entgehen, ist der Sinn oft schwer zu errathen. Nur die Worte stehen vor uns, der Gedanke verbirgt sich, und selbst die Spanier verstehen dieses Buch nicht mehr vollkommen. Man bedarf daher eines Schlüssels; dieser Schlüssel findet sich in den Commentaren von Bowle, von der spanischen Akademie, von Fernandez Navarette, Los Rios, Arietta, Clemencin. Viardot hat sie in seiner französischen Uebersetzung benützt, und wir haben sie theilweise von ihm entlehnt. Der geneigte Leser wird, hoffen wir, finden, daß sie zum genauen Verständniß des Don Quixote nöthig sind.

In einem Alter von mehr als sechzig Jahren arbeitete Cervantes mit der Kraft und dem Feuer eines Jünglings; als läge noch eine lange Zukunft vor ihm, trug er sich noch mit weit aussehenden Planen zu größeren Werken. In jener edlen und würdigen Zueignung, welche er im October 1615 mit dem zweiten Theile des Don Quixote an seinen Beschützer, den Herzog von Lemos, richtete, verkündigte er ihm die baldige Vollendung eines zweiten Romans, Persiles und Sigismunda. Bei andern Gelegenheiten hatte er schon früher eine Fortsetzung der Galatea und zwei andere Werke, deren Natur man nicht kennt, den Bernardo und die Semanas del Jardin, versprochen. Von diesen drei letztern ist nicht einmal ein Bruchstück übrig geblieben. Den Persiles dagegen gab seine Wittwe im Jahre 1617 heraus. Sonderbar! In demselben Augenblicke, wo die Ritterbücher unter seinem Witze erlagen, mit derselben Feder, welche den tödtlichen Streich wider sie geführt, schrieb er einen Roman von fast eben so ausschweifender Natur, als diejenigen waren, welche das Gehirn

des Junkers von der Mancha verwirrten. Er ahmte die nach, welche er getadelt, er beging dieselbe Sünde, gegen welche er den Bannstrahl geschleudert. Noch sonderbarer ist, daß er diesem mißgebornen Werke seine ganze Liebe und Zärtlichkeit zuwandte, ähnlich jenen Vätern, welche eine blinde Zärtlichkeit verleitet, die welken Sprößlinge ihres Alters den rüstigen Früchten jugendlicher Kraft vorzuziehen. Während er von Don Quixote mit Bescheidenheit, fast mit verlegener Miene sprach, kündigte er der Welt mit Pomp die Wunder seines Persiles an. Der Roman Persiles, den man mit nichts vergleichen, nirgends einreihen kann, — denn er hat etwas von allen Arten der Poesie, ohne in eine bestimmte Gattung zu gehören, — ist ein Gewebe in einander geschachtelter Episoden, toller Abenteuer, der seltsamsten Wunder-Erscheinungen, falscher Charaktere, kränklicher Gefühle. Cervantes, dieser tiefe Kenner der Natur, hat wohlgethan, die Scene des Persiles in die hyperboreischen Lande zu verpflanzen; denn es ist eine wahre Traumwelt, ohne alle Beziehung zur wirklichen. Beim Durchlesen dieses Entwurfes, aus dem man Stoff genug zu zwanzig Dramen und hundert Novellen entnehmen könnte, muß man über die Einbildungskraft eines Greises von achtundsechzig Jahren staunen, die noch so reich und fruchtbar ist, als die Phantasie Ariost's. Nicht genug kann man diese Feder bewundern, die immer edel, geschmackvoll und kühn ist, welche endlich das Widersinnige des Stoffes unter dem goldenen Prunke castilischer Sprache verbirgt. Persiles ist noch gefeilter und glatter als Don Quixote, er ist in Beziehung auf die Form das erste unter Spaniens klassischen Büchern. Man möchte ihn mit einem Palaste vergleichen, der ganz aus Marmorstein und Cedernholz aufgeführt ist, aber ohne Ordnung, Plan und richtiges Verhältniß dem Auge des Beschauers nichts darbietet, als einen Haufen der köstlichsten Materialien. Ueberschlägt man den Stoff des Buches, den Namen des Verfassers, den Vorrang, welchen er dem Persiles vor allen seinen andern Werken gab, endlich die außerordentliche, aber so thöricht verschwendete Dichterkraft: so ist man versucht, den Persiles für eine der großen Verirrungen des menschlichen Geistes zu erklären.

Cervantes sollte die günstige Aufnahme, die er diesem

letzten seiner Werke, dem Benjamin unter den Kindern seines Geistes, verhieß, nicht mehr erleben, eben so wenig, als er den dauernden Ruhm ahnte, den sein ebenbürtiger Sohn Don Quixote bei allen Völkern, zu allen Zeiten einernten würde. Während er in seinem achtundsechzigsten Lebensjahre den zweiten Theil des Don Quixote herausgab, war er bereits von der Krankheit befallen, welche seine Tage endigte. Bei Anbruch des Frühlings 1616 hoffte er von der Landluft einige Linderung des Uebels, und begab sich daher am 2. April zu seinen Verwandten nach Esquivias. Aber schon nach einigen Tagen nahm die Krankheit auf eine bedenkliche Weise überhand, er mußte nach Madrid zurückkehren. Zwei Bürger des Städtchens begleiteten ihn, um ihn unterwegs zu pflegen. Auf dieser kleinen Reise ereignete sich ein Abenteuer, das er in der Vorrede zum Persiles launig genug beschrieben hat. Die drei Freunde zogen friedlich ihres Wegs, als ein Student, der auf einem Esel hintendrein trabte, ihnen zurief, anzuhalten. Sobald er sie erreicht hatte, beklagte er sich darüber, daß er nicht früher zu ihnen gestoßen sey, um ihre Unterhaltung zu theilen. Einer der Bürger aus Esquivias erwiderte: „Hieran ist bloß das Pferd des Herrn Miguel Cervantes Schuld, das stark ausgreift.“ Kaum berührte der Name Cervantes sein Ohr, als der Student von seinem Grauen herabrutschte, auf Cervantes zueilte, seine Hand ergriff, und den Dichter, den er längst verehrte, ohne ihn zu kennen, mit den begeistertsten Huldigungen überschüttete. Cervantes dankte ihm mit seiner gewohnten Bescheidenheit, und bat ihn dann, wieder aufzusteigen, um an seiner Seite die Reise fortzusetzen. Lassen wir Cervantes selbst sprechen: „Wir hielten ein wenig an,“ erzählt er, „bald kam das Gespräch auf meine Krankheit. Der gute Student sprach mir das Leben ab. Ihr habt die Wassersucht, sagte er, und dieses Uebel kann alles Wasser des Oceans nicht heilen, wenn Ihr es auch Tropfen um Tropfen austrinken würdet. Darum, Herr Cervantes, laßt das Trinken lieber ganz bleiben und esset desto mehr, vielleicht werdet Ihr dann wieder gesund, ohne andere Mittel. Das haben mir schon viele Leute gerathen, antwortete ich. Allein ich kann nicht anders, ich muß nach Herzenslust trinken. Mein Lebensdocht

erlischt, und der Kalender meines schleichenden Pulses sagt mir, daß ich kommenden Sonntag nicht überleben werde. Ihr habt daher in einem schlimmen Augenblicke meine Bekanntschaft gemacht, denn kaum bleibt mir Zeit genug übrig, um Euch für die bewiesene Theilnahme zu danken. Unter diesem Gespräche kamen wir an die Toledobrücke, über welche wir ritten, während der Student sich seitwärts nach dem Thore von Segovia wandte."

Diese Vorrede zum Persiles, in welcher unser Dichter besonders durch die launige Schilderung des Studenten die volle Heiterkeit seiner Seele entfaltete, war sein letztes Werk. Das Uebel machte reißende Fortschritte, er mußte sich zu Bette legen, und empfing am 18. April die Sterb-Sacramente. Die nahe Rückkunft des Grafen von Lemos, der von seiner hohen Stelle in Neapel zur Präsidentschaft des Geheimenraths berufen war, stand bevor. Die letzten Augenblicke des Dichters waren einem Gefühle der Dankbarkeit gegen diesen Wohlthäter geweiht. Fast sterbend dictirte er folgenden Brief an den Grafen:

„Jene alten Lieder, welche ihrer Zeit so viel Glück machten und mit der Strophe anfangen: „In Bügel ist der Fuß gesetzt," passen leider nur zu sehr auf meinen Brief, denn mit denselben Worten muß ich anfangen:

Puesto ya el pie en el estribo,
Con las ansias de la muerte,
Gran sennor, esta te escribo. [1]

„Gestern hat man mir die letzte Oelung gegeben, und heute schreibe ich Ihnen dieses Briefchen. Kurz ist mir die Zeit gemessen, es wächst die Angst, Hoffnung schwindet, doch hänge ich noch am Leben, doch wünsche ich Aufschub des Todes so lange, um Eurer Excellenz meine Huldigung darbringen zu können. Vielleicht würde die Freude, Sie gesund heimgekommen zu sehen, mich in's Leben zurückrufen. Doch wenn ich sterben soll, geschehe der Wille des Himmels. Wenigstens sollen Euer Gnaden meine Wünsche kennen, den letzten Ausdruck meiner treuen Anhänglichkeit vernehmen, die so groß

[1] Mit den Füßen schon im Steigbügel, in den Aengsten des Todes schreibe ich dieses, o edler Herr.

ist, daß sie gerne über die Schranken des Grabes hinausgreifen möchte.

„Wenn nicht als Augenzeuge, so genieße ich als Prophet die Freude Ihrer Rückkehr, im Geiste sehe ich voraus, wie alle Herzen Ihnen entgegenschlagen, und schaue den Ruhm, den Ihre Tugenden verdienen."

Dieser Brief, der, wie schon Los Rios bemerkt, allen Großen und allen Schriftstellern immer vor Augen schweben sollte, um die Einen Großmuth, die Andern Dankbarkeit zu lehren, bezeugt die vollkommene Heiterkeit des Gemüths, die unsern Dichter bis zum letzten Augenblicke nicht verließ. Nach langen Ohnmachten verschied er Samstags am 23. April 1616. Dr. John Bowle hat zuerst die überraschende Bemerkung gemacht, daß die zwei größten Geister jener Epoche, beide von ihren Zeitgenossen verkannt, beide glänzend gerochen durch eine dankbarere Nachwelt, Wilhelm Shakespeare und Miguel Cervantes, an einem und demselben Tage starben. Doch ist diese Aehnlichkeit nur scheinbar, denn die Engländer nahmen den Gregorianischen Kalender, der schon im sechzehnten Jahrhundert in Spanien eingeführt war, erst mit dem Jahre 1754 an. Da nun der Unterschied zwischen beiden Zeitrechnungen für das siebenzehnte Jahrhundert zehn Tage beträgt, so folgt, daß Shakespeare zehn Tage älter wurde.

Im Testamente, zu dessen Vollziehern Cervantes seine Wittwe und seinen Nachbar, den Licentiaten Franzisco Nunnez, eingesetzt, war der Wunsch ausgesprochen, daß man ihn bei den Trinitarier-Nonnen begraben sollte, die seit vier Jahren ein Kloster in der Straße del Humilladero besaßen, und bei denen seine natürliche Tochter Donna Isabel de Saavedra, wahrscheinlich durch Armuth aus dem väterlichen Hause vertrieben, erst neulich den Schleier genommen hatte. Es ist wahrscheinlich, daß sein letzter Wunsch in dieser Beziehung erfüllt wurde, aber im Jahre 1633 siedelten sich die Nonnen in ein anderes Kloster in der Straße Cantaranas über; so weiß man nicht, was aus Cervantes Asche geworden. Kein Grabstein, kein Denkmal, keine Aufschrift bezeichnet Miguel Cervantes letzte Ruhestätte.

Auch die beiden Bildnisse, welche Pacheco und Jauregui von ihm gemacht, sind verloren gegangen; nur ein Nachbild

hat sich bis auf unsere Tage erhalten. Es gehört in die Regierungszeit Philipp's IV.; die Einen schreiben es dem Alonzo del Arco, Andere der Schule des Vicencio Carducho oder des Eugenio Cajes zu. Mag übrigens der Maler heißen wie er will, so viel ist gewiß, daß es vollkommen genau der Zeichnung entspricht, welche Cervantes in der Vorrede zu den Novellen von sich gibt. „Manche Leute," sagt er dort, „möchten doch gerne wissen, wie der Mann aussieht, der es wagt, die Welt mit seinen Grillen und Einfällen zu unterhalten. Diesen Wunsch könnte einer meiner Freunde leicht befriedigen, wenn er mich fein zierlich, wie es jetzt Mode ist, nach dem Gemälde des berühmten Jauregui vor dem Titel dieses Werkleins in Kupfer stäche, und dann unter mein Bild die Worte setzte: Der Mann da mit dem Adlergesichte, mit kastanienbraunen Haaren, mit der freien offenen Stirne, mit den lebhaften Augen, mit der gebogenen, doch wohlgestalteten Nase, mit dem Silberbarte, — der vor kaum zwanzig Jahren noch gelb war, — mit dem großen Knebelbarte, dem kleinen Munde, worin nur noch sechs Zähne, die leider nicht einmal auf einander passen, von mittlerer Statur, von heller mehr weißer als dunkler Gesichtsfarbe, der ein wenig gebückt geht und nicht gar zu leicht auf den Füßen ist: eben dieser Mann ist Verfasser der Galatea, des Don Quixote von der Mancha, der Reise zum Parnaß und anderer Werke, die zerstreut und zum Theil namenlos in der Welt herumflattern. Gewöhnlich nennt man ihn Miguel de Cervantes Saavedra."

Dies ist Alles, was urkundlich und mit Sicherheit durch sehr mühsame Nachforschungen über Cervantes Leben erhoben wurde, doch genügt es, um ihm dieselbe Verehrung, die er als Schriftsteller verdient, auch wegen seines Charakters zu sichern. Cervantes war ein tapferer Soldat, ein guter Spanier, ein Dichter ersten Ranges, ein edler, reiner Mensch, dabei während eines langen Lebens von Neid und Unglück verfolgt. Bedarf es mehr, um ihm die innigste Hochachtung zu zollen?

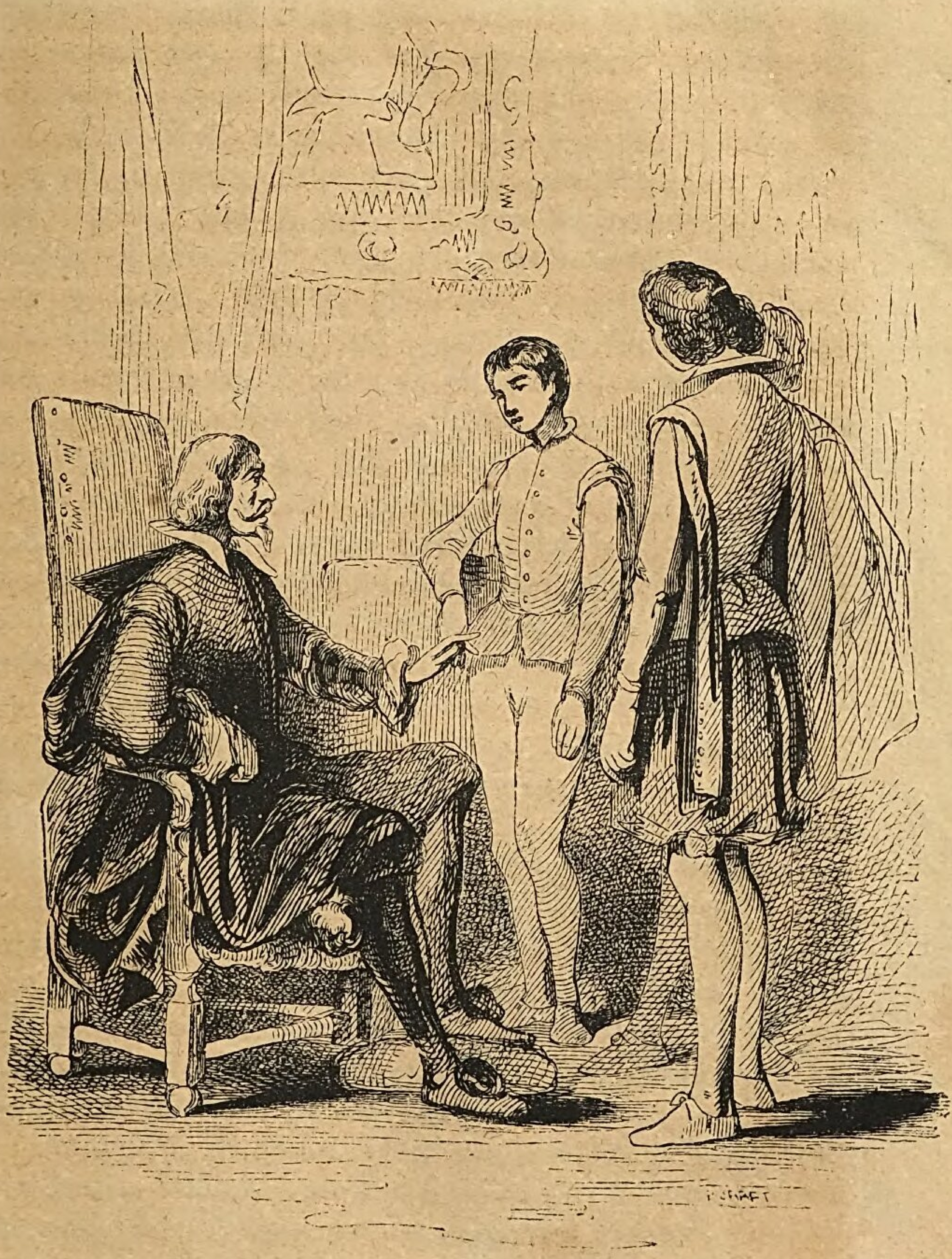
Dieser langen, aber hoffentlich erwünschten Einleitung erlaubt sich der Uebersetzer nur noch wenige Worte über seine eigene Arbeit beizufügen. Vorliegende Ausgabe ist an Ausstattung die schönste, die je in Deutschland erschien. Der innere Werth sollte nach seinem Wunsche nicht hinter dem äußern Glanze zurückbleiben. Alle vorhandenen Hülfsmittel wurden daher sorgfältig benützt. Eine vortreffliche Vorarbeit lag ihm vor, die Bertuch'sche Bearbeitung des Don Quixote, welche in mehr als einer Beziehung würdig ist, neben den besten deutschen Uebersetzungen fremder Werke von Wieland, Ebert und Anderen eine Stelle einzunehmen. Im Komischen ist Bertuch unübertrefflich; leider will er oft noch spaßhafter seyn als das Original, und erlaubt sich überdies, Cervantes Werk nach seinem Wohlgefallen zusammenzuziehen und zu verstümmeln. Wo er gesund ist, bin ich ihm oft lange Strecken auf dem Fuße gefolgt, seine Fehler habe ich dagegen zu vermeiden gesucht. Offen gestehe ich daher, daß ich in der wohlüberlegten Absicht, den Don Quixote ganz in Deutschland einzubürgern und wo möglich zum Volksbuche zu machen, auf den zweideutigen Ruhm ausschließender Originalität verzichte. Auch Soltau's zweite Bearbeitung wurde benützt, hauptsächlich in den Novellen, desgleichen die alte Uebersetzung vom Jahre 1662, die mir da und dort einen guten alterthümlichen Ausdruck bot. Die Tiek'sche Arbeit lag dagegen ganz außer meinem Kreis. In der That ist dieselbe so gänzlich mißrathen, daß ich kaum glauben kann, sie sey von dem berühmten Dichter selbst verfaßt, sondern sie für das Werk irgend eines seiner jüngern Gehülfen halten muß. Die Einleitung über Cervantes Leben und Werke ist nach der trefflichen neuen Uebersetzung des Don Quixote von Viardot gearbeitet. Wie Bertuch und Soltau habe ich die Lob- oder Spottgedichte zu Anfang und Ende des Werks weggelassen, denn sie gehören nicht dem Don Quixote, kaum dem Cervantes, sondern besonderen Umständen des siebenzehnten Jahrhunderts an. Sonst wurde durchaus nichts vom Originale weggelassen, aber auch nichts dazugesetzt. Ueber den Werth vorliegender Arbeit möge nun das Publicum selbst richten.

Neununddreißigstes Kapitel.

Geschichte des Sklaven.

Kastilien nicht, Leon ist mein Vaterland, in dessen Gebirgen der Ort liegt, wo ich geboren wurde. Die Natur war gegen meine Familie günstiger gewesen, als das Glück. Zwar hieß mein Vater, da er unter so armen Leuten lebte, immer reich und wäre es wohl auch gewesen, wenn er sich so viele Mühe gegeben hätte, das Seinige beisammen zu halten, als er sich gab, es los zu werden. Seine Freigebigkeit, die fast ein Hang zum Verschwenden war, rührte daher, daß er in seiner Jugend Soldat gewesen; denn leicht wird man bei diesem Stande aus einem Geizigen ein Freigebiger und aus einem Freigebigen ein Verschwender, ein geiziger Soldat aber ist wie ein Wunder, also eine sehr seltne Erscheinung. Meines Vaters Freigebigkeit überschritt die Grenzen und streifte oft nahe an Verschwendung hin, da er doch Kinder hatte, die er versorgen mußte; denn es waren unsrer drei, lauter Söhne und alle in dem Alter, sich eine Bestimmung wählen zu müssen. Da mein Vater nun sah, daß kein Mittel gegen seinen Hang half, wollte er sich selbst die Gelegenheit dazu benehmen und sich seines Vermögens entschlagen; denn wo Nichts ist, hat auch der Kaiser Nichts zu verschenken. Er rief uns also eines Tags in sein

Zimmer und hub folgendergestalt an: „Meine Söhne, schon dieser Name muß Euch sagen, daß Ihr meinem Herzen theuer seyd. Sollte Euch aber meine Unfähigkeit, das väterliche Gut beisammen zu halten, auf den Argwohn gebracht haben, als ob ich es nicht gut mit Euch meinte, so sehet jetzt, daß ich als rechter Vater an Euch handle; denn ich will Euch einen Entschluß entdecken, den ich gefaßt und viele Tage her reiflich überlegt habe. Ihr seyd jetzt in dem Alter, da Ihr Eure Bestimmung antreten, oder Euch wenigstens eine Lebensart wählen sollt, die Euch ehrt und nährt. Mein Entschluß ist also, mein sämmtliches Vermögen in vier Theile zu theilen: drei sollt Ihr haben und von dem vierten will ich mich noch die übrigen Tage meines Lebens erhalten. Dabei aber fordre ich, daß Jeder, wenn er abgefunden ist, einen von den Wegen erwähle, die ich Euch vorschlagen will. Wir haben in unserm Spanien ein Sprichwort, das, wie die meisten, mir sehr wahr dünkt, denn sie sind das kurzgefaßte Ergebniß langer und reifer Erfahrung; jenes Sprichwort heißt: Kirche, Meer oder Königshaus, wähl' dir eins, so kommst du aus. Was will das anders sagen, als Einer, der in der Welt etwas vor sich bringen will, muß entweder eine geistliche Pfründe suchen, oder zur See Handel treiben, oder an den Hof gehen; denn freilich heißt's auch: des Königs Brod ist besser als helf' dir Gott! Nun wollt' ich gerne, lieben Kinder, daß Einer von Euch studirte, der Andre ein Kaufmann würde und der Dritte dem König im Kriege diente; denn es ist jetzt so schwer, Hofdienste zu bekommen, und macht auch der Krieg nicht reich, so macht er doch tapfer und berühmt. Innerhalb acht Tagen soll Jeder seinen Theil baar haben; sagt mir nun, ob ihr meinem Vorschlage folgen wollt. Was willst du



III. Seite 2.

wählen?" sprach er zu mir, „du bist der Aelteste." Ich antwortete ihm, er solle doch sein Vermögen behalten und brauchen, wie es ihm beliebe, weil wir junge Leute seyen, die in die Welt gehen könnten, und daß mein Vorsatz sey, Soldat zu werden und Gott und dem König zu dienen. Mein zweiter Bruder sagte ihm eben dies und beschloß, nach Indien zu gehen und etwas von seinem Vermögen in Waaren zu stecken. Der Jüngste, und ich glaube noch immer der Klügste von uns, sagte, er wolle der Kirche folgen und seine angefangnen Studien zu Salamanca vollenden.

„Da wir unsre Wahl getroffen hatten, umarmte uns der Vater sämmtlich, und gab uns in der versprochenen Zeit unser Geld, welches, so viel ich mich erinnre, auf eines Jeden Theil 3000 Dukaten Silbermünze betrug. Denn ein Verwandter kaufte das ganze Gut und zahlte es baar, damit es nicht von der Familie komme. Denselben Tag noch nahmen wir Abschied von dem guten Vater, und da es mir hart schien, den alten Mann mit so wenig Vermögen zu verlassen, so bewog ich ihn, 2000 Dukaten von meinem Antheile zurückzunehmen, weil ich an einem Tausend zu meiner Einrichtung als Soldat genug habe. Durch mein Beispiel angetrieben, gaben meine Brüder ihm auch noch jeder tausend Dukaten, so daß er viertausend Dukaten baares Geld erhielt, außer den dreitausend, die ihm an liegenden Gründen geblieben waren. Wir nahmen von ihm und unserm Oheim den zärtlichsten Abschied, und mußten versprechen, ihnen, so oft wir könnten, Nachricht von Allem zu geben, was uns Gutes oder Böses begegnete.

„Nachdem sie uns umarmt und uns ihren Segen gegeben hatten, reisten meine Brüder, der eine nach Salamanca, der andre nach Sevilla und ich ging nach Alicante, woselbst,

wie ich vernommen hatte, ein Schiff nach Genua segelfertig lag. Es werden jetzt ungefähr 22 Jahre seyn, seitdem ich das väterliche Haus verließ, und indeß habe ich niemals Nachricht von meinem Vater oder meinen Brüdern erhalten, obwohl ich ihnen verschiedne Briefe geschrieben. Was mir während dieser Zeit begegnet ist, will ich Euch in der Kürze erzählen.

„Ich ging in Alicante an Bord, kam nach glücklicher Ueberfahrt in Genua an, reiste von dort nach Mailand, wo ich mich mit Waffen und Kleidung versorgte, und wollte in Piemont Dienste nehmen; wie ich aber auf dem Wege war, um nach Alessandria della Paglia zu gehen, erfuhr ich, daß der Herzog von Alba nach Flandern ziehe. Ich änderte hierauf meinen Vorsatz, zog mit ihm, diente in den meisten Feldzügen, die er machte, war bei dem Tode des Grafen Egmont und Horn gegenwärtig, und erhielt eine Fahne unter dem berühmten Hauptmann Don Diego de Urbina von Quadalaxara. Wie ich einige Zeit in Flandern gewesen war, kam die Nachricht von dem Bündnisse, welches Seine Heiligkeit Pabst Pius V., glücklichen Gedächtnisses, mit Venedig und Spanien gegen den gemeinschaftlichen Feind, den Türken, schloß, dessen Flotte sich um diese Zeit, zu großem Verluste der Venetianer, der Insel Cypern bemeistert hatte. Man sagte für gewiß, daß der erlauchte Don Juan von Oesterreich, der natürliche Bruder unsers guten Königs Philipp, den Oberbefehl über die verbündete Streitmacht erhalten werde; man erzählte von ungeheuern Zurüstungen zu diesem Kriege, und das Alles trieb und spornte mich an, dem Feldzuge mit beizuwohnen, und obwohl ich bereits Hoffnung und gewissermaßen Zusage hatte, bei der ersten Gelegenheit eine Compagnie zu bekommen, so ließ ich doch Alles im Stiche, um

nach Italien zu gehen, und mein gutes Glück wollte, daß Don Juan von Oesterreich eben in Genua angekommen war und nach Neapel gehen wollte, um sich mit der venetianischen Flotte zu vereinigen, welches hernach zu Messina geschah. Kurz, ich sah mich in diesem rühmlichen Feldzuge mehr durch mein Glück, als durch mein Verdienst bereits zum Hauptmann von der Infanterie erhoben, und in so ehrenvollem Range diente ich an jenem berühmten Tage, welcher für die ganze Christenheit so glorreich ausfiel, indem er allen Völkern die bisher gehabte irrige Meinung benahm, daß die Türken zur See unüberwindlich seyen. An jenem Tage, der den Stolz und Uebermuth der Moslemin zu Boden schlug und so viele Christen glücklich machte, — denn glücklicher noch waren die, welche in der Schlacht blieben, als diejenigen, welche siegten, — war ich der einzige Unglückliche; denn statt eine Schiffskrone zu erlangen, die mir gewiß zu Theil geworden wäre, hätte ich in den Zeiten des alten Roms gelebt, fand ich mich am Abend des ruhmvollen Tags an Händen und Füßen mit Fesseln beladen, und damit ging es folgendermaßen zu.

„Uschali, Dey von Algier, ein kühner und tapfrer Korsar, hatte die maltesische Hauptgaleere angegriffen und ihr so heftig zugesetzt, daß nur noch drei Ritter lebendig an Bord, und auch diese schwer verwundet waren. Die Hauptgaleere des Don Giovanni Andrea, auf welcher ich mit meiner Compagnie mich befand, eilte der maltesischen Flotte zu Hülfe; ich that, was bei solcher Gelegenheit meine Pflicht war, und sprang in die feindliche Galeere, die aber in demselben Augenblick vor der unsrigen die Flucht nahm, so daß meine Soldaten mir nicht folgen konnten, und so befand ich mich allein unter den Feinden, welchen ich nicht widerstehen konnte.

Bedeckt mit Wunden ward ich gefangen, und wie Euch, meine Herren, vermuthlich bekannt ist, so rettete sich Uschali damals mit seinem ganzen Geschwader; ich blieb demnach in seiner Gewalt, und war unter so vielen Fröhlichen der einzige Betrübte und der Einzige, welcher in Gefangenschaft gerieth, während so Viele ihre Freiheit erlangten; denn nicht weniger als fünfzehntausend Christen, die auf der türkischen Flotte als Ruderknechte hatten dienen müssen, wurden an diesem Tage aus der Sklaverei erlöst.

„Ich ward nach Constantinopel geführt, woselbst der Sultan Selim meinen Herrn zum Großadmiral machte, weil er sich in der Schlacht so gut gehalten und die Hauptstandarte der Malteser als ein Zeichen seiner Tapferkeit davon getragen hatte. Im folgenden Jahre 1572 war ich an Bord der türkischen Admiralsgaleere zu Navarino: ich sah und bemerkte die Gelegenheit, die man damals versäumte, die ganze türkische Flotte im Hafen wegzunehmen; denn die Seesoldaten und Janitscharen erwarteten, daß man sie daselbst angreifen werde, und unsre Flotte hatte ihnen so viel Furcht eingejagt, daß sie insgesammt schon ihre Bündel geschnürt und ihre Passamaken, wie sie die Schuhe nennen, gewichst hatten, um sich ohne Gefecht an's Land zu retten. Allein der Himmel fügte es anders, und es lag nicht an dem Verfahren oder an der Unachtsamkeit unsers Admirals, sondern die Sünden der Christenheit waren Schuld daran, daß der Wille und die Zulassung Gottes uns diese Geißel zu beständiger Züchtigung bestimmte. Genug, Uschali zog sich zurück nach Modon, einer Insel bei Navarino, setzte seine Leute an's Land, befestigte die Einfahrt des Hafens und hielt sich still, bis Don Juan zurückging. Auf dieser Rückfahrt ward die Galeere la Presa genommen, welche ein Sohn des

berühmten Korsaren Barbarossa führte; die neapolitanische Hauptgaleere la Loba that diesen Fang unter dem Befehl des glücklichen und unüberwindlichen Don Alvaro de Bazan, Marquis von Santa Cruz, dieses Sohns des Kriegsgottes und Vaters der Soldaten. Ich kann mich nicht enthalten, Euch einen Umstand zu erzählen, der hiebei vorfiel. Barbarossa's Sohn war so grausam und behandelte seine Sklaven so unmenschlich, daß diese, sobald sie sahen, daß die Loba Jagd auf sie machte und im Begriff war, zu entern, insgesammt auf einmal die Ruder gehen ließen, ihren Befehlshaber, der auf dem Vorderkastell stand und sie mit Geschrei zum Rudern antrieb, beim Kopf nahmen und ihn einander von einer Bank zur andern zuwarfen, wobei sie ihn dergestalt bearbeiteten, daß seine schwarze Seele zum Teufel fuhr, als er kaum bei dem Mastbaum vorbeigekommen war. Dies war die Frucht seiner Grausamkeit gegen sie und ihres Hasses gegen ihn.

„Wir kehrten zurück nach Constantinopel, und im folgenden Jahre 1573 erfuhr man daselbst, daß Don Juan Tunis erobert, den Muley Hamed in Besitz dieser Stadt gesetzt und dadurch dem Muley Hamidah, dem grausamsten und tapfersten Mauren von der Welt, alle Hoffnung benommen habe, wieder auf den Thron zu gelangen. Dieser Verlust war für den Großsultan sehr empfindlich, und vermöge der Schlauheit, die seinem ganzen Hause eigen ist, schloß er mit den Venetianern einen Frieden, welchen diese noch mehr wünschten, als er selbst; worauf er 1574 Goletta und die Citadelle bei Tunis angriff, die Don Juan angelegt, aber noch nicht vollendet hatte.

„Während aller dieser Begebenheiten saß ich auf der Ruderbank und hatte keine Aussicht, meine Freiheit zu

erlangen, wenigstens nicht für ein Lösegeld, weil ich entschlossen war, meinem Vater nichts von meinem Unglück zu melden. Goletta und die Citadelle wurden von den Türken erobert, welche mit 75,000 Mann regelmäßiger Truppen und mit mehr als 400,000 Mauren und andern afrikanischen Söldnern davor lagen und so viel Kriegsgeräth und Munition bei sich hatten, auch außerdem einen solchen Troß mit sich führten, daß sie im Stande gewesen wären, Goletta und die Citadelle mit Erdwürfen zu verschütten.

„Goletta, welches man bisher für unüberwindlich gehalten hatte, fiel zuerst, jedoch nicht aus Mangel tapfrer Vertheidigung, vielmehr that die Besatzung Wunder der Tapferkeit; allein die Erfahrung zeigte, wie leicht man in diesem sandigen Lande mit den Belagerungsarbeiten fertig werden kann; denn, wenn man sonst Wasser antrifft, sobald man einige Spannen tief gegraben hat, so konnten die Türken zwei Klafter tief graben, ohne Wasser zu finden. Sie konnten demnach ihre Schanzen vermittelst aufgethürmter Sandsäcke so hoch bringen, daß die Mauern der Festung von obenher zu beschießen waren, und daß es der Besatzung nicht möglich gewesen, in den Werken Stand zu halten. Viele meinten, die Unsrigen hätten sich nicht in Goletta einsperren, sondern dem Feinde bei der Landung im Freien die Spitze bieten sollen; allein so urtheilen nur Leute, die nicht dabei gewesen sind und nichts von der Sache verstehen; denn da sich in Goletta und in der Citadelle kaum siebentausend Mann befanden, wie hätte denn diese Handvoll Menschen, wenn sie auch noch so tapfer waren, dem zahllosen Heere der Feinde auf freiem Felde Widerstand leisten können? und wie konnte überhaupt eine Festung sich halten, welcher man keine Verstärkung zuschickte? zumal, da sie von einem so

zahlreichen und entschlossenen Feinde in dessen eignem Lande angegriffen ward. Manche glaubten hingegen (und dieser Meinung bin ich selbst), der Himmel habe aus besondrer Gnade und Güte gegen Spanien es zugelassen, daß diese Mördergrube voll Bosheit und Uebelthaten zerstört ward, dieser Schlund und Schwamm, der alle Schätze der Nation verschlang und in sich zog, welche man zu keinem andern Endzweck verschwendete, als um das Andenken festzubehalten, daß der siegreiche Karl V. dieses Nest einst erobert habe, als hätte es dieses Steinhaufens bedurft, um seinen Namen zu verewigen.

„Die Citadelle ging ebenfalls verloren; doch jeder Schritt wurde den Türken streitig gemacht, und die Besatzung vertheidigte sich mit solchem Muth und mit solcher Beharrlichkeit, daß in zweiundzwanzig Hauptstürmen 25,000 Türken auf dem Platze blieben. Nur dreihundert Mann geriethen lebendig in Gefangenschaft, und unter diesen war nicht ein Unverwundeter, woraus man abnehmen kann, wie tapfer Jeder seinen Platz behauptet hatte.

„Ein kleines Schloß oder ein Thurm, welcher mitten im See stand, und von Don Juan Zanuguerra, einem valencianischen Edelmann, vertheidigt war, mußte noch besonders erobert werden. Unter den Gefangnen befand sich Don Pedro Puertocarrero, Befehlshaber von Goletta, welcher, nachdem er sich auf's äußerste vertheidigt hatte, den Verlust des Platzes so sehr zu Herzen nahm, daß er auf der Fahrt nach Constantinopel in der Gefangenschaft den Geist aufgab. Der Commandant der Citadelle, Gabriel Cerbelloni, ein mailändischer Edelmann, trefflicher Ingenieur und tapfrer Krieger, ward ebenfalls gefangen. Unter den Getödteten in beiden Plätzen waren sehr viele bedeutende Männer und

unter Andern Pagano Doria, Ritter vom Orden des heiligen Johannes, ein Mann von vortrefflichem Herzen, welches er durch seine außerordentliche Freigebigkeit gegen seinen Bruder, den berühmten Giovanni Andrea Doria, bewiesen hatte. Sein Tod war desto bedauernswürdiger, weil er von einigen Eingebornen ermordet ward, denen er sich anvertraut hatte, als die Festung nicht mehr zu retten war, und die sich erboten hatten, ihn in maurischer Kleidung nach Tabarka, einem kleinen genuesischen Hafen, oder einer Factorei zu bringen, woselbst Perlen gefischt werden. Statt dessen hieben sie ihm den Kopf ab, und brachten ihn dem türkischen Befehlshaber, der aber an ihnen das Sprichwort wahr machte, daß man den Verrath zwar benützt, den Verräther aber haßt; denn man sagt, er habe die Meuchelmörder hängen lassen, weil sie ihm den Ritter nicht lebendig überliefert hätten. Unter den Gefangnen befand sich auch ein gewisser Don Pedro de Aguilar, gebürtig aus einem mir nicht erinnerlichen Orte in Andalusien. Er stand als Fähndrich im Dienst, war ein tapfrer Soldat, ein verständiger Mann und ein guter Dichter. Ich erwähnte seiner, weil es der Zufall so fügte, daß er auf unsre Galeere kam, mit mir unter einem Herrn diente und auf derselben Ruderbank saß. Ehe wir von jenem Hafen ausliefen, machte dieser Cavalier ein paar Sonette, als Denkgedichte auf Goletta und die Citadelle, die ich Euch wohl noch hersagen kann, weil ich sie auswendig weiß, und ich glaube, sie werden Euch eher Vergnügen, als Langeweile machen." — Indem der Sklave den Namen Don Pedro de Aguilar nannte, sah Fernando seine Begleiter an, die alle Drei lächelten; und wie der Sklave im Begriffe war, die Sonette herzusagen, sprach einer von ihnen zu ihm: „Ehe Ihr weiter fortfahrt,

mein Herr, sagt mir doch, was aus diesem Don Pedro de Aguilar, dessen Ihr erwähnt, geworden ist."

„Alles, was ich Euch von ihm sagen kann," erwiderte der Sklave, „ist, daß er nach Verlauf von zwei Jahren, die er in Constantinopel zubrachte, in arnautischer Kleidung mit einem griechischen Spion entwischte. Ich weiß zwar nicht, ob er glücklich entkommen ist; allein ich hoffe es, weil ich ein Jahr nachher den Griechen wieder in Constantinopel gesehen habe; ich hatte aber nicht Gelegenheit, ihn zu fragen, wie seine Reise abgelaufen sey."

„So kann ich es Euch sagen," sprach der Cavalier; „denn dieser Don Pedro ist mein Bruder und lebt jetzt in unserer Stadt gesund und vermögend, ist verheirathet und Vater von drei Kindern."

„Gott sey gelobt!" antwortete der Sklave, „daß er ihm so große Wohlthat erzeigt hat, denn ich glaube nicht, daß es ein größeres Glück auf Erden gibt, als die verlorne Freiheit wieder zu erlangen."

„Was noch mehr ist," versetzte der Cavalier, „ich kenne auch die Sonette, die mein Bruder gedichtet hat."

„So bitt' ich Euch, sie uns mitzutheilen," sagte der Sklave, „denn Ihr könnt sie gewiß besser vortragen, als ich."

Vierzigstes Kapitel.

Sonett auf Goletta. Der Sklave setzt seine Erzählung fort.

„Also," sprach der Cavalier, „lautete das Sonett auf Goletta:

Ihr Heldengeister, die ihr aufgeflogen
Vom Staub, wo modernd eure Hülle ruht,
Die ihr, befreit, dort unter Gottes Hut
Im Frieden wohnt, am blauen Himmelsbogen!

Von edelm Thatendurste fortgezogen,
Die Kraft zu prüfen und den kühnen Muth,
Habt ihr mit eignem und mit Feindes Blut
Den Sand am Meer geröthet und die Wogen.

Es schwand die Lebenskraft aus euern Sehnen;
Auch da noch blieb euch Gott und Ehre theuer,
Besiegt erranget ihr die Siegeskrone.

Ihr sanket, starbt: euch fließen unsre Thränen:
Dort fielt ihr, zwischen Speeren und Gemäuer,
Und Preis und Glorie ward euch zum Lohne."

„Eben so habe ich es auch gehört," sprach der Sklave.

„Und das andre auf die Citadelle," sagte der Cavalier, „lautete, wo ich nicht irre, folgendermaßen:

Hier, wo der Pflug nicht geht, nicht Früchte prangen,
Wo Trümmer rings mit Trümmern sich vermählen,
Hier sind dreitausend wackre Männerseelen
Zu einer bessern Heimath eingegangen.

Hier fochten sie den Streit, den blutig langen:
Nicht Einer will sich feig von hinnen stehlen:
Gefallen sind, die ihrer Reihe fehlen,
Und Jeder will den Todesstreich empfangen.

Seitdem der Boden, wo Karthago stand,
Der glutverbrannte, sich in gier'gen Zügen
Von Heldenblut und Thränen satt getrunken,

Sind hier, an diesem öden, harten Strand,
Nie Seelen Edlerer emporgestiegen,
Nie Leiber Tapfrerer in's Grab gesunken."

Man fand die Sonette nicht übel, und der Sklave freute sich über die Nachricht, die er von seinem Mitgefangenen erhielt; worauf er seine Erzählung folgendermaßen fortsetzte:

„Wie Goletta und die Citadelle übergegangen waren, machten die Türken Anstalt, Goletta zu schleifen; denn die Citadelle war schon so zugerichtet, daß nichts zu schleifen daselbst übrig blieb. Um nicht zu viel Zeit und Arbeit aufzuwenden, untergruben sie die Werke an drei Stellen, aber keine Mine war hinreichend, die alten Mauern, die man für den schwächsten Theil hielt, zu zerstören, da hingegen Alles, was von Fratins neu angelegten Werken noch übrig geblieben war, mit leichter Mühe gesprengt ward. Die Flotte kehrte siegprangend nach Constantinopel zurück, und nach einigen Monaten starb mein Herr Uschali, den man gewöhnlich Uschali Fartach, den krätzigen Renegaten, nannte; denn er war wirklich krätzig, und es ist eine alte Gewohnheit bei den Türken, daß man den Leuten Beinamen gibt von Fehlern, die sie an sich haben, oder von Tugenden, die sie besitzen, denn eigentliche Geschlechtsnamen gibt es bei ihnen nicht mehr als vier, welche an Adel mit dem Hause Osmans wetteifern; und alle Uebrige bekommen Namen und Beinamen entweder von Gebrechen oder von Vorzügen des Geistes oder des Leibes. Dieser Krätzige diente dem Großsultan vierzehn Jahre als Ruderknecht, und wie er bereits über vierunddreißig Jahre alt war, nahm er aus Erbitterung über einen Türken, der ihm auf der Ruderbank eine Ohrfeige gegeben, den türkischen Glauben an, und verließ die Religion seiner Väter, um sich an Jenem rächen zu können. Er war so tapfer, daß er, ohne sich der erniedrigenden Mittel zu bedienen, wodurch die meisten Günstlinge der

Sultane emporsteigen, Dey von Algier und hernach Groß-admiral ward, und demnach die dritte Ehrenstelle im türkischen Reiche erhielt. Er war aus Calabrien gebürtig und ein rechtschaffner Mann, der seine Sklaven, deren er über dreitausend hatte, sehr menschlich behandelte. Diese wurden sämmtlich nach seinem Tode, vermöge seines letzten Willens, zwischen dem Großsultan und den Renegaten, die unter ihm gedient hatten, vertheilt; denn der Großsultan erbt von jedem seiner Unterthanen, und geht mit dessen hinterlassenen Kindern zu gleichen Theilen. Ich ward einem venetianischen Renegaten zu Theil, welchen Uschali als Schiffsjungen zum Gefangenen gemacht hatte, und so lieb gewann, daß er ihn unter allen seinen Leuten am besten hielt; er ward aber einer von den grausamsten Renegaten, die man je gesehen hat. Er hieß Hassan Aga,[1] und ward sehr reich und endlich Dey von Algier. Ich ging gewissermaßen gern mit ihm von Constantinopel ab, weil ich Spanien um so viel näher kam; denn ich hatte zwar nicht die Absicht, Jemanden in meinem Vaterlande Nachricht von meinem unglücklichen Schicksale zu geben, allein ich hoffte, das Glück werde mir vielleicht in Algier günstiger seyn, als in Constantinopel, woselbst ich ohne Erfolg unzählige Versuche gemacht hatte, zu entkommen; und ich nahm mir vor, in Algier auf neue Mittel zu sinnen, um dasjenige zu erlangen, wornach ich mich so sehr sehnte; denn nie verließ mich die Hoffnung, endlich wieder die Freiheit zu erlangen, und wenn mir auch noch so viele Maßregeln, Anstalten und Entwürfe fehlschlugen, so sann ich doch augenblicklich wieder auf neue Plane, die meine Hoffnung nährten, wenn sie auch noch so

[1] Cervantes schreibt Azanaga.

schwach und gering war. Damit vertrieb ich mir die Zeit in dem Gefängnisse, welches die Türken Bagno nennen, und woselbst man die Christensklaven einschließt, welche dem Dey und auch wohl bisweilen Privatpersonen gehören, ingleichen diejenigen, die man Almagen oder Gefangene des Stadtraths nennt. Diese Letztern werden vom Divan zu öffentlichen Arbeiten gebraucht, und ihnen wird es besonders schwer, ihre Freiheit zu erlangen, weil sie dem Gemeinwesen gehören und keinen bestimmten Herrn haben, mit welchem sie sich wegen ihres Lösegeldes abfinden könnten, wenn sie auch im Stande wären, es anzuschaffen. In diese Bagnos pflegen, wie ich gesagt habe, einige Privatpersonen ihre Sklaven zu schicken, besonders wenn sie ihre Auslösung erwarten, weil sie dort so lange sicher aufbewahrt werden, bis das Lösegeld ankommt. Die Sklaven des Dey, deren Auslösung erwartet wird, gehen auch nicht mit zur Arbeit, es wäre denn, daß ihr Lösegeld lange ausbliebe, in welchem Falle man sie mit den andern nach Holz gehen läßt, welches eine schwere Arbeit ist, damit sie desto dringender um Geld schreiben.

„Mich rechnete man mit unter diese Zahl; denn weil man wußte, daß ich Hauptmann war, so half es mir nichts, daß ich mein Unvermögen und meine Armuth betheuerte, sondern man setzte mich mit unter die Zahl der Edelleute und anderer Personen, auf deren Auslösung man rechnete. Man legte mir Ketten an, aber mehr zum Zeichen der erwarteten Auslösung, als um mich damit zu fesseln; und so lebte ich in diesem Bagno auf gleichem Fuße mit vielen Cavalieren und andern angesehenen Leuten, deren Loskaufung man entgegen sah.

„Obwohl wir nun selbst manchmal und fast beständig

von Hunger und Blöße Vieles ausstanden, so schmerzte uns doch Alles nicht so sehr, als wenn wir hören und sehen mußten, mit welcher unerhörten Grausamkeit mein Herr den Christen begegnete. Kein Tag verging, an dem er nicht Einen oder den Andern hängen, spießen oder ihm die Ohren abschneiden ließ, und zwar oft entweder ohne alle Ursache, oder um so geringfügiger Dinge willen, daß die Türken selbst sagten, er thue es bloß, weil es ihm Vergnügen mache, ein Henker des ganzen Menschengeschlechts zu seyn.

„Ein einziger spanischer Soldat, ein gewisser Saavedra, konnte mit ihm fertig werden; denn obgleich dieser, um sich in Freiheit zu setzen, schon mancherlei Dinge unternommen hatte, die man zu Algier in vielen Jahren nicht vergessen wird, so ließ er ihm doch nie einen Schlag geben und sagte ihm nicht einmal ein hartes Wort, und doch fürchteten wir, daß er für den geringsten von den vielen Streichen, die er versuchte, würde gespießt werden, und wäre die Zeit nicht zu kurz, so erzählte ich einige von den Wagestücken dieses Soldaten, die euch vielleicht besser unterhalten und mehr in Verwunderung setzen würden, als meine eigene Geschichte.

„Ich muß bemerken, daß die Fenster oben im Hause eines gewissen reichen und vornehmen Mauren in den Hof unseres Gefängnisses hinausgingen. Nach maurischer Bauart waren diese nicht größer, noch besser als ein paar Löcher, und überdies waren sie mit dichten und starken Gittern versehen. Einst traf es sich, indem ich mit dreien meiner Kameraden mich auf einem Platz im Hofe dieses Gefängnisses befand, woselbst wir zum Zeitvertreib mit unsern Ketten herumzuspringen versuchten, während die übrigen Christen

auf die Arbeit gegangen waren, daß ich von ungefähr in die Höhe sah und an dem vergitterten Fenster einen Stock gewahr ward, woran ein Tuch hing, und daß man mit dem Stock eine Bewegung machte, als wenn man uns näher zu kommen und ihn in Empfang zu nehmen winkte. Wir bemerkten dies, und einer von meinen Kameraden trat hinzu, um zu versuchen, ob man ihm den Stock zuwerfen würde; allein wie er sich näherte, ward der Stock zurückgezogen und hin und her bewegt, wie man den Kopf zu schütteln pflegt, um ein verneinendes Zeichen zu geben. Mein Kamerad trat zurück, der Stock ward wieder heruntergehalten und man winkte wie vorhin. Ein Anderer von uns trat hinzu, und es ging ihm wie dem ersten; auch der Dritte machte den Versuch, und ward abgewiesen wie die beiden Andern. Wie ich dies sah, wollte ich nicht unterlassen, mein Glück gleichfalls zu versuchen, und kaum hatte ich mich unter das Fenster gestellt, so ließ man den Stock in das Bagno herunterfallen, und er fiel mir gerade vor die Füße. Ich nahm das Tuch ab und fand in einem Knoten zehn Cianis eingebunden, kleine maurische Goldmünzen, deren jede zehn Realen werth ist. Ob mir der Fund erfreulich war, brauche ich wohl nicht zu sagen; er verursachte mir jedoch nicht weniger Verwunderung, als Freude, indem ich mir nicht erklären konnte, woher uns dieser Schatz käme, und zwar mir insbesondere, weil man dadurch, daß der Stock nur für mich herunterfiel, zu erkennen gab, die Wohlthat sey ausschließlich mir zugedacht. Ich nahm das Geld, zerbrach den Stock und ging nach dem Rasenplatze zurück, und indem ich nach dem Fenster blickte, sah ich, daß eine sehr weiße Hand es öffnete und wieder verschloß. Wir merkten daraus, oder vermutheten wenigstens, daß ein Frauenzimmer in

diesem Hause unsere Wohlthäterin sey, und zum Zeichen unserer Dankbarkeit machten wir nach maurischer Art unsere Verbeugungen mit dem Kopf und Oberleibe und mit kreuzweise auf die Brust gelegten Händen. Bald nachher ward aus demselben Fenster ein kleines Kreuz von Stäbchen herausgehalten und wieder zurückgezogen. Dies veranlaßte uns, zu vermuthen, daß eine christliche Sklavin sich in dem Haus befände, die sich so wohlthätig gegen uns bezeigte, obgleich das blendende Weiß der Hand und die Armbänder, die wir an derselben bemerkt hatten, dieser Vermuthung widersprachen, und uns auf den Gedanken brachten, eine christlich geborne Renegatin im Hause zu vermuthen, welche die Mauren gerne zu ihren Gemahlinnen wählen, und sie den Weibern ihrer eigenen Nation vorziehen. Wir trafen jedoch mit allen diesen Vermuthungen weit vom Ziele; inzwischen waren von der Zeit an unsere Augen beständig auf das Fenster gerichtet, an welchem uns der Stock wie ein Glücksstern erschienen war. Es vergingen aber wohl vierzehn Tage, ohne daß der Stock, die Hand oder irgend ein anderes Zeichen sich wieder sehen ließ, und obwohl wir indeß uns alle Mühe gaben, zu erfahren, wer in dem Hause wohne, so brachten wir doch weiter nichts heraus, als daß der Herr dieses Hauses ein reicher Maure Namens Hadschi Murat sey, gewesener Alkaide von la Pota, welches ein Amt von großer Auszeichnung ist. Wie wir aber am wenigsten daran dachten, daß es wieder Cianis regnen werde, kam unvermuthet der Stock mit einem, dem Ansehen nach, noch besser gefüllten Tuche zum Vorschein, und zwar, ebenso wie das vorige Mal, zu einer Zeit, da kein Fremder in unserm Hofe zugegen war. Wir wiederholten unsern vorigen Versuch, indem jeder meiner drei Kameraden vor

mir unter das Fenster trat, und auch diesmal ward der Stock für keinen Andern, als für mich heruntergelassen. Ich öffnete das Tuch und fand vierzig spanische halbe Dublonen darin und einen Brief, der in arabischer Sprache geschrieben und am Ende mit einem großen Kreuze bezeichnet war. Ich küßte das Kreuz, nahm die Goldstücke und ging nach dem Platze zurück; wir machten unsere Verbeugungen, die Hand ließ sich wieder sehen, ich gab ein Zeichen, daß ich den Brief lesen werde, und das Fenster ward wieder zugemacht.

„Wir Alle waren voll Verwunderung und Freude über diesen Vorfall; weil aber Keiner von uns Arabisch verstand, so quälte uns die Neugier, zu erfahren, was in dem Briefe stehe, und wir waren nicht wenig verlegen, Jemand zu finden, der ihn uns lesen könnte. Endlich wagte ich es, mich einem aus Murcia gebürtigen Renegaten anzuvertrauen, der sich sehr freundschaftlich gegen mich betragen und mir auch manche Dinge im Vertrauen entdeckt hatte, die ihn nöthigen mußten, auch mein Geheimniß zu bewahren; denn einige Renegaten pflegen, wenn sie die Absicht haben, nach den christlichen Ländern zurückzukehren, sich von vornehmen christlichen Gefangenen Scheine geben zu lassen, worin diese in der bündigsten Form bezeugen, daß der Vorzeiger derselben ein rechtschaffener Mann sey, der sich stets der Christen angenommen habe, und daß er bei erster Gelegenheit zu entweichen wünsche. Einige lassen sich diese Scheine aus redlicher Absicht geben, Andere aber mißbrauchen sie zu Streifzügen auf christlichem Boden. Wenn sie nämlich von ungefähr Schiffbruch leiden oder gefangen werden, so zeigen sie ihre Scheine vor, und berufen sich darin auf ihren beurkundeten Vorsatz, im Lande der Christen zu bleiben, indem

sie vorgeben, daß sie nur in dieser Absicht die Türken auf ihrem Streifzuge begleitet hätten. Damit schützen sie sich vor der ersten Gefahr, versöhnen sich zum Scheine mit der Kirche, wobei sie nichts verlieren, gehen aber, sobald sie ihre Gelegenheit absehen, wieder nach der Berberei, und bleiben, was sie waren. Andere hingegen verschaffen sich jene Papiere, um sie zu guten Endzwecken zu gebrauchen, und bleiben bei den Christen. Mein Freund war einer der gutgesinnten Renegaten, und besaß Zeugnisse von allen unseren Kameraden, daher wir zu ihm das beste Vertrauen hatten; denn, wenn die Mauren diese Papiere bei ihm gefunden hätten, so würden sie ihn lebendig verbrannt haben. Ich wußte, daß er das Arabische sehr gut verstand und nicht nur sprechen, sondern auch schreiben konnte. Ehe ich jedoch mich ihm völlig entdeckte, bat ich ihn bloß, mir dieses Papier zu lesen, welches ich zufällig in einem Winkel meines Gefängnisses gefunden hätte. Er öffnete den Brief und las ihn bedächtlich und mit halblauter Stimme durch. Ich fragte, ob er ihn verstehe, und er antwortete mir: „Sehr gut, und wenn Ihr den Inhalt von Wort zu Wort wissen wollt, so gebt mir nur Feder und Dinte.“ Diese verschafften wir ihm, und wie er mit seiner Uebersetzung fertig war, sagte er: „Hier ist Alles wörtlich in's Spanische übersetzt, was das maurische Papier enthält; merkt Euch nur, daß überall, wo Lela Maria genannt wird, von der heiligen Jungfrau die Rede ist.“ Wir lasen den Brief, der Folgendes enthielt:

„Wie ich noch ein Kind war, hatte mein Vater eine Sklavin, die mich den Segensgruß der Christen in meiner Muttersprache lehrte und mir viel Gutes von der Lela Maria sagte. Die Christin starb, und ich bin versichert, daß sie nicht in's Feuer, sondern zu Allah gekommen ist, denn

sie ist mir seitdem zweimal erschienen und hat mir gesagt, ich solle in's Land der Christen ziehen, um Lela Maria zu sehen, die mir sehr gut sey. Ich weiß nicht, wie ich dahin kommen soll. Viele Christen habe ich aus diesem Fenster schon gesehen, aber keiner ist mir so sehr als du wie ein Edelmann vorgekommen. Ich bin schön und jung und habe viel Geld, das ich mitnehmen kann. Sieh zu, ob du Anstalt machen kannst, daß wir entfliehen, so sollst du dort mein Gemahl werden, wenn du willst; oder wenn du das nicht willst, so liegt mir auch nicht viel daran, weil mir Lela Maria wohl einen andern Gemahl geben wird.

„Sieh dich vor, wem du meinen Brief zu lesen gibst: vertraue dich keinem Mauren, denn sie sind alle Betrüger. Ich bin ängstlich besorgt, daß du dich nicht Verräthern anvertraust; denn wenn mein Vater Etwas erführe, er würde mich in einen Brunnen stürzen und mit Steinen verschütten. Ich werde einen Faden an diesen Stock knüpfen; binde deine Antwort daran, oder wenn du Niemand hast, der arabisch schreiben kann, so antworte mir durch Zeichen: Lela Maria wird geben, daß ich dich verstehe. Mögen Allah und sie dich beschützen und dieses Kreuz, welches ich tausendmal küsse, wie mir die Christin gelehrt hat."

„Denkt, meine Herren, welche Freude und Verwunderung dieser Brief uns verursachen mußte. Beide stiegen in uns zu einer solchen Höhe, daß der Renegat wohl merkte, das Papier sey nicht durch Zufall gefunden, sondern wirklich an Einen von uns geschrieben worden. Er bat demnach, wir möchten uns ihm anvertrauen, wenn er in seiner Meinung sich nicht irrte, und ihm Alles entdecken, weil er gerne sein Leben für uns wagen wolle, um uns die Freiheit zu verschaffen. Mit diesen Worten zog er ein Crucifix aus dem Busen, und schwur mit vielen Thränen bei dem Göttlichen, den dieses Bild vorstelle, und an welchen er, ungeachtet seiner Sünde und Verirrung, treulich und aufrichtig glaube, daß er in allen Angelegenheiten, die wir ihm anvertrauen würden, Treue und Verschwiegenheit beobachten wolle, weil es ihm ahne, daß Diejenige, die diesen Brief geschrieben,

die Vermittlerin unserer Freiheit werden, und zugleich auch ihm Gelegenheit verschaffen werde, sich mit der Kirche zu versöhnen, von welcher Unwissenheit und Sünde ihn als ein faules Glied getrennt habe. Der Renegat sagte dies mit so vielen Thränen und Zeichen ernstlicher Reue, daß wir uns einmüthig entschlossen, ihm ohne Zurückhaltung Alles zu entdecken; wir zeigten ihm das Fenster, an welchem der Stock zu erscheinen pflegte, und er versprach, sich alle Mühe zu geben, um zu erfahren, wer in dem Hause wohne. Wir hielten es auch für nöthig, den Brief der Maurin unverzüglich zu beantworten, und da wir an dem Renegaten einen guten Schreiber zur Hand hatten, so setzte er ohne Zeitverlust Alles auf, was ich ihm in die Feder sagte, und was ich euch noch wörtlich wiederholen kann, weil ich von Allem, was damals vorfiel, nicht den kleinsten Umstand vergessen habe, und auch in meinem Leben nicht vergessen werde. Wir antworteten der Maurin in folgenden Ausdrücken:

„Der wahre Allah sey dein Beschützer, edle Jungfrau, und die heilige Maria, welche die wahre Mutter Gottes ist und dir in's Herz gegeben hat, in das Land der Christen zu ziehen, weil sie dich lieb hat. Bitte sie, dir die Mittel anzuzeigen, wie du ihren Befehl ausführen kannst, denn sie ist so liebreich, daß sie es gewiß thun wird. Ich und alle Christen, die bei mir sind, versprechen dir, Alles für dich zu thun, was wir können, und unser Leben daran zu wagen. Unterlasse nicht, mir zu schreiben und mir Nachricht zu geben, wie du deine Maßregeln nehmen willst. Ich werde dir immer antworten, denn der große Allah hat, wie du aus diesem Briefe siehst, uns einen Christen zugeführt, welcher deine Sprache sehr gut lesen und schreiben kann. Du kannst uns demnach ohne Furcht von Allem, was du willst, Nachricht geben. Auf deine Aeußerung, daß du mich, sobald du auf christlichem Boden ankömmst, zum Gemahl annehmen wollest, antworte ich dir als ein guter Christ, daß ich der Deinige seyn will, und du kannst versichert seyn, daß die Christen ihr Wort besser halten, als die Mauren. Allah und Maria seine Mutter seyen deine Beschützer, edle Jungfrau!"

„Wie der Brief fertig war, wartete ich nach meiner Gewohnheit, bis nach zwei Tagen das Bagno einmal wieder leer war, und begab mich alsdann nach dem gewöhnlichen Platze, um zu versuchen, ob sich der Stock sehen ließe, welcher auch bald zum Vorschein kam. Sobald ich ihn erblickte, ohne jedoch unterscheiden zu können, wer ihn heraushielt, zeigte ich den Brief, um anzudeuten, daß man den Faden anknüpfen möchte; doch dies war bereits geschehen, und ich band meinen Brief daran. Bald darauf erschien unser Glücksstern wieder mit der weißen Friedensfahne des Bündelchens, welches man herunterfallen ließ. Ich öffnete es und fand darin an Gold und Silbermünze über fünfzig Thaler, wodurch unsere Freude fünfzigmal vermehrt und die Hoffnung, unsere Freiheit zu erlangen, verstärkt ward. Denselben Abend kam unser Renegat wieder und sagte uns, was er erfahren, nämlich, daß Hadschi Murat, der Maure, den man uns schon genannt hatte, in diesem Haus wohne, daß er ein überaus reicher Mann sey und eine einzige Tochter habe, die dereinst sein ganzes Vermögen erben werde; man halte sie in der ganzen Stadt für das schönste Frauenzimmer der Berberei, und mancher Vornehme habe sich bereits um ihre Hand beworben, sie aber dieselben sämmtlich ausgeschlagen; auch habe sie, wie man ihm gesagt, eine Christensklavin gehabt, die aber schon gestorben sey. Dies Alles stimmte mit dem Inhalt des Briefes überein; wir berathschlagten uns demnach mit dem Renegaten über die Mittel, die Maurin zu entführen und mit ihr nach einem christlichen Lande zu entkommen, und wurden einig, vor der Hand auf neue Nachrichten von Zoraiden zu warten (so hieß Diejenige, welche jetzt wünscht, Maria genannt zu werden); denn wir sahen wohl ein, daß

sie die Einzige sey, die uns aus der Verlegenheit ziehen könne.

„Sofort bat der Renegat, daß wir uns unbedingt auf ihn verlassen sollten, denn er werde sein Leben daran wagen, uns die Freiheit zu verschaffen. Während der nächsten vier Tage waren immer Leute im Bagno; am fünften aber, da es wieder leer war, erschien auch der Stock (der sich unterdessen nicht hatte sehen lassen), und zwar mit einem wohlgefüllten Bündel, das eine reiche Ausbeute versprach. Stock und Tuch neigten sich zu mir herab, und ich fand einen zweiten Brief nebst hundert Thalern in Gold darin und keine kleine Münze dabei. Da der Renegat eben bei uns war, gaben wir ihm den Brief in unserer Baracke zu lesen, und er übersetzte ihn, wie folgt:

„Ich weiß Dir keine Mittel anzugeben, mein Herr, wie wir nach Spanien kommen können, und Lela Maria hat mir auch nichts gesagt, obwohl ich sie darum gebeten habe. Ich kann weiter nichts thun, als Dir aus diesem Fenster große Summen Geldes zuwerfen. Kaufe Dich und Deine Freunde damit los, und lasse einen von Euch nach dem Christenlande reisen, um ein Schiff zu kaufen und die Andern abzuholen. Ihr werdet mich auf meines Vaters Landhause, vor dem Thore Bab Asson, dicht bei dem Hafen finden, wo ich den Sommer mit meinem Vater und unserem Gesinde zubringen soll, und wo Ihr bei Nacht mich ohne Gefahr abholen und an Bord bringen könnet. Vergiß nicht, daß du versprochen hast, mein Gemahl zu werden, sonst werde ich Lela Maria bitten, Dich zu strafen. Wenn Du Dich auf keinen Andern verlassen kannst, so kaufe Dich selbst los und reise hin, um ein Schiff zu holen; denn ich weiß, daß Du eher als ein Anderer wiederkommen wirst, weil Du ein Christ bist und ein Edelmann. Erkundige Dich genau nach dem Gartenhause, und wenn Du hier wieder auf- und abgehst, so werde ich daraus abnehmen, daß das Bagno leer ist, und werde Dir viel Geld geben. Allah behüte Dich, mein Herr!“

„Dies war der Inhalt des zweiten Briefs. Wie wir ihn gelesen hatten, wollte Jeder der Erste seyn, der sich

loskaufte, mit dem Versprechen, pünktlich abzureisen und wieder zu kommen. Ich selbst erbot mich dazu, allein der Renegat wollte nicht einwilligen, und sagte, er werde nie zugeben, daß Einer vor den Uebrigen seine Freiheit erhalte, bis wir Alle auf einmal loskämen; denn die Erfahrung habe ihn gelehrt, daß Manche nach der Befreiung das während der Gefangenschaft gegebene Wort nicht halten, und oft schon hätten vornehme Gefangene Jemand losgekauft und ihm nach Valencia oder nach Mallorca Geld mitgegeben, um ein Schiff zu kaufen und seine Befreier abzuholen, aber nie seyen sie wiedergekommen, weil die Erlangung der Freiheit und die Furcht, dieselbe wieder zu verlieren, jede Erinnerung an die Pflicht aus ihrem Gedächtnisse vertilgt habe. Zum Beweise, daß er uns die Wahrheit sage, erzählte er eine Geschichte, die sich erst kürzlich mit einigen christlichen Cavalieren zugetragen hatte, eine von den sonderbarsten, die jemals in einem Lande vorgefallen, wo sich täglich die unglaublichsten Begebenheiten ereignen. Statt dessen schlug er uns vor, wir sollten ihm selbst so viel Geld geben, als die Loskaufung eines Christen betragen würde, dann wolle er in Algier unter dem Vorwande des Küstenhandels nach Tetuan ein Schiff kaufen, und als Eigenthümer desselben bald Mittel finden, uns Alle aus dem Bagno abzuholen und einzuschiffen, zumal, wenn die Maurin ihrem Versprechen gemäß uns so viel Geld gebe, daß wir Alle uns loskaufen könnten; denn sobald wir Alle frei seyen, könne man sogar am hellen Tage uns an Bord kommen lassen. Die einzige Schwierigkeit werde darin bestehen, daß die Mauren den Renegaten keine andere Schiffe auszurüsten gestatten, als große bewaffnete zum Kreuzen, aus Furcht, Diejenigen, welche leichte Schiffe kaufen, zumal wenn sie Spanier seyen, möchten

mit denselben nach einem christlichen Lande entweichen. Diese Schwierigkeit hoffte er jedoch dadurch zu heben, daß er mit einem tagarinischen Mauren ein Schiff kaufe und denselben am Handel Theil nehmen lasse. Unter diesem Vorwand wolle er sich in den Besitz des Schiffes setzen, und das Uebrige würde sich dann von selbst finden. Ich und meine Kameraden hielten es zwar für besser, ein Schiff von Mallorca kommen zu lassen, wie die Maurin vorgeschlagen hatte; allein wir wagten es nicht, dem Renegaten zu widersprechen, damit er, wenn wir ihm nicht folgten, uns nicht verriethe und in Lebensgefahr brächte, wenn er unser Verständniß mit Zoraiden bekannt machte, für deren Leben wir sämmtlich das unsrige willig würden hingegeben haben. Wir entschlossen uns demnach, Alles Gott und dem Renegaten zu überlassen, und gaben Zoraiden auf der Stelle zur Antwort, daß wir in allen Stücken ihren Rath befolgen werden, weil er so vernünftig sey, als wenn ihn Lela Maria selbst gegeben hätte, und es solle von ihr allein abhängen, wie früh oder wie spät wir ihn in Ausführung bringen würden. Ich versicherte ihr zugleich auf's Neue, daß ich ihr Gemahl werden wolle, und da ich mich am folgenden Tage zufällig allein im Bagno befand, so gab sie mir vermittelst des Stocks und des Tuchs zweitausend Goldstücke, wobei sich ein Zettel befand, in welchem sie mir sagte, daß sie am nächsten Freitage nach ihres Vaters Garten gehen werde; ehe sie dahin abginge, wolle sie uns noch mehr Geld geben, und wenn auch dieses noch nicht hinreiche, möchten wir sie es nur wissen lassen, denn sie könne uns so viel geben, als wir brauchten, weil ihr Vater so reich sey, daß er den Abgang nicht merken werde; zumal, da sie die Schlüssel zu Allem in ihren Händen habe.

„Wir gaben sogleich dem Renegaten fünfhundert Goldstücke, um ein Schiff zu kaufen, und mit achthundert kaufte ich mich selbst los, indem ich das Geld bei einem Kaufmann aus Valencia niederlegte, der sich eben in Algier befand, und sich bei dem Dey für mich verbürgen mußte, daß er nach Ankunft des ersten Schiffs aus Valencia das Lösegeld für mich bezahlen wolle; denn, wenn er ihm das Geld gleich baar gegeben hätte, so würde ihn der Dey im Verdacht gehabt haben, daß es schon längst in Algier angekommen sey, und daß der Kaufmann den Empfang verschwiegen habe, um damit zu wuchern. Mein Herr war überhaupt so voll von Ränken, daß ich es keineswegs wagen durfte, ihm das Geld gleich auszahlen zu lassen. Am Donnerstag, bevor die schöne Zoraide sich nach ihrem Landhause begab, erhielten wir von ihr noch tausend Goldstücke und die Nachricht, daß sie im Begriff sey, abzugehen, mit der Bitte, ich möchte, sobald ich mich losgekauft hätte, den Garten ihres Vaters aufsuchen und Gelegenheit nehmen, sie dort zu sprechen. Ich erwiderte mit wenigen Worten, daß ich Alles erfüllen werde und sie bitte, sich und uns Alle der Lela Maria durch die Gebete zu empfehlen, welche sie von der Christin gelernt habe.

„Hierauf ward Verfügung getroffen, meine drei Kameraden gleichfalls loszukaufen, damit auch sie das Bagno verlassen könnten und nicht aus Ungeduld sich vom Teufel verblenden ließen, etwas zu Zoraidens Nachtheil vorzunehmen, wenn sie mich in Freiheit gesehen und sich selbst noch in der Sklaverei befunden hätten; denn, obwohl sie Männer waren, deren Stand und Denkungsart dergleichen nicht von ihnen befürchten ließ, so wollte ich doch nichts dem Zufall anheimgeben, und veranstaltete deßwegen ihre Auslösung auf dieselbe Art, wie die meinige, und ließ alles Geld bei dem

Kaufmanne niederlegen, damit er sicher und ruhig die nöthige Bürgschaft für uns leisten könne. Von unserm Plan und Geheimnisse ließen wir ihn jedoch nie etwas merken, um uns keiner Gefahr auszusetzen.

Einundvierzigstes Kapitel.

Beschluß der Geschichte des Sklaven.

Qualvoll war die Spannung, worin stetes Warten uns hielt; indeß hatte unser Renegat bereits nach vierzehn Tagen ein sehr gutes Fahrzeug ausgerüstet, worin sich für mehr als dreißig Personen Raum fand, und um seiner Sache gewiß zu seyn und ihr einen Schein zu geben, machte er eine Reise nach Sargel, welches dreißig Meilen von Algier nach der Seite von Oran zu liegt und wo starker Handel mit trockenen Feigen getrieben wird. Zwei- oder dreimal wiederholte er diese Reise in Gesellschaft des schon erwähnten Tagariners. Tagariner nennt man nämlich in der Berberei die Mauren aus Aragon; die aus Granada werden Mudachares genannt; in Fes nennt man die Letztern auch Eltsches, und die Kaiser daselbst bedienen sich ihrer besonders gern im Kriege. So oft der Renegat mit seinem Schiffe zurückkam, landete er immer in einer kleinen Bucht, die kaum ein paar Bogenschüsse von dem Garten entfernt war, woselbst uns Zoraide erwartete, ließ dort seine Mannschaft bald ihr Gebet verrichten, bald Uebungen anstellen, um sich spielend auf die Rolle vorzubereiten, die er nächstens im Ernst aufführen wollte. Er ging deßwegen auch oft nach Zoraidens Garten und bat um einige Früchte, die ihm ihr Vater, obwohl er

ihn nicht kannte, gerne gab. Er hätte zwar, wie er hernach äußerte, Zoraiden gerne gesprochen, um ihr zu sagen, daß er Derjenige sey, der sie vermöge meines Auftrags nach dem Christenlande führen solle, und daß sie sich getrost auf ihn verlassen könne; allein es war ihm noch nie gelungen, weil die maurischen Frauenzimmer sich nie vor Mauren oder Türken sehen lassen, wenn ihr Ehemann oder ihr Vater es nicht ausdrücklich befiehlt, da sie hingegen mit den Christensklaven frei reden und umgehen, vielleicht mehr, als sich geziemt. Es wäre mir auch wirklich nicht lieb gewesen, wenn er Zoraiden gesprochen hätte; denn es würde sie vielleicht sehr befremdet haben, wenn sie gesehen, daß ein Renegat um ihre Angelegenheiten wüßte; allein Gott lenkte es anders und gab nicht zu, daß er seine wohlgemeinte Absicht erreichte.

„Weil er nun fand, daß man ihn frei und ungehindert nach Sargel und zurück fahren ließ, daß er vor Anker gehen konnte, wann, wo und wie er wollte, daß sein Kamerad, der Tagariner, ihm in allen Stücken den Willen ließ, daß ich mich losgekauft hatte und uns nichts mehr fehlte, als eine Anzahl Christensklaven zum Rudern, so bat er mich, diejenigen selbst auszusuchen, die ich außer den Losgekauften mitzunehmen wünsche, und mit ihnen Abrede zu nehmen, daß sie sich auf nächsten Freitag zur Abreise fertig halten könnten. Ich sprach demnach mit zwölf Spaniern, lauter rüstigen und gewandten Ruderern, und zwar mit solchen, die am freiesten aus der Stadt gehen konnten. Es war kein geringes Glück, daß ich um diese Zeit noch so viele antraf, weil eben zwanzig Schiffe in der See kreuzten, welche alles tüchtige Rudervolk mitgenommen hatten, und ich würde auch diese nicht bekommen haben, wenn nicht zum Glück ihr Herr diesen Sommer zu Hause geblieben wäre, um eine Galione

auszurüsten, die auf der Werfte lag. Ich sagte ihnen weiter nichts, als daß sie sich nächsten Freitag Abends einzeln, ohne Aufsehen zu erregen, aus der Stadt schleichen und hinter Hadschi Murats Garten mich erwarten möchten. Diesen Wink gab ich jedem von ihnen besonders, und bedeutete ihm dabei, wenn er an dem verabredeten Orte mehr andere Christen anträfe, so möchte er ihnen nichts weiter sagen, als daß ich ihn dahin beschieden habe.

„Nun blieb mir noch das Wichtigste übrig, nämlich Zoraiden zu benachrichtigen, damit sie wachsam und bereit sey und nicht erschrecke, wenn wir sie unvermuthet früher überraschten, als sie die Ankunft eines Schiffs aus einem christlichen Lande erwarten konnte. Ich entschloß mich demnach, in den Garten zu gehen und zu versuchen, ob ich sie sprechen könnte. Indem ich unter dem Vorwand, einige Kräuter zu sammeln, hineintrat, war Zoraidens Vater der Erste, der mir begegnete. Er fragte mich in der Frankensprache, die in der ganzen Berberei und selbst in Konstantinopel zwischen den Türken und Christen gesprochen wird, und die weder türkisch, noch spanisch, noch sonst eine bestimmte Sprache, sondern eine Mischung von allen ist, was ich in seinem Garten wolle und wem ich gehöre. Ich antwortete, daß ich ein Sklave des Arnauten Mami sey, welcher, wie ich wußte, sein Freund war, und daß ich für meinen Herrn einige Kräuter holen möchte. Er fragte mich hierauf, ob ich Hoffnung habe, mich loszukaufen, wieviel Lösegeld mein Herr für mich fordere und dergleichen mehr. Während dieses Gesprächs trat die schöne Zoraide, die mich bereits gewahr worden war, aus dem Gartenhause, und weil die Maurinnen, wie ich schon gesagt habe, sich ohne Scheu vor Christensklaven sehen lassen und diese durchaus nicht zu vermeiden

suchen, so trug sie kein Bedenken, sich mir und ihrem Vater zu nähern; vielmehr rief ihr Vater selbst sie zu sich, wie sie langsam gegangen kam, und befahl ihr, näher zu kommen. Ich würde umsonst versuchen, Euch die Schönheit, die Anmuth und den reichen, prachtvollen Schmuck zu beschreiben, womit meine geliebte Zoraide damals meinen Augen erschien. Ich will Euch nur sagen, daß allein die Perlen, die sie am Halse, in den Ohren und an ihrem Kopfschmucke trug, zahlloser waren, als das Haar auf ihrem Haupte. Um die Knöchel, welche nach der Landessitte unbedeckt waren, trug sie ein paar Ringe vom feinsten Golde, die so reich mit Diamanten besetzt waren, daß ihr Vater, wie sie mir gesagt hat, dieselben über 10,000 Dublonen schätzte, und gleichen Werth hatten die Armbänder, die sie an den Händen trug. Die Perlen waren bei ihrer großen Menge zugleich sehr schön, denn in einem reichen Perlenschmucke suchen die maurischen Weiber ihre meiste Pracht, daher man auch bei den Mauren mehr große und kleine Perlen antrifft, als bei allen übrigen Völkern, und von Zoraidens Vater sagte man, daß er in ganz Algier die meisten und besten Perlen besitze, und überdies ein Vermögen von mehr als 100,000 Dublonen, über welches Alles Diejenige allein zu gebieten hatte, die jetzt die Meinige ist. Ihr könnt Euch vorstellen, wie reizend Zoraide war in allem diesem Schmuck und in den Tagen ihres Wohlstandes, wenn Ihr die Reize betrachtet, welche ihr noch jetzt nach ausgestandenen unzähligen Leiden übrig geblieben sind; denn bekanntlich pflegt die Schönheit bei den Frauenzimmern bisweilen abzuwechseln und nach Zeit oder Umständen zu- oder abzunehmen, und die Bewegungen des Gemüths müssen sie natürlich bald erhöhen, bald schwächen, manchmal sogar völlig zerstören. Zoraide zeigte sich mir damals in

dem prächtigen Schmuck und in der größten Fülle der Schönheit; mir zum wenigsten schien sie die Schönste zu seyn, die ich bis dahin gesehen hatte. Da ich nun überdies die große Verbindlichkeit empfand, die sie mir aufgelegt, so glaubte ich in ihr eine Göttin des Himmels zu erblicken, die zur Erde gekommen sey, um mir Heil und Wonne zu bringen. Wie sie zu uns kam, sagte ihr Vater in seiner Sprache zu ihr, ich sey ein Sklave des Arnauten Mami, und wolle Salat holen. Sie nahm sogleich das Wort und fragte mich in der Frankensprache, ob ich ein Edelmann sey und warum ich mich nicht loskaufe. Ich antwortete ihr, ich habe mich bereits losgekauft, und sie könne aus dem Betrag meines Lösegelds abnehmen, welchen Werth mein Herr auf mich setzte, da ich ihm 1500 Sultaninnen hätte bezahlen müssen.

„Wenn du meinem Vater gehörtest," sagte sie, „so würde ich ihm wahrlich rathen, dich für zweimal so viel nicht loszugeben; denn ihr Christen sagt uns Mauren immer Unwahrheiten und stellt euch arm, um uns zu hintergehen."

„Das mag wohl bisweilen der Fall seyn," antwortete ich; „mit meinem Herrn bin ich aber aufrichtig umgegangen, und werde mich stets gegen Jedermann aufrichtig betragen."

„Wann wirst du denn abreisen?" fragte sie.

„Ich glaube morgen, denn es ist ein französisches Schiff hier, welches morgen abgehen wird, und auf diesem denke ich mich einzuschiffen."

„Wäre es nicht besser," sagte sie, „ein Schiff aus Spanien abzuwarten, als dich den Franzosen anzuvertrauen, die euch nicht gewogen sind?"

„Nein," erwiderte ich; „denn, wenn es auch gewiß wäre, daß ein spanisches Schiff, wie man sagt, unterwegs sich befindet, so mag ich doch nicht darauf warten, weil es sicherer

ist, morgen abzureisen. Mein Verlangen, wieder in mein Vaterland und in die Arme derjenigen, die mir theuer sind, zu eilen, ist so groß, daß ich eine spätere Gelegenheit nicht abwarten möchte, wenn sie auch noch so einladend wäre."

„Du bist also vermuthlich in deinem Vaterlande verheirathet," sprach Zoraide, „und sehnst dich, deine Gattin wieder zu sehen?"

„Nein," erwiderte ich; „allein ich habe mein Wort gegeben, gleich nach meiner Ankunft mich zu verheirathen."

„Ist das Frauenzimmer schön," fragte sie, „welcher du dein Wort gegeben hast?"

„So schön, daß ich weder mehr zu ihrem Lobe sagen, noch sie treuer schildern kann, als wenn ich sage, daß sie dir sehr ähnlich ist."

Ihr Vater lachte darüber herzlich und sagte: „Wahrlich, Christ, dann muß sie sehr schön seyn; denn schöner ist wohl keine im Lande, als meine Tochter. Betrachte sie nur recht, so wirst du gestehen müssen, daß ich nicht zuviel sage."

Während dieser Unterredung war Zoraidens Vater fast beständig unser Dolmetscher, weil ihm die Frankensprache geläufiger war, als seiner Tochter; denn obwohl sie diese Zwittersprache ebenfalls verstand, so mußte sie sich doch mehr durch Zeichen, als durch Worte verständlich machen. Indem wir noch von diesen und andern Dingen sprachen, kam ein Maure mit Geschrei gelaufen, um seinem Herrn zu sagen, daß vier Türken über die Gartenmauer gesprungen seyen und reife Früchte abrissen. Der Alte stutzte und Zoraide erschrack; denn die Mauren fürchten sich sehr vor den Türken und besonders vor den Soldaten, die unverschämt sind und sich gegen ihre maurischen Schutzgenossen so anmaßend betragen, als wenn diese ihre Leibeigenen wären. „Geh in

dein Zimmer, meine Tochter," sagte der Alte, „bis ich diese Hunde abgefertigt habe, und du, Christ, suche deine Kräuter und gehe mit Gott; Allah geleite dich glücklich in dein Vaterland."

„Ich neigte mich vor ihm, und er ging hin, die Türken wegzujagen, und ließ mich mit Zoraiden allein. Diese stellte sich zwar, als ob sie dahin ginge, wohin ihr Vater ihr zu gehen befahl, aber kaum verbargen sie die Gebüsche des Gartens vor seinen Augen, so kam sie zu mir zurück, und fragte mich mit Thränen in den Blicken: „Gehst du fort, Christ? gehst du wirklich fort?"

„Ja, ich gehe," gab ich ihr zur Antwort, „aber nicht ohne dich. Erwarte mich am nächsten Freitag und erschrick nicht, wenn du uns kommen siehst, denn wir gehen gewiß nach dem Lande der Christen." Ich suchte mich so auszudrücken, daß sie mich vollkommen verstehen mußte, und sie schlang ihren Arm um meinen Hals und ging mit wankenden Schritten nach dem Hause zu. Durch einen Zufall, welcher sehr unglücklich hätte für uns ablaufen können, wenn es der Himmel nicht verhütet, kam ihr Vater zurück, nachdem er die Türken fortgeschafft hatte, und überraschte uns in dieser Stellung. Wir wurden jedoch zeitig genug gewahr, daß er uns bereits gesehen, und Zoraide hatte die Gegenwart des Geistes, daß sie ihren Arm, der noch um meinen Hals geschlungen war, nicht zurückzog, sondern sich vielmehr noch fester an mich schmiegte, ihr Haupt an meine Brust lehnte und die Knie sinken ließ, als wenn sie ohnmächtig würde, wobei ich mich gleichfalls stellte, als ob ich nur durch die Umstände genöthigt würde, sie in meinen Armen zu halten. Ihr Vater kam eilig gelaufen, und wie er seine Tochter in diesem Zustand erblickte, fragte er, was ihr

fehle. Wie sie ihm keine Antwort gab, sagte er: „Ganz gewiß ist sie vor Schrecken über das Einsteigen dieser Hunde ohnmächtig geworden.“ Er nahm sie hierauf aus meinen Armen und drückte sie an seine Brust. Mit einem Seufzer öffnete Zoraide ihre Augen, in welcher noch eine Thräne schwamm, und sagte: „Geh fort, Christ, geh fort!“

„Warum soll er gehen?“ sprach ihr Vater, „er hat dir ja nichts zu Leide gethan, und die Türken sind schon fort. Du brauchst nicht bange zu haben, denn hier hast du dich vor Niemand zu fürchten, und die Türken sind in der Güte wieder davongegangen, wie sie gekommen waren.“

„Diese haben sie gewiß erschreckt, Herr, wie du vermuthest,“ sagte ich zu ihrem Vater; „weil sie aber sagt, daß ich gehen soll, so will ich sie nicht beschweren. Lebe wohl, und mit deiner Erlaubniß komme ich gelegentlich wieder, um Kräuter zu holen. Denn, wie mein Herr sagt, gibt's nirgends so gute Kräuter zum Salat, wie hier.“

„Komm so oft du willst,“ erwiderte Hadschi Murat; „denn meine Tochter hat gegen dich und deine Glaubensgenossen keinen Widerwillen zeigen wollen, sondern sie hat dich entweder um der Türken willen gehen heißen oder damit du deinen Salat sammeln sollest.“

Ich nahm hierauf von Beiden Abschied; Zoraide folgte, wie es schien, mit schwerem Herzen ihrem Vater, und ich durchstrich unter dem Vorwande, Kräuter zu sammeln, den ganzen Garten nach meinem Gefallen, und bemerkte mir jeden Aus- und Eingang, die Zugänge zum Hause und Alles, was uns die Ausführung unsers Vorhabens erleichtern konnte. Hierauf entfernte ich mich und gab dem Renegaten und meinen Kameraden Bericht von allem Vorgefallenen, und kaum konnte ich die Stunde erwarten, die mich in den

ruhigen Besitz des Schatzes setzen sollte, welchen das Glück mir in der Person der schönen und liebenswürdigen Zoraide bescherte. Die Zeit verging, und endlich kam der Tag und die Stunde, wornach wir sämmtlich uns sehnten, und da Jeder die Maßregeln genau befolgte, die wir mit kluger Vorsicht und reifer Ueberlegung genommen hatten, so gelang uns Alles nach Wunsch. Nächsten Freitag nach meiner Unterredung mit Zoraiden legte sich Morenago (so hieß der Renegat) bei anbrechender Nacht mit seiner Barke fest neben dem Garten, welchen die schöne Zoraide bewohnte, vor Anker. Die Christen, welche die Ruder bedienen sollten, hatten sich bereits eingefunden und da und dort in der Nähe versteckt. Alle warteten mit Ungeduld auf meine Ankunft und brannten vor Begierde, das vor ihnen liegende Schiff zu entern, weil sie nicht wußten, daß der Renegat mit uns einverstanden war, sondern sich einbildeten, daß sie das Schiff mit Gewalt nehmen, die Mannschaft niedermetzeln und durch diese That die Freiheit erlangen sollten. Indem ich mich meinen Kameraden zeigte, kamen auch die Andern, wie sie uns erblickten, aus ihren Schlupfwinkeln hervor und gesellten sich zu uns. Das Stadtthor war um diese Zeit schon geschlossen und in der Gegend umher kein Mensch mehr zu sehen. Sobald wir versammelt waren, wurde überlegt, ob wir sogleich Zoraiden abholen, oder vorher die tagarinischen Mauren, die als Schiffsleute auf der Barke dienten, überwältigen sollten. Indem wir noch darüber rathschlagten, kam unser Renegat und fragte, warum wir zauderten und den Augenblick nicht benützten, da die meisten seiner Leute schliefen und die Uebrigen sich keines Bösen versähen. Wir sagten ihm, woran wir Anstand nähmen, und er antwortete, wir müßten vor allen Dingen uns zuerst des Schiffes

bemeistern, welches wir mit der größten Leichtigkeit und ohne Gefahr ausführen und hernach Zoraide abholen könnten. Sein Rath gefiel uns, und ohne länger Zeit zu verlieren, begaben wir uns unter seiner Anführung nach dem Schiffe; er selbst sprang zuerst mit dem Säbel in der Faust an Bord, und gebot den Mauren auf dem Verdeck, sich nicht zu rühren, wenn sie nicht den Augenblick des Todes seyn wollten. Unterdessen waren fast alle Christen an Bord gekommen; die Mauren, die nie viel Herz hatten und ihren Schiffsherrn eine solche Sprache führen hörten, dachten vor Schrecken nicht daran, zu den Waffen zu greifen, womit sie ohnehin schlecht oder gar nicht versehen waren, sondern ließen sich ohne Widerstand von den Christen binden, welches in der Geschwindigkeit geschah und wobei man ihnen drohte, sie insgesammt über die Klinge springen zu lassen, wenn sie nur einen Laut von sich gäben.

Sobald wir uns ihrer versichert und die Hälfte der Unsrigen als Wache bei ihnen gelassen hatten, gingen wir Uebrigen, den Renegaten an der Spitze, nach dem Garten des Hadschi Murat. Wir waren so glücklich, die Gartenthüre mit leichter Mühe zu öffnen, und kamen in aller Stille bis an das Haus, ohne von Jemand bemerkt zu werden. Die schöne Zoraide wartete auf uns an einem Fenster, und sobald sie Menschentritte vernahm, fragte sie mit leiser Stimme, ob wir Nasarani (Christen) seyen. Ich bejahte es, und bat sie herunter zu kommen. Wie sie mich erkannte, verweilte sie nicht einen Augenblick, sondern eilte, ohne mir zu antworten, herab, öffnete die Thüre und zeigte sich uns Allen in unbeschreiblicher Schönheit und Pracht. Sobald ich sie erblickte, ergriff ich eine ihrer Hände und küßte sie, welches der Renegat und meine Kameraden gleichfalls thaten, und

die Uebrigen, welche nicht um unser Geheimniß wußten, folgten unserm Beispiele, wodurch wir ihr zu huldigen und sie für unsere Befreierin zu erkennen schienen. Der Renegat fragte sie, ob ihr Vater auch im Garten sey.

„Ja,“ sagte sie, „er schläft.“

„Sollen wir ihn nicht wecken,“ fragte der Renegat, „und ihn und Alles, was er an Sachen von Werth in diesem schönen Garten hat, mitnehmen?“

„Nein,“ sagte sie, „meinen Vater darf Niemand antasten, und in diesem Hause ist weiter nichts, als was ich mitnehme, und was wohl hinreichen wird, um euch Alle reich und zufrieden zu machen. Wartet nur ein wenig, so werdet Ihr es selbst sehen.“

Sie ging hierauf wieder hinein und bat uns, kein Geräusch zu machen, bis sie in wenigen Minuten wiederkomme. Indeß fragte ich den Renegaten, was er mit ihr gesprochen, und nachdem er mir's gesagt hatte, bat ich ihn, ja nichts vorzunehmen, was ihr mißfällig seyn könnte. Sie kam wieder mit einem Kästchen voll Gold, welches so schwer war, daß sie es kaum tragen konnte. Unglücklicherweise erwachte in der Zwischenzeit Zoraidens Vater und hörte das Geräusch im Garten, das wir nicht gänzlich vermeiden konnten, und wie er an's Fenster kam, ward er bald gewahr, daß viele Christen in seinem Garten waren, und fing an, aus vollem Halse zu rufen: „Christen, Christen, Diebe, Diebe!“ Sein Geschrei versetzte uns Alle in Schrecken und Verlegenheit; allein der Renegat, der die Gefahr sah, worin wir schwebten, und wie nothwendig es war, mit unsrer Unternehmung zu eilen, ehe Lärm entstand, sprang geschwind mit einigen der Unsrigen die Treppe hinauf, während dessen ich Zoraiden nicht verlassen durfte, die mir ohnmächtig in die Arme

gesunken. Der Renegat und seine Gehülfen gingen so hurtig zu Werke, daß sie in wenig Minuten mit dem Hadschi Murat herunterkamen, dem sie die Hände gebunden und ein Tuch in den Mund gestopft hatten, so daß er kein Wort reden konnte, wobei sie ihm drohten, beim ersten Laut, den er von sich gäbe, ihn umzubringen. Wie seine Tochter ihn gewahr ward, bedeckte sie ihre Augen, um ihn nicht zu sehen, und ihr Vater erschrack, wie er sie erblickte, weil er nicht wußte, daß sie sich uns freiwillig in die Arme geworfen.

Wir durften jetzt keine Zeit mehr verlieren, sondern eilten, so schnell wir konnten, nach der Barke, woselbst unsre Kameraden schon mit Ungeduld auf uns warteten, weil sie befürchteten, es sey uns etwas Widriges begegnet. Es war kaum zwei Uhr nach Mitternacht, als wir schon sämmtlich an Bord waren. Zoraidens Vater wurden augenblicklich die Bande von den Händen und das Tuch aus dem Munde genommen, nachdem ihn der Renegat nochmals gewarnt hatte, kein Wort von sich hören zu lassen, so lieb ihm sein Leben sey. Wie er seine Tochter an Bord sah, fing er an wehmüthig zu seufzen, zumal als er fand, daß ich sie in meine Arme schloß und daß sie es geschehen ließ, ohne sich mit Worten oder Geberden dagegen zu sträuben; er schwieg jedoch still, aus Furcht, der Renegat möchte seine wiederholte Drohung erfüllen. Als Zoraide sah, daß wir im Begriffe standen, die Ruder zu lösen, daß nicht nur sie, sondern auch ihr Vater sich bei uns an Bord befand, und daß die maurischen Seeleute gebunden waren, ließ sie mich durch den Renegaten bitten, ihr zu Liebe die Bande der Mauren zu lösen und ihrem Vater die Freiheit zu schenken, weil sie lieber sich selbst in's Meer stürzen, als zugeben würde, daß man vor ihren Augen und durch ihr Verschulden

ihren Vater, der sie stets zärtlich geliebt, in die Gefangenschaft schleppe. Der Renegat sagte mir dieses und ich hatte nichts dawider; allein er wandte dagegen ein, daß es nicht rathsam sey, weil jene, wenn wir sie an's Land setzten, sogleich Alles auf dem Lande und in der Stadt in Bewegung bringen und Anstalt machen würden, daß man uns mit einigen leichten Fregatten nachsetze, und landwärts und seewärts den Weg verlege, und es uns unmöglich mache zu entkommen. Dagegen schlug er vor, den Mauren die Freiheit zu schenken, sobald wir wieder christlichen Boden beträten. Diesen Vorschlag billigten wir Alle, und auch Zoraide gab sich zufrieden, wie man ihr die Ursache erklärte, warum man ihren Wunsch nicht sogleich erfüllen könne. Unsre rüstigen Jünglinge griffen hierauf in der Stille mit Freuden und Munterkeit zu den Rudern, und wir empfahlen uns Gott von ganzem Herzen und steuerten nach Mallorca, weil die balearischen Inseln uns zunächst lagen. Da jedoch der Wind ein wenig nördlich lief und die See ziemlich hohl ging, so konnten wir diesen Strich nicht halten, sondern mußten längs der Küste nach der Gegend von Oran steuern. Dies war uns sehr unangenehm, weil wir befürchteten, zu Sargel entdeckt zu werden, welches an dieser Küste dreißig Meilen von Algier liegt, oder einem von den Schiffen zu begegnen, die gewöhnlich mit Waaren von Tetuan kommen; doch hätten wir's mit den Letztern, wenn nur keine bewaffnete Kaperschiffe darunter waren, allenfalls aufgenommen, weil wir uns für stark genug hielten, nicht nur mit ihnen zu fechten, sondern wohl gar ein Schiff zu erobern, worauf wir unsre Fahrt bequemer und sichrer fortsetzen könnten. Zoraide lehnte unterwegs ihr Gesicht an mich, weil sie den Anblick ihres Vaters nicht ertragen konnte, und ich hörte sie oft Lela Marien zu Hülfe rufen.

Wir mochten ungefähr dreißig Meilen gerudert haben, als wir uns bei anbrechendem Tage kaum drei Büchsenschüsse vom Lande entfernt fanden. Wir sahen zwar eine wüste Gegend vor uns, wo Niemand war, der uns entdecken konnte; nichts desto weniger hielten wir, weil die See etwas ruhiger geworden war, aus allen Kräften vom Lande ab. Nachdem wir ungefähr zwei Meilen in die See gestochen hatten, wollten wir unsre Mannschaft einander wechselsweise im Rudern ablösen lassen, damit jeder Zeit hätte, etwas zu essen, indem wir mit Lebensmitteln reichlich versehen waren; doch keiner von ihnen wollte die Ruder verlassen, sondern sie sagten, man möchte nur denen zu essen geben, die nicht ruderten, weil sie jetzt keine Zeit verlieren dürften, um auszuruhen. Wir ließen ihnen demnach ihren Willen; doch bald darauf erhob sich ein frischer Wind, wir setzten die Segel bei, nahmen die Ruder ein, und steuerten, weil wir nicht anders konnten, nach Oran. Wir segelten so schnell, daß wir in einer Stunde vier Meilen zurücklegten, und fürchteten uns vor keiner andern Gefahr, als vor Seeräubern. Unsern tagariner Mauren gaben wir zu essen, und der Renegat versprach ihnen, daß wir sie nicht als Sklaven behandeln, sondern bei der ersten Gelegenheit in Freiheit setzen wollten. Eben dieses versicherten wir auch dem Vater Zoraidens, allein er gab uns zur Antwort: „Wenn ich euch Christen auch sonst irgend eine großmüthige oder wohlthätige Handlung zutraue, so müßt ihr mich doch nicht für so einfältig halten, daß ich mir einbilden könnte, ihr würdet mir die Freiheit schenken; denn ihr hättet euch gewiß nicht so vieler Gefahr ausgesetzt, um sie mir zu rauben, wenn ihr Willens wäret, sie mir so großmüthig wieder zu geben, zumal da ihr wißt, wer ich bin, und wie theuer ihr mir meine Freiheit verkaufen könnt.

Ja, wenn ihr nur den Preis dafür bestimmen wolltet, so würde ich euch gerne Alles geben, was ihr verlangtet, um mich und diese meine unglückliche Tochter auszulösen, oder auch nur sie allein, die mir lieber ist, als meine Seele."

Indem er dies sagte, vergoß er so bittre Thränen, daß wir Alle Mitleid mit ihm hatten, und Zoraide sich nicht enthalten konnte, zu ihm aufzuschauen. Von seinen Thränen so gerührt, entwand sie sich meinen Armen, sank in die Arme ihres Vaters und vermischte ihre Thränen so zärtlich mit den seinigen, daß Manche von uns mit ihr weinen mußten. Wie aber ihr Vater sie so festlich geschmückt sah, fragte er: „Was bedeutet dies, meine Tochter? Gestern Abend, eh' uns dieses schreckliche Unglück begegnete, verließest du mich in deiner häuslichen Kleidung, und jetzt sehe ich dich in dem köstlichsten Schmucke, den ich dir in glücklichern Tagen geben konnte. Ich begreife nicht, wann du Zeit hattest, dich so zu schmücken, oder welche fröhliche Veranlassung du dazu finden konntest. Erkläre mir dies; denn ich bin darüber mehr erstaunt, als über das Unglück, worein ich mich gestürzt sehe."

Der Renegat verdolmetschte uns Alles, was der Maure zu seiner Tochter sagte, die nicht im Stande war, ihm ein Wort zu erwidern. Wie er aber vollends in einem Winkel das Kästchen gewahr ward, in welchem er seine Schätze zu verwahren pflegte, und wie er sich erinnerte, daß er es in der Stadt gelassen und nicht mit nach seinem Landhause genommen hatte, ward er noch bestürzter, und fragte seine Tochter, wie es in unsre Hände gekommen und was darin sey.

Der Renegat überhob sie der Mühe, ihm zu antworten: „Bemüht Euch nicht, mein Herr," sprach er, „Eure Tochter so Vieles zu fragen; denn eine einzige Antwort, die ich Euch

geben kann, wird Alles auf einmal erklären. Wisset demnach, daß Zoraide eine Christin, und daß sie es ist, die unsre Fesseln zerbrochen und unsre Gefangenschaft in Freiheit verwandelt hat. Aus freiem Willen begleitet sie uns jetzt und freut sich, wie ich glaube, über die Veränderung ihres Zustands, wie eine Person, die aus der Finsterniß an's Licht, aus dem Grabe zur Auferstehung und aus der Marter zur Wonne gelangt."

„Ist das wahr, was dieser Mann spricht, meine Tochter?" fragte der Alte.

„Ja, es ist wahr," antwortete Zoraide.

„Also bist du wirklich eine Christin, und hast deinen Vater in die Hände seiner Feinde überliefert?"

„Eine Christin bin ich," erwiderte sie; „allein ich bin nicht Schuld daran, daß du hier bist, denn nie war es meine Absicht, dich aus Muthwillen zu verlassen, oder dir wehe zu thun, sondern nur mein eignes Glück zu befördern."

„Und welches Glück hast du denn gefunden, meine Tochter?"

„Das mußt du Lela Marien fragen," antwortete Zoraide: „Sie wird es dir besser erklären können, als ich."

Kaum hatte der Maure dies gehört, so stürzte er sich plötzlich in's Meer und wäre gewiß ertrunken, wenn ihn nicht seine langen, weiten Kleider eine Zeitlang über dem Wasser gehalten hätten. Zoraide jammerte um Hülfe, und wir Alle eilten hinzu, packten ihn beim Kleide und zogen ihn halb todt und besinnungslos aus dem Wasser, während Zoraide sich so sehr grämte und ihn so herzlich und wehmüthig beklagte, als ob er wirklich todt gewesen wäre. Wir legten ihn mit dem Gesicht auf den Boden, er gab viel Wasser von sich, und erst nach zwei Stunden konnte er sich völlig wieder erholen. Indessen setzte der Wind um und trieb uns wieder

nach der Küste. Zum Glück erreichten wir eine kleine Bucht hinter einem kleinen Vorgebirge, welches die Mauren das Vorgebirg der Cavia Rumia, oder des bösen Christenweibes, nennen, weil bei ihnen die Sage geht, daß dort das unglückliche Weib begraben liege, um dessen willen einst Spanien verloren ging; [1] denn Cavia heißt in ihrer Sprache ein böses Weib, und Rumia eine Christin, und sie halten es für ein schlimmes Zeichen, wenn man bei diesem Vorgebirge ankern muß, was daher auch nie ohne Noth von ihnen geschieht. Wir aber bargen uns hier bei keinem bösen Weibe, sondern fanden einen sichern Ankerplatz, woselbst wir vor dem stürmischen Meere geschützt waren; wir stellten am Lande Schildwachen aus, ließen die Ruder nicht aus den Händen, während wir von dem Vorrathe des Renegaten zehrten, und baten Gott und die heilige Jungfrau um Hülfe und Beistand, um die glücklich angefangene Unternehmung eben so glücklich zu Ende zu bringen.

Auf Zoraidens Bitte ward zugleich Anstalt getroffen, ihren Vater und die maurischen Gefangnen an's Land zu setzen. Wir versprachen ihr, sie insgesammt frei zu geben, sobald wir im Begriff wären, wieder abzufahren, weil wir an diesem unbewohnten Orte nichts zu befürchten hatten. Der Himmel erhörte unser Gebet; der Wind war uns bald wieder günstig, das Meer wurde ruhig und erlaubte uns, die Reise fröhlich anzutreten. Wir lösten demnach den Mauren ihre Bande und setzten sie einzeln nacheinander zu ihrer großen Verwunderung an's Land. Indem wir nun auch Zoraidens Vater an's Land setzen wollten, der sich völlig wieder erholt hatte,

[1] Bezieht sich auf Florinde, Tochter des Grafen Julian von Ceuta, die durch Roderich, den letzten westgothischen König Spaniens, verführt wurde, und deren Vater daher aus Rachsucht die Saracenen in's Land rief.

sagte er: „Weßwegen denkt ihr wohl, ihr Christen, daß dieses böse Weibsbild es gerne sieht, wenn ihr mir die Freiheit gebt? Meint ihr, es geschehe aus Mitleiden mit mir? Nein, wahrhaftig nicht, sondern sie scheut sich nur, bei der Ausführung ihrer sträflichen Absicht mich zum Zeugen zu haben. Glaubt nur nicht, daß sie darum ihre Religion ändern will, weil sie die eurige für besser hält, sondern weil sie weiß, daß man in eurem Lande sich mehr Ausschweifungen erlaubt, als in dem unsrigen."

Hierauf wandte er sich gegen Zoraiden, und ich mußte ihn mit einem meiner Kameraden bei beiden Armen festhalten, damit er sich nicht an ihr vergriffe, indem er sie anschrie: „Du ehrvergeßnes, leichtfertiges Mädchen, wohin lässest du dich führen in deiner Verblendung und Verkehrtheit von diesen Hunden, unsern gebornen Feinden? Verflucht sey die Stunde, da ich dich zeugte, verflucht sey die Sorgfalt und Zärtlichkeit, womit ich dich erzog."

Da ich merkte, daß er vielleicht noch lange nicht aufhören würde, ließ ich ihn eiligst an's Land bringen; er fuhr aber noch immer fort uns nachzufluchen, zu jammern und seinen Propheten anzurufen, er solle Gott bitten, uns zu zerschmettern und zu vernichten. Als wir uns schon so weit entfernt hatten, daß wir seine Worte nicht mehr verstehen konnten, sahen wir noch, wie er sich den Bart ausraufte und auf der Erde wälzte. Noch einmal erhob er jedoch seine Stimme so laut, daß wir hören konnten, wie er ausrief: „Kehre wieder, geliebte Tochter, komm' wieder an's Land: ich verzeihe dir Alles. Laß diesen Leuten das Geld, das sie in Händen haben, und komme wieder, deinen bekümmerten Vater zu trösten, der hier in der öden Sandwüste sein Leben lassen muß, wenn du ihn verlässest."

Alle diese Worte hörte Zoraide mit Schmerzen und Thränen, konnte ihm aber nur antworten: „Lieber Vater! Allah gebe, daß Lela Maria, die mich bewogen hat, eine Christin zu werden, dich in deiner Bekümmerniß tröste. Allah weiß, daß ich nicht anders handeln konnte und daß diese Christen meiner besondern Zuneigung nichts zu danken haben; denn es wäre mir unmöglich gewesen, zu Hause zu bleiben und nicht mit ihnen zu gehen, wenn ich es auch gewollt hätte: so groß war der Drang meines Herzens, ein Werk auszuführen, das ich für eben so verdienstlich halte, als es dir, mein Vater, sträflich scheint."

Von diesen Ausrufungen konnte ihr Vater nichts mehr hören, weil wir ihn bereits aus dem Gesichte verloren hatten. Ich suchte demnach Zoraiden zu trösten, und wir setzten unsre Fahrt mit so günstigem Winde fort, daß wir alle Hoffnung hatten, die spanische Küste am folgenden Morgen zu erreichen. Weil aber das Gute selten oder niemals ohne Beimischung des Bösen kommt, sondern gemeiniglich von schlimmen Zufällen begleitet oder unterbrochen wird, die es trüben und verbittern, so fügte es auch unser Schicksal anders mit uns, oder waren vielleicht die Flüche des Mauren Schuld, denn Flüche der Eltern, mögen die Eltern seyn, wer sie wollen, sind immer furchtbar für ihre Kinder. Ich sage, es fügte sich etwa um die dritte Stunde der Nacht, als wir nicht weit vom Lande und unter vollen Segeln waren und alle Ruder festgebunden hatten, weil wir sie nicht brauchten, daß wir bei hellem Mondlicht ein andres rund gebautes Schiff gewahr wurden, welches alle Segel beigesetzt hatte, mit vollem Winde fuhr und an uns grade vorübersteuerte, und zwar so nahe, daß wir, um nicht an dasselbe zu stoßen, den Lauf unsers Schiffes mäßigen mußten, während

auch jene anhielten, um uns vorbei zu lassen. Die Mannschaft am Bord rief uns zu und fragte, wer wir seyen, wohin wir schiffen und woher wir kommen? Weil sie uns aber in französischer Sprache anredeten, sagte der Renegat, wir sollten ja nicht antworten, da sie gewiß französische Seeräuber seyen, die Jedermann plünderten. Wir schwiegen demnach still, allein sobald wir an ihnen vorbeigekommen waren, feuerten sie plötzlich zwei Stücke auf uns ab, welche vermuthlich mit Kettenkugeln geladen waren; denn der eine Schuß nahm uns Mast und Segel weg, daß beide über Bord fielen, und der andre traf uns dermaßen zwischen Wind und Wasser, daß wir sahen, wir müßten sinken, und die Andern mit lautem Geschrei baten, sie möchten uns retten und in ihr Schiff aufnehmen, weil wir Gefahr liefen zu ertrinken. Sie drehten hierauf bei und setzten ihr Boot aus, worein ein Dutzend Franzosen mit geladnen Flinten und brennenden Lunten stiegen und zu uns an Bord kamen. Wie sie fanden, daß unsrer so Wenige waren und daß unser Schiff sinken müßte, nahmen sie uns an Bord und sagten: wir hätten unser Unglück bloß der Unhöflichkeit beizumessen, ihnen nicht geantwortet zu haben. Unser Renegat nahm unterdessen das Kästchen, worin sich Zoraidens Schätze befanden, und warf es unbemerkt in's Meer. Genug, wir wurden sämmtlich zu den Franzosen an Bord gebracht, die uns zuerst Alles abfragten, was sie wissen wollten, und hierauf so rein ausplünderten, als ob wir ihre ärgsten Feinde wären. Zoraiden nahmen sie sogar die Ringe, die sie an den Knöcheln trug; doch schmerzte mich dies nicht so sehr, als die Besorgniß, daß man ihr, nachdem man sie aller Kostbarkeiten beraubt hatte, auch noch das köstlichste Kleinod entreißen würde, worauf sie und ich den größten

Werth setzte. Doch die Begierden dieses Gesindels gehen nur auf Geld und Geldeswerth, dessen sie nie genug bekommen können, und hierin trieben sie es so weit, daß sie uns sogar die Sklavenkittel genommen hätten, wären diese ihnen zu irgend etwas nütze gewesen. Einige von ihnen meinten sogar, man sollte uns Alle in ein Segel wickeln und in's Meer werfen, weil sie Willens waren, unter dem Namen von Bretagnern in einigen spanischen Häfen zu handeln, woselbst sie befürchten mußten, bestraft zu werden, wenn sie uns lebendig mitbrächten und ihre Räuberei durch uns an's Licht käme. Allein der Hauptmann, welcher meine Zoraide beraubt hatte, erklärte, daß er mit dem Fang sich begnüge, und in keinen spanischen Hafen einlaufen, sondern in der Nacht, oder wann er sonst könne, durch die Meerenge und nach Rochelle segeln wolle, woselbst er zu Hause war. Demzufolge entschlossen sie sich, uns ihr Boot zu geben, nebst den nöthigsten Dingen, die wir auf unsrer kurzen Fahrt brauchen würden. Dieses thaten sie auch am folgenden Tage, wie sie sich bereits im Gesicht der spanischen Küste befanden. Bei dem Anblicke derselben vergaßen wir allen Kummer und unsre Armuth so vollkommen, als wenn wir sie nie empfunden hätten: so groß ist die Freude über Wiedererlangung der verlornen Freiheit. Es war ungefähr um Mittagszeit, als sie uns in das Boot steigen ließen: sie gaben uns ein paar Fäßchen Wasser und etwas Schiffszwieback auf den Weg, und ich weiß nicht, welche Anwandlung von Mitleiden den Hauptmann bewog, daß er Zoraiden beim Einsteigen in's Boot noch vierzig Dukaten mitgab und seinen Leuten nicht erlaubte, ihr die Kleider zu nehmen, die sie noch jetzt trägt.

Wir stiegen in's Boot, ohne uns zu beklagen, sondern

dankten ihnen vielmehr für das erwiesene Gute. Sie steuerten der Meerenge, wir dem vor uns liegenden Lande, wohin unsre Blicke unverwandt gerichtet waren, so eifrig zu, daß wir mit Sonnenuntergang nahe genug waren, um nach unsrer Rechnung vor dem völligen Eintritt der Nacht die Küste zu erreichen. Weil aber der Mond nicht schien, der Himmel bedeckt war und wir jenen Theil der Küste nicht kannten, so hielten es Einige von uns für unsicher, zu landen, Andre hingegen waren der Meinung, daß dies auf jeden Fall geschehen müsse, wenn auch auf einem kahlen Felsen und fern von einem bewohnten Orte; denn nur so vermieden wir die Gefähr, vor der wir uns mit Recht fürchteten, nämlich Seeräubern von Tetuan in die Hände zu fallen, welche oft vor der Morgendämmerung auslaufen, des Morgens an der spanischen Küste rauben und vor dem Abend mit ihrer Beute schon wieder zu Hause sind. Endlich vereinigten sich die Meinungen dahin, daß wir uns langsam der Küste nähern und, wenn wir am Ufer keine Brandung fänden, landen sollten, wo wir könnten. Dies thaten wir und kamen kurz vor Mitternacht an den Fuß eines finstern und hohen Berges, der jedoch nicht so schroff aus dem Wasser emporstieg, daß wir nicht einen kleinen Platz gefunden hätten, wo wir bequem aussteigen konnten. Wir setzten unser Boot auf den sandigen Strand, sprangen sämmtlich an's Ufer und küßten den Boden, indem wir mit Freudethränen Gott unserm Herrn für die unschätzbare Wohlthat dankten, daß er uns die Reise glücklich hatte zurücklegen lassen. Wir nahmen unsern Vorrath aus dem Boote, zogen es vollends auf den Strand und stiegen eine große Strecke den Berg hinan; denn noch wußten wir nicht, wie uns war, und konnten uns kaum überreden, daß wir bereits christlichen Boden

beträten. Der Morgen schien uns später anzubrechen, als wir wünschten, und nun erstiegen wir vollends den Gipfel des Berges, um zu sehen, ob wir nicht ein Dorf oder wenigstens einige Schäferhütten entdecken könnten; allein trotz aller Anstrengung wurden wir weder Dörfer, noch Menschen, weder Wege, noch Stege gewahr. Nichtsdestoweniger entschlossen wir uns, weiter in's Land hinein zu gehen, weil wir nicht zweifelten, bald Jemand zu finden, der uns sagen könnte, wo wir seyen. Nichts schmerzte mich dabei so sehr, als daß Zoraide diesen beschwerlichen Weg zu Fuß machen mußte; denn wenn ich sie bisweilen auch eine Strecke weit auf den Armen trug, so litt sie doch mehr bei dem Gedanken, mir beschwerlich zu fallen, als sie sich durch das Ausruhen erleichtert fand, und wollte mir daher die Mühe durchaus nicht wieder zumuthen, sondern wanderte fröhlich und unverdrossen an meiner Hand fort. Als wir ungefähr eine halbe Stunde gegangen waren, hörten wir, zum deutlichen Zeichen, daß unweit eine Heerde seyn müsse, das Geklingel einer Schelle, und indem wir uns umsahen, fanden wir unter einem Korkbaum einen Schäferknaben, der sorglos und ruhig mit seinem Messer an einem Stecken schnitzelte. Wir riefen ihn; er sah sich um, lief aber sogleich davon, weil er (wie wir hernach erfuhren) Zoraiden und den Renegaten zuerst gewahr ward, denn weil diese maurisch gekleidet waren, meinte er, alle Mauren aus der Berberei seyen ihm schon auf den Fersen. Er lief demnach in der größten Eile durch den Wald und schrie aus vollem Halse: „Mauren im Lande, Mauren, Mauren! in's Gewehr! in's Gewehr!" Sein Geschrei setzte uns in einige Verlegenheit, und wir wußten nicht recht, wie wir uns verhalten sollten; weil wir jedoch erwarten mußten, daß der Lärm des Hirten die

Landleute in Bewegung bringen, und daß die Strandreiterei bald ausrücken würde, um zu sehen, was es gäbe, so beschlossen wir, der Renegat solle seine maurische Kleidung ablegen und eine Sklavenjacke anziehen, die ihm einer von unsern Kameraden lieh, obgleich er selbst deßwegen in bloßem Hemde gehen mußte. Hierauf empfahlen wir uns Gott und gingen denselben Weg, den der Hirte genommen hatte, in beständiger Erwartung, der Reiterei zu begegnen. Wir irrten auch nicht, denn nach Verlauf von zwei Stunden, wie wir aus dem Gehölz auf eine Ebene kamen, erblickten wir ungefähr fünfzig Reiter, die im kurzen Galopp uns entgegen kamen. Sobald wir sie gewahr wurden, machten wir Halt, um sie zu erwarten. Wie sie aber näher kamen und statt der Mauren, die sie aufsuchten, einen Trupp armer Christensklaven vor sich sahen, verwunderten sie sich sehr und fragten uns, ob wir vielleicht diejenigen seyen, um derentwillen der Hirte zum Gewehr gerufen habe.

„Ja wohl sind wir's," antwortete ich und wollte eben anfangen, ihm unsre Schicksale zu erzählen und woher wir kämen; aber einer von unsern Kameraden, welcher den Reiter erkannte, fiel mir in die Rede und rief: „Gott sey Dank, meine Herren, daß er uns so glücklich geführt hat; denn, wenn ich nicht irre, so gehört der Boden, den wir betreten, zu Velez Malaga, und wenn mich nach einer vierjährigen Gefangenschaft meine Erinnerung nicht täuscht, so seyd Ihr, mein Herr, der uns fragt, mein Oheim Pedro de Bustamente."

Kaum hatte der Christensklave dies gesagt, so sprang der Reiter vom Pferde, umarmte den Jüngling und sagte: „Lieber, bester Neffe, ja wohl kenne ich dich wieder. Ich und meine Schwester, deine Mutter, hatten dich schon als todt beweint, und nun läßt Gott uns die Freude erleben,

dich wieder zu sehen. Daß du in Algier seyst, hatten wir schon gehört, und nach deiner Kleidung und der Kleidung aller deiner Kameraden zu urtheilen, müßt ihr auf eine wunderbare Art die Freiheit erlangt haben."

„Gewiß," erwiderte der Jüngling; „und es wird uns nicht an Zeit fehlen, Euch dies Alles zu erzählen."

Als die Reiter fanden, daß wir Christensklaven waren, stiegen sie ab, und jeder bot uns sein Pferd nach Velez Malaga an, das noch anderthalb Meilen entfernt war. Einige gingen hin, um das Boot, dessen Stelle wir ihnen bezeichnet hatten, nach der Stadt zu bringen; die Andern nahmen uns zum Theil hinter sich auf ihre Pferde, und Zoraide nahm Platz hinter dem Oheim unsers Kameraden. Alle Menschen aus der Stadt kamen uns entgegen, weil sie durch einen Vorausgegangenen schon von unsrer Ankunft gehört hatten. Sie wunderten sich zwar nicht, Christensklaven in Freiheit oder Mauren in Banden zu sehen, weil beide in diesen Gegenden nichts Neues sind; allein Jeder verwunderte sich über Zoraidens Schönheit, welche durch die Bewegung auf ihrer Fußreise und durch die Freude, sich in einem christlichen Lande zu befinden, ungemein erhöht war. Das frohe Gefühl, alle Gefahr nunmehr glücklich überstanden zu haben, verbreitete über ihre Wangen ein so liebliches Roth, daß ich, wenn mich damals meine Liebe nicht getäuscht hat, wohl sagen möchte, es sey nie ein schöneres Frauenzimmer in der Welt gewesen, wenigstens unter allen, die ich in meinem Leben gesehen habe.

Unser Zug ging geraden Wegs nach der Kirche, um Gott für die uns erwiesene Gnade zu danken. Indem Zoraide hineintrat, sagte sie, sie sähe dort Gesichter, welche mit Lela Marien Aehnlichkeit haben. Wir sagten ihr, daß

es Abbildungen derselben seyen, und der Renegat erklärte ihr, so gut er konnte, den Zweck derselben, damit sie ihnen ihre Ehrerbietung ebenso beweise, als wenn sie in jedem derselben die wirkliche Lela Maria vor sich sähe, die ihr erschienen sey. Da sie einen feinen Verstand besitzt und leicht etwas begreift, so begriff sie bald Alles, was man ihr von den Bildern sagte. Man vertheilte uns hierauf in der Stadt in verschiedne Quartiere; den Renegaten aber, Zoraiden und mich nahm unser Kamerad mit sich nach dem Hause seiner Eltern, welche im behaglichen Mittelstande lebten und uns so liebreich aufnahmen, wie ihren eignen Sohn. Sechs Tage blieben wir in Velez Malaga, worauf unser Renegat, nachdem er vorläufig seine Maßregeln genommen hatte, nach Granada ging, um sich durch Vermittlung der heiligen Inquisition in den allerheiligsten Schoß der Kirche wieder aufnehmen zu lassen. Die übrigen befreiten Christen zogen ein jeder, wohin es ihm am besten dünkte. Zoraide und ich blieben zuletzt allein zurück und hatten weiter nichts, als das Geld, welches der Franzose ihr aus Höflichkeit gegeben. Von diesem Gelde kaufte ich das Thier, worauf sie reitet. Bisher habe ich wie ein Vater und Begleiter für sie gesorgt, aber noch nicht die Rechte eines Gemahls bei ihr geltend gemacht. Wir ziehen jetzt hin, um zu sehen, ob mein Vater noch lebe, und ob es einem von meinen Brüdern besser geglückt ist, als mir; doch hat mir der Himmel in Zoraiden einen Schatz geschenkt, welcher nach meinem Gefühl durch kein andres Glück, das mir noch bevorstehen möchte, überwogen werden kann. Die Geduld, mit welcher sie alle Beschwerlichkeiten der Armuth erträgt, und die Begierde, die sie äußert, eine Christin zu werden, verdienen meine ganze Bewunderung und haben mich ihr auf immer

zu eigen gemacht. Mein Wunsch, mich mit ihr näher und inniger zu verbinden, findet jedoch bisher noch ein Hinderniß in der Ungewißheit, ob mir auch in meinem Vaterlande ein Plätzchen beschieden ist, woselbst ich mit ihr mich niederlassen kann, und ob nicht die Zeit und der Tod solche Veränderungen in meiner Familie und in den Glücksumständen derselben gemacht haben, daß ich vielleicht weder meinen Vater, noch meine Brüder antreffe, und kein Mensch mehr mich kennt, im Falle jene nicht mehr am Leben sind.

Dieß ist Alles, meine Herren, was ich euch von meinen Begebenheiten zu erzählen habe. Euer einsichtsvolles Urtheil mag entscheiden, ob ihr sie unterhaltend und wundersam genug gefunden habt. Ich kann euch versichern, daß ich mich gern etwas kürzer gefaßt hätte, und doch habe ich mancher kleinen Umstände nicht erwähnt, um euch keine Langeweile zu verursachen.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Neue Begebenheiten in dem Wirthshause und andre merkwürdige Vorfälle.

Als der Sklave schwieg, sagte Don Fernando: „In der That, Herr Hauptmann, die Art, wie Ihr diese außerordentlichen Begebenheiten erzählt habt, war den seltsamen und wundervollen Umständen ganz angemessen. Alles ist sonderbar und ungewöhnlich und reich an Ereignissen, welche Jeden, der davon hört, in Erstaunen versetzen, und wir haben Euch mit so vielem Vergnügen zugehört, daß, wenn

Ihr uns bis an den Morgen erzählet, wir dennoch wünschen würden, Ihr möchtet von vorne wieder anfangen."

Don Fernando und alle Uebrige erboten sich hierauf dem Hauptmanne zu allen möglichen Diensten mit Rath und That in so liebreichen Ausdrücken und mit so vieler Herzlichkeit, daß er sich von ihrem Wohlwollen vollkommen überzeugte. Don Fernando insbesondere versprach ihm, wenn er mit ihm reisen wolle, seinen Bruder, den Marquis, zu ersuchen, bei Zoraiden Pathenstelle zu vertreten, und er selbst erbot sich, ihn so auszurüsten, daß er seinem Range gemäß mit Bequemlichkeit und Anstand in seine Vaterstadt zurückkehren könne. Der Hauptmann dankte auf's verbindlichste für dies großmüthige Anerbieten, welches er jedoch mit Bescheidenheit ablehnte.

Als es eben Nacht werden wollte, kam noch eine Kutsche in Begleitung einiger Diener zu Pferd vor dem Wirthshause angefahren. Die Reisenden verlangten Quartier; allein die Wirthin antwortete, es sey im ganzen Hause keine Hand breit Raum mehr übrig.

„Dem sey, wie ihm wolle," sprach einer von den Bedienten; „der Herr Oberrichter ist hier, und für ihn muß Platz gemacht werden."

Als die Wirthin dies hörte, stutzte sie und sagte: „Die Wahrheit zu sagen, mein Herr, so fehlt es uns an Betten. Wenn aber der Herr Oberrichter Bettzeug mitgebracht hat, wie ich nicht zweifle, so soll er willkommen seyn, und ich und mein Mann wollen Seiner Gestrengen gern unser eignes Zimmer einräumen."

„Sehr gut," sprach der Bediente; und es stieg ein Mann aus dem Wagen, dessen Kleidung sein Amt und seine Würde ankündigte, denn sein langes Gewand mit aufgeschlagnen

Aermeln bezeichnete hinlänglich den Oberrichter, welchen der Bediente angemeldet hatte. Er führte ein Mädchen in Reisekleidern an der Hand, das dem Aussehen nach sechzehn bis siebenzehn Jahre alt und von einnehmender Schönheit war, so daß, wer Lucinde, Dorothea und Zoraide nicht gesehen hatte, schwerlich geglaubt haben würde, daß es ein schöneres Mädchen geben könne. Don Quixote stand nicht weit von der Thüre, als der Oberrichter mit seiner schönen Gefährtin in die Schenke trat, und sagte zu den Eintretenden: „Euer Gestrengen können ohne Bedenken in dieses Schloß einziehen und in demselben verweilen; denn, obwohl es etwas eng und unbequem ist, so kann doch kein Plätzchen in der Welt so klein und besetzt seyn, daß Waffen und Wissenschaften nicht Raum darin fänden, zumal wenn Waffen und Wissenschaften von der Schönheit begleitet und eingeführt werden, so wie die Gelahrtheit Euer Gestrengen von diesem Fräulein begleitet und eingeführt wird, vor welcher nicht nur die Thore der Schlösser sich aufthun, sondern auch Felsen zerspalten und Berge sich zertheilen und ebnen müssen, um ihr Platz zu machen. Ich sage: Euer Gestrengen können füglich hereinkommen in dieses Paradies; denn hier findet Ihr Sonnen und Sterne, welche verdienen, sich zu dem Himmel zu gesellen, den Ihr mitbringt. Hier findet Ihr die Waffen in ihrem vollen Glanz und die Schönheit in ihrem höchsten Uebermaß.“

Der Oberrichter wußte nicht, was er aus Don Quixote's Rede machen sollte; er betrachtete ihn von oben bis unten, und verwunderte sich nicht weniger über seine Gestalt als über seine Rede. Ehe er Worte finden konnte, um die Anrede zu erwidern, stieg seine Verwunderung noch höher, wie er Lucinden, Dorothea und Zoraide erblickte, welche alle Drei herbei eilten, um die neuen Gäste zu sehen und das

III. Seite 56.

hübsche Mädchen zu bewillkommnen. Indeß empfingen Don Fernando, Cardenio und der Pfarrer den Oberrichter mit verständlichern und verbindlichern Worten. Genug, der Herr Oberrichter konnte bei seinem Eintritte nicht umhin, zu erstaunen und sich zu verwundern über Alles, was er sah und hörte, während die schönen Damen seine liebenswürdige Begleiterin bewillkommneten. Er sah zwar wohl, daß er von lauter vornehmen Personen umgeben war, aber Don Quixote's Miene, Gestalt und Aufzug konnte er nicht damit reimen.

Wie die ersten Höflichkeitsbezeigungen vorbei waren, und man die wenigen Bequemlichkeiten berechnet hatte, welche das Wirthshaus gewähren konnte, ward beschlossen, daß die Frauenzimmer ihrer Abrede gemäß in dem schon beschriebenen Kämmerchen übernachten, und die Herren auf dem Vorplatze bleiben und ihnen gleichsam zu Beschützern dienen sollten. Der Oberrichter gab es gerne zu, daß seine Tochter (das hübsche Mädchen, welches mit ihm gekommen war) bei den andern Frauenzimmern bliebe, welches ihr selbst lieb war; und mit dem wenigen Bettzeuge des Wirths und mit der Hälfte desjenigen, welches der Oberrichter mitgebracht hatte, bereitete man für sie Alle ein bequemeres Nachtlager, als sie erwartet hatten.

Der Hauptmann hatte schon im ersten Augenblicke, wie der Oberrichter hereintrat, eine geheime Ahnung empfunden, daß dieser sein Bruder sey, und fragte daher einen Bedienten nach dem Namen desselben, und aus welcher Provinz er gebürtig sey; der Bediente antwortete, sein Herr heiße Don Juan Perez de Viedma, und er habe gehört, daß er aus einem Orte in den Gebirgen von Leon stamme. Diese Nachricht, nebst dem, was seine eignen Augen schon bemerkt

hatten, überzeugten ihn, daß der Oberrichter derjenige von seinen Brüdern sey, der sich nach des Vaters Rath den Wissenschaften gewidmet hatte. Verwundert und erfreut zog er Don Fernando, Cardenio und den Pfarrer auf die Seite und erzählte ihnen, was er so eben erfahren, und daß der Oberrichter sein leiblicher Bruder sey. Der Bediente hatte ihm auch gesagt, daß er als Oberrichter nach Mexico gehe, daß das schöne Mädchen seine Tochter und die Mutter bei der Geburt derselben gestorben sey, und ihm dies Kind und ein beträchtliches Vermögen hinterlassen habe. Er bat sie demnach, ihm zu rathen, wie er sich ihm zu erkennen geben, oder wie er vorläufig erforschen solle, ob sein Bruder, wenn er sich ihm entdecke, ihn als armen Mann verschmähen oder mit brüderlicher Liebe aufnehmen werde.

„Laßt mich nur machen, Herr Hauptmann,“ sagte der Pfarrer, „ich will ihn bald ausforschen, und zweifle gar nicht, daß Ihr eine gute Aufnahme finden werdet; denn der Verstand und die Würde, die sich in den feinen Manieren Euers Bruders aussprechen, lassen mich weder einen thörichten Stolz, noch Mangel an Gefühl bei ihm erwarten, oder daß er nicht wissen sollte, wie viel von den Launen des Glücks abhängt.“

„Bei dem Allen,“ sagte der Hauptmann, „möchte ich mich doch nicht plötzlich zu erkennen geben, sondern mich nur allmählig ihm entdecken.“

„Ich gebe Euch mein Wort,“ erwiderte der Pfarrer, „daß es zu Eurer beiderseitigen Zufriedenheit ausfallen soll.“

Inzwischen hatte man für den Oberrichter ein Abendessen bereitet, und die Andern leisteten ihm bei Tische Gesellschaft, bis auf den Hauptmann und die Frauenzimmer, welche in ihrer Kammer blieben. Während der Mahlzeit

sagte der Pfarrer: „Herr Oberrichter, wie ich einst einige Jahre in Konstantinopel gefangen war, hatte ich einen Kameraden Euers Namens, der einer von den tapfersten Hauptleuten in der ganzen spanischen Infanterie, aber auch eben so unglücklich, als tapfer und unternehmend war.“

„Wie hieß der Hauptmann, mein Herr?“ fragte der Oberrichter.

„Er hieß Ruy Perez de Viedma,“ antwortete der Pfarrer, „und war aus einem Orte in den Gebirgen von Leon gebürtig. Einst erzählte er mir einen Auftritt, der zwischen seinem Vater, ihm und seinen Brüdern vorgefallen seyn soll, und den ich, wenn ihn mir nicht ein so glaubwürdiger Mann erzählt hätte, für eines von den Märchen würde gehalten haben, womit sich alte Mütterchen im Winter beim Kamin zu unterhalten pflegen. Er sagte mir nämlich, sein Vater habe sein Vermögen unter drei Söhne vertheilt, und ihnen zu gleicher Zeit besser gerathen, als ein Cato; und ich kann Euch versichern, daß es ihm in dem Soldatenstande, welchem er sich diesem Rathe gemäß gewidmet hatte, so gut geglückt war, daß er sich in wenigen Jahren bloß durch Muth und durch Verdienste bis zum Hauptmann beim Fußvolke aufgedient hatte, und daß er auf dem besten Wege war, Marschall zu werden, hätte ihm das Schicksal nicht so übel gewollt, daß er am Tage der glorreichen Schlacht bei Lepanto, woselbst er ein glücklicheres Loos erwarten durfte, seine Freiheit in demselben Augenblicke verlor, in welchem so Viele sie wieder erlangten. Ich selbst ward in Goletta gefangen, und durch mancherlei Zufälle fügte es sich hernach, daß wir in Konstantinopel Unglücksgefährten wurden. Von dort kam er nach Algier, woselbst er, wie ich höre, eines der wunderbarsten Schicksale von der Welt gehabt hat.“

Hier fuhr der Pfarrer fort, in aller Kürze zu erzählen, wie es dem Gefangenen gegangen war, und der Oberrichter hörte aufmerksamer zu, als je bei einem Prozesse. Wie der Pfarrer auf die Begebenheit mit den Seeräubern kam, sagte er bloß, daß die Christen auf jenem Schiffe den Gefangenen, dessen Kameraden und die schöne Maurin ausgeplündert und in die äußerste Noth und Dürftigkeit versetzt haben, verschwieg dann aber, was weiter aus ihnen geworden, ob sie nach Spanien zurückgekommen, oder von den Seeräubern nach Frankreich geschleppt worden seyen.

Der Hauptmann, welcher dicht beim Pfarrer saß und Alles hören konnte, merkte genau auf den Eindruck, den die Erzählung auf seinen Bruder machte. Mit einem tiefen Seufzer und Thränen in den Augen sagte dieser zu dem Pfarrer, als derselbe aufhörte zu erzählen: „Ach, mein Herr, Ihr wißt nicht, wie nahe diese Geschichte mich angeht, so nahe, daß ich mich der Thränen nicht enthalten kann, wie sehr ich mich auch bemühe, dieselben vor Euch zu verbergen. Dieser tapfre Hauptmann, von dem Ihr redet, ist mein ältester Bruder. Weil er kühner und unternehmender war, als mein jüngerer Bruder und ich, so wählte er den ehrenvollen Soldatenstand, als einen von den dreien, die mein Vater uns vorschlug, wie Euer Kamerad in der Erzählung, die Euch so märchenhaft geschienen, gesagt hat. Ich selbst widmete mich den Wissenschaften, welche mich durch Gottes Hülfe und durch meinen Fleiß zu der Würde erhoben haben, womit Ihr mich bekleidet seht. Mein jüngerer Bruder befindet sich in Peru, und hat von seinem Ueberflusse meinem Vater solche Summen herübergeschickt, daß er ihm nicht nur die mitgenommenen Gelder reichlich wieder erstattet, sondern ihn auch in den Stand gesetzt hat, mit seiner angebornen

Freigebigkeit zu leben; und auch mir hat er dadurch die Mittel verschafft, mit mehr Anstand und Unabhängigkeit meinen Studien abzuwarten und mich in der Folge zu meinem jetzigen Amte empor zu schwingen. Mein Vater lebt noch, und nichts macht ihm Kummer, als daß er nicht weiß, wie es seinem ältesten Sohne geht, und er bittet Gott täglich und stündlich, ihn nur noch so lange leben zu lassen, bis er seinen Sohn lebendig wieder erblickt. Ich kann nicht begreifen, warum er als ein verständiger Mann während seiner vielen Leiden und Freuden seinem Vater nie die geringste Nachricht von sich gegeben hat; denn, wenn dieser oder irgend einer von uns etwas davon erfahren hätte, so wäre das Wunderwerk mit dem Stäbchen nicht nöthig gewesen, um ihm sein Lösegeld zu verschaffen. Jetzt aber quält mich die Ungewißheit, ob die Franzosen ihn losgelassen, oder ob sie ihn ermordet haben, um ihre Räuberei zu verhehlen, und ich werde meine Reise nicht mehr so fröhlich fortsetzen, als ich sie angetreten habe, sondern mit Kummer und Betrübniß im Herzen. O mein guter Bruder! wüßt' ich nur jetzt, wo du bist, so würde ich dich aufsuchen, und nicht ruhen, bis ich deiner Trübsal abgeholfen, wenn ich selbst auch für dich leiden müßte. O wenn doch Jemand unserm alten Vater die Nachricht brächte, daß du noch lebtest! wäre es auch in den finstern Kerkern der Berberei, so würden seine Reichthümer und die Reichthümer deiner Brüder dich daraus erlösen. O liebenswürdige und edelmüthige Zoraide! könnten wir dir doch die Wohlthat vergelten, die du unserm Bruder erzeigt hast! könnten wir doch gegenwärtig seyn, wenn deine Seele wiedergeboren wird, und eine Vermählung feiern, die uns Alle so glücklich machen würde!"

Diese und andre Worte des Oberrichters zeugten von

so inniger Theilnahme an den Schicksalen seines Bruders, daß alle Anwesende von seiner Kümmerniß tief gerührt wurden. Da nun der Pfarrer fand, daß Alles nach seinem und des Hauptmanns Wunsche ging, so wollte er die Gesellschaft nicht lange in dieser wehmüthigen Stimmung lassen, sondern stand vom Tische auf, ging zu Zoraiden hinein, nahm sie bei der Hand, faßte mit der andern den Arm des Hauptmanns, und führte Beide, gefolgt von Lucinden, Dorothea und der Tochter des Oberrichters, heraus zu dem Letztern und zu der übrigen Gesellschaft. „Trocknet Eure Thränen, Herr Oberrichter," sprach er, „und erfreut Euch des Glücks, welches Ihr so sehnlich wünscht. Hier seht Ihr Euern guten Bruder und Eure liebenswürdige Schwägerin. Dieser hier ist der Hauptmann Viedma, und diese die schöne Maurin, welche so viel für ihn gethan hat. Die Franzosen, von denen ich Euch erzählte, versetzten sie Beide in die kümmerlichen Umstände, worin sie vor Euch erscheinen, damit Ihr Gelegenheit hättet, ihnen Beweise Eurer großmüthigen Gesinnung zu geben."

Der Hauptmann eilte seinem Bruder in die Arme. Dieser legte ihm beide Hände auf die Brust, um ihn recht zu betrachten, und da er ihn bald an seinen Gesichtszügen erkannte, schloß er ihn mit solcher Innigkeit in die Arme und vergoß so herzliche Freudethränen, daß die meisten Anwesenden mit ihm weinen mußten. Die zärtlichen Gefühle, welche beide Brüder einander durch Worte und Handlungen zu erkennen gaben, lassen sich kaum nachempfinden, geschweige beschreiben. Kurze Mittheilungen der Begebenheiten ihres Lebens wurden beständig unterbrochen durch Aeußerungen ihrer brüderlichen Liebe; bald umarmte der Oberrichter Zoraide und bat sie, über sein Vermögen zu gebieten, bald

führte er seine Tochter in ihre Arme, und man sah die schöne Maurin ihre Thränen mit den Thränen der liebenswürdigen Christin vermischen.

Don Quixote verlor sich staunend und schweigend in Betrachtung über diese wunderbaren Ereignisse, und ermangelte nicht, sie insgesammt auf Rechnung des abenteuernden Ritterthums zu setzen.

Man ward einig, der Hauptmann solle mit Zoraide umkehren und in Gesellschaft des Oberrichters nach Sevilla gehen, und dem alten Vater solle ihre Befreiung und ihre Ankunft gemeldet und die Bitte geäußert werden, bei Zoraidens Taufe und Vermählung gegenwärtig zu seyn; denn der Oberrichter konnte seinen Reiseplan nicht ändern, weil er Nachricht hatte, daß binnen einem Monat eine Flotte von Sevilla nach Neuspanien abgehen werde, welche Gelegenheit er nicht versäumen durfte. Alle Uebrige vereinigten sich, dem Hauptmann ihre Freude über die glückliche Veränderung seiner Umstände zu bezeigen; und da nunmehr die Nacht schon bald verstrichen war, so wurde beschlossen, den übrigen Theil derselben der Ruhe zu widmen.

Don Quixote erbot sich, das Schloß zu bewachen, damit nicht irgend ein Riese oder sonst ein umherstreichender Unhold sich's einfallen lasse, den großen Schatz von Schönheit zu stehlen, welchen dasselbe in sich faßte. Diejenigen, die ihn kannten, bezeigten ihm ihre Dankbarkeit, und schilderten gelegentlich dem Oberrichter seine sonderbare Schwärmerei, welche diesen nicht wenig belustigte. Sancho Pansa war der Einzige, der vor Unmuth außer sich war, weil man erst so spät schlafen ging; doch dafür war auch sein Lager das beste von allen, denn er legte sich auf den weichen Saumsattel seines Esels, mußte aber theuer genug dafür

bezahlen, wie man in der Folge sehen wird. Nachdem hierauf die Frauenzimmer sich in ihre Kammer begeben, und die Herren sich, so gut sie konnten, gebettet hatten, ging Don Quixote hinaus, um vor dem Schlosse versprochenermaßen Schildwache zu halten.

Nicht lange vor Anbruch der Morgenröthe hörten die Damen eine volltönende und überaus angenehme Stimme, welche sie Alle aufmerksam machte, besonders Dorotheen, die noch ganz munter war, und an deren Seite Donna Clara von Viedma, die Tochter des Oberrichters, schlummerte. Niemand konnte errathen, wer der angenehme Sänger sey, dessen Gesang von keiner andern Stimme, noch von einem Instrumente begleitet ward, und der sich, wie es schien, bald im Hofe, bald im Stalle hören ließ. Indem sie mit gespannter Neugier horchten, klopfte Cardenio an die Thür und rief: „Wer nicht schläft, höre zu, denn ihr werdet einen Maulthiertreiber hören, der bezaubernd schön singt!"

„Wir hören schon, mein Herr," sagte Dorothea; und Cardenio entfernte sich wieder. Dorothea horchte mit gespannter Aufmerksamkeit und vernahm folgendes Lied.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Die anmuthige Geschichte von dem Eselstreiber, nebst andern seltsamen Auftritten in dem Wirthshause.

Ich schiff' auf tiefem Meere,
Es ist das Meer der Liebe,
Schiff' ohne Rast, ohn' Hoffnung,
Je einen Port zu finden.

III. Seite 64.

Folg' schiffend einem Sterne,
Der fernher lieblich schimmert:
So hell, so rein, so glänzend
Sah Palinurus keinen.

Wohin er führt, nicht weiß ich's,
Ich schiff' nur immer weiter,
Den Blick nach ihm gerichtet,
Bald froh, bald voller Sorgen.

Ein ängstlich sprödes Wesen
Und übertriebne Strenge
Verhüllen mir als Wolken
Die Leuchte meiner Seele.

O Stern voll sanfter Klarheit,
Von dessen Licht ich lebe,
Sobald du mir entschwindest,
Schlägt meine letzte Stunde!

Als der Sänger so weit gesungen hatte, wollte Dorothea gerne der Donna Clara das Vergnügen gönnen, die schöne Stimme mit anzuhören, weckte sie demnach und sagte: „Verzeihen Sie, liebes Kind, daß ich Sie wecke, um Sie eine Stimme hören zu lassen, die so angenehm ist, wie Sie vielleicht noch keine in Ihrem Leben gehört haben."

Clara erwachte, allein noch halb schlaftrunken verstand sie anfänglich nicht, was Dorothea sagte, sondern bat sie, es zu wiederholen, worauf sie endlich aufmerksam ward; aber kaum hatte sie ein paar Verse von dem Liede gehört, in welchem der Sänger noch fortfuhr, so überfiel sie ein so starkes Zittern, als wenn sie im Fieber läge. Sie schmiegte sich an Dorothea und sagte: „Ach, meine Theuerste, warum haben Sie mich geweckt? Es wäre in diesem Augenblicke das

größte Glück für mich, wenn meine Augen und Ohren verschlossen wären, damit ich nur diesen bedauernswürdigen Sänger weder hören, noch sehen möchte."

„Was sagen Sie, mein Kind?" sprach Dorothea. „Es soll ja nur einer von den Eselstreibern seyn, welcher singt."

„Nein, er besitzt Landgüter," erwiderte Donna Clara, „und überdies einen Platz in meinem Herzen, den ihm, falls er nicht selbst drauf verzichtet, in Ewigkeit Niemand entreißen wird."

Dorothea verwunderte sich über die Wärme, mit welcher das junge Mädchen sich ausdrückte, da jene weit über ihr zartes Alter hinauszugehen schien. „Sie reden in Räthseln, liebe Donna Clara," sagte sie, „die ich nicht verstehe; erklären Sie sich deutlicher; was meinen Sie mit dem Herrn, der Gewalt über Landgüter und Herzen hat, und mit dem Sänger, dessen Stimme Sie so sehr beunruhigt? Doch warten Sie lieber noch ein wenig; so gern ich Ihnen auch Ihre Unruhe benehmen möchte, so ungern möchte ich doch das Vergnügen entbehren, den Sänger zu vernehmen, der, wie mir dünkt, sich eben anschickt, ein neues Lied zu singen."

„In Gottes Namen!" sprach Donna Clara, und hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu, worüber Dorothea sich noch mehr verwunderte. Diese hörte indessen dem Sänger zu, wie er das folgende Lied sang:

O Hoffnung, die mich leitet
Auf steiler, dornenvoller Bahn,
Die rastlos weit und weiter schreitet
Zum selbstgewählten Ziel hinan,
Harr' aus! du wirst mir's noch erwerben,
Siehst du gleich vor dir nur Verderben.

Dem wird kein Kranz zu Theile,
Der träger Ruhe nur sich weiht,
Und fern ist noch von seinem Heile,
Wer nicht die Stirn dem Schicksal beut:
Sich bettend auf dem Sinnenpfühle,
Erliegt er trügrischem Gefühle.

Daß nur zu hohem Preise
Man Liebe kauft, ist recht und klar:
Das schönste auf dem Erdenkreise
Wägt Amors Wage ja uns dar:
Was leichten Kaufs davongetragen,
Wird auch gering nur angeschlagen.

Unmögliches vollbringen
Kann, wer von Amors Flammen brennt:
Beharrlich kühn will ich erzwingen
Das Schwerste, was die Liebe kennt;
Sollt' ich den Himmel drob verscherzen,
Nichts reißt dies Ziel mir aus dem Herzen.

Hier schwieg der Sänger, und Donna Clara fing auf's Neue an zu schluchzen. Dorothea ward dadurch noch neugieriger, die Veranlassung eines so lieblichen Gesangs und solcher bittern Thränen zu erfahren. Sie fragte demnach Clara nochmals, was sie mit den vorhin gesagten Worten gemeint habe. Donna Clara schloß sie fest in die Arme, legte ihren Mund an Dorothea's Ohr, um nicht von Lucinden gehört zu werden, und flüsterte ihr zu: „Liebe Freundin, dieser Sänger ist der Sohn eines arragonischen Edelmanns, welcher zwei Dörfer besitzt und in Madrid dem Hause meines Vaters gegenüber wohnte. Die Fenster unsrer Häuser waren zwar beständig im Winter mit Vorhängen und Sommers mit Gittern versehen; aber dennoch hatte mich dieser junge Edelmann, ich weiß nicht, wie oder wo? in der Kirche oder

an einem andern Orte? gesehen. Genug, er verliebte sich in mich, und gab mir dies durch so viele zärtliche Geberden und Thränen von seinem Fenster aus zu erkennen, daß ich ihm glauben und auch gut werden mußte, obgleich ich nicht recht wußte, was er von mir verlangte. Unter andern Zeichen, die er mir gab, legte er auch bisweilen die Hände fest ineinander, woraus ich schloß, daß er mich zu heirathen wünsche. Das wäre mir nun zwar recht gewesen; weil ich aber keine Mutter hatte, mit der ich mich darüber berathschlagen konnte, ließ ich es dabei bewenden, und gab ihm keine andre Aufmunterung, als daß ich, wenn unsre beiden Väter nicht zu Hause waren, den Vorhang oder das Gitter ein wenig aufhob und mich vor ihm sehen ließ, worüber er denn immer eine Freude bezeigte, als ob er närrisch werden wollte. Indeß kam die Abreise meines Vaters heran, und er hörte davon, aber nicht durch mich, denn ich hatte nie Gelegenheit, es ihm zu sagen. Er ward krank, ich glaube, vor Betrübniß, und folglich bekam ich ihn am Tage unsrer Abreise nicht zu sehen und konnte nicht einmal durch Blicke von ihm Abschied nehmen. Allein ein paar Tage nach unsrer Abfahrt, als wir eine Tagreise von hier in einer Herberge einkehrten, sah ich ihn vor der Hausthüre stehen, natürlich wie ein Saumer gekleidet, so daß ich selbst ihn nicht würde erkannt haben, wenn mir sein Bild nicht so tief in's Herz geprägt wäre. Ich erkannte ihn, wunderte mich und freute mich. Er sah mich nur an, wenn mein Vater es nicht bemerkte, dessen Blicken er immer ausweicht, wenn er unterwegs oder in den Herbergen, wo wir einkehren, an uns vorbeigeht. Da ich nun weiß, wer er ist, und daß er bloß aus Liebe zu mir solche lange Reisen zu Fuß macht, so betrübt mich das sehr, und meine Augen

sind immer auf seine Fußstapfen geheftet. Ich weiß nicht, in welcher Absicht er gekommen ist, und wie er seinen Vater so hat verlassen können, der ihn außerordentlich liebt, weil er sein einziger Sohn ist, und weil er es auch verdient, wie Sie selbst gestehen würden, wenn sie ihn sähen. Und ich kann Ihnen sagen, Alles, was er da singt, das macht er aus seinem eignen Kopf, und man hat mir gesagt, daß er ein sehr geschickter Student und Dichter sey. Was das Schlimmste ist, jedesmal, wenn ich ihn sehe oder singen höre, so zittre und bebe ich immer vor Angst, daß mein Vater ihn erkennen und hinter das Geheimniß unsrer Wünsche kommen werde. Ich habe ihm zwar in meinem Leben noch kein Wort gesagt, aber dennoch habe ich ihn so lieb, daß ich ohne ihn nicht werde leben können. Das ist Alles, was ich Ihnen von diesem Sänger zu sagen weiß, dessen Stimme Ihnen so sehr gefallen hat. Schon diese allein könnte Sie überzeugen, daß er kein Eselstreiber ist, sondern ein Herr, der über Landgüter und Herzen gebieten kann, wie ich gesagt habe."

„Sagen Sie nun nichts mehr, liebe Donna Clara," sprach Dorothea und küßte sie tausendmal. „Warten Sie nur bis es Tag wird, so hoffe ich mit Gottes Hülfe Ihre Angelegenheiten zu einem so glücklichen Ende zu leiten, als der unschuldige Anfang es verdient."

„Ach nein," seufzte Donna Clara, „wie kann ich ein glückliches Ende erwarten, da sein Vater so reich und so vornehm ist, daß er meinen wird, ich verdiene kaum, die Magd, vielweniger die Gemahlin seines Sohnes zu seyn? Und ohne Wissen und Willen meines Vaters würde ich um Alles in der Welt nicht heirathen. Ich wünschte nur, daß dieser Jüngling von mir abließe und umkehrte; denn wer weiß, ob mir nicht leichter würde, als mir jetzt ist, wenn

ich ihn nicht mehr sähe und weit von ihm wegreiste? Und doch muß ich gestehen, daß ich mir auch von diesem Mittel nur wenig Hülfe verspreche. Ich weiß auch gar nicht, wer Teufel es gemacht hat, daß ich ihm so sehr gut geworden bin, da ich noch so jung bin und er ebenfalls; denn ich glaube gewiß, wir sind von gleichem Alter, und ich bin noch nicht volle sechzehn Jahre alt, sondern wie mein Vater sagt, werde ich erst künftigen Michaelistag sechzehn werden."

Dorothea mußte lächeln über die kindliche Unschuld, mit welcher Donna Clara sich ausdrückte. „Lassen Sie uns nur den kleinen Rest der Nacht verschlafen, meine Liebe!" sagte sie. „Morgen früh denke ich, so Gott will, Rath zu schaffen, oder es müßte mir schlecht von statten gehen."

Damit begaben sie sich Beide zur Ruhe, und in der Schenke herrschte nunmehr überall die tiefste Stille. Nur die Tochter der Wirthin und Maritornes schliefen nicht, sondern, weil sie wußten, von welcher Thorheit der Ritter angesteckt war, und daß er draußen in voller Rüstung zu Pferde Schildwache hielt, so nahmen sie sich vor, ihm einen Streich zu spielen, oder sich wenigstens einstweilen die Zeit zu vertreiben und seine Narrheiten anzuhören.

Im ganzen Hause war auf der Seite gegen das Feld hinaus kein Fenster, sondern nur ein Loch an dem Heuboden, durch welches man das Stroh hinunterwarf. An dieses Loch machten sich die beiden Fräulein von der Schenke, sahen hinaus, erblickten den Ritter zu Pferde, unbeweglich auf seine Lanze gelehnt, und hörten von Zeit zu Zeit so herzbrechende Seufzer von ihm, als wollte er den Geist aufgeben. Zuweilen brach er mit ungemein zärtlicher und sanfter Stimme aus: „O meine Gebieterin, Fräulein Dulcinea von Toboso, Gipfel aller Schönheit, Schatz aller Klugheit und Vernunft,

Inbegriff aller Holdseligkeit und guter Sitte, Ausbund aller Ehrbarkeit und Tugend, höchste Idee alles Ehrbaren, Nützlichen und Angenehmen in der Welt! o, was wirst du jetzt machen? denkst du vielleicht an den liebesgefangenen Ritter dein, der so viele Gefahren, bloß dir zum Dienste, freiwillig übernimmt? O holde Luna, Göttin mit dem dreifachen Gesicht, gib mir doch jetzt einige Nachricht von ihr. Vielleicht blickst du jetzt, ihre Schönheit beneidend, auf sie herab, wie sie in einer Gallerie ihres prächtigen Palastes lustwandelt, oder wie sie, mit ihrer schönen Brust halb über das Geländer eines Balkons gelehnt, darauf sinnt, in welcher Weise sie, ihrer Tugend und Keuschheit unbeschadet, die Martern lindern wolle, welche mein kummervolles Herz um ihretwillen leidet, wie glorreich sie meine Schmerzen enden, meinen Kummer stillen, mein Leben vom Tode erretten und meine treuen Dienste belohnen will? Und du, Phöbus, der du gewiß schon deine Pferde anspannest, um früher auszufahren, damit du meine Göttin sehen mögest, sag' ihr, ich bitte dich, sobald du sie erblickst, meinen Gruß; aber hüte dich, sie zu küssen; denn ich würde dann eifersüchtiger auf dich seyn, als du auf jene leichtfüßige Undankbare, der du schwitzend und keuchend durch die thessalischen Felder bis an die Ufer des Peneus, oder wohin es sonst war, — denn genau entsinne ich mich des Namens jetzo nicht, — aus Liebe und Eifersucht nachliefest."

So weit war Don Quixote in seiner traurigen Liebesklage gekommen, als die Wirthstochter ihm winkte und ganz leise zurief: „Herr Ritter, seyd doch so gütig und kommt ein wenig näher!" Auf diesen Zuruf kehrte sich Don Quixote um, und sah beim hellen Mondlicht, wie man ihm aus dem Bodenloch zuwinkte, welches ihm wenigstens ein großes

Prachtfenster mit goldenen Gittern zu seyn schien, dergleichen für solche Schlösser passen, als in seinen Gedanken die Schenke eines war. Zugleich stellte ihm seine überspannte Phantasie wie ehedem vor, das schöne Fräulein, Tochter des Herrn dieses Schlosses, sey in Liebe zu ihm entbrannt und komme, ihn um Erhörung zu bitten. In diesen Gedanken wendete er den Rozinante, und ritt, um nicht unhöflich zu seyn, hin unter das Bodenloch. Als er nun die beiden Mädchen erblickte, sprach er: „Es thut mir in der Seele leid, schönes und gnädiges Fräulein, daß Ihr Euern verliebten Sinn auf einen Gegenstand gerichtet habt, der Eure Trefflichkeit und Liebreizungen so wenig belohnen kann. Klaget deßhalb ja nicht diesen armen verliebten Ritter an, dem es die Liebe unmöglich macht, seinen Sinn und Willen auf eine Andere, als diejenige zu lenken, welche in dem Augenblicke, da seine Augen zuerst sie sahen, Selbstherrscherin seiner Seele wurde. Verzeiht mir, gnädiges Fräulein, zieht Euch zurück in Euer Zimmer, zeigt mir Eure Gunst nicht weiter, daß ich nicht noch undankbarer seyn muß. Findet Ihr aber vermöge Eurer Liebe zu mir noch Etwas außer Liebe, womit ich Euch dienen kann, so gebietet, und ich schwöre bei dieser meiner abwesenden Feindin, es Euch auf der Stelle zu gewähren, wär' es auch ein Zopf vom Schlangenhaare der Medusa, oder die Strahlen der Sonne in einer Flasche."

„Mein gnädiges Fräulein bedarf Alles dessen nicht, Herr Ritter," versetzte Maritornes.

„Und was verlangt sie denn sonst, liebe Frau Oberhofmeisterin?" fragte Don Quixote.

„Nichts als eine von Euren schönen Händen," sprach Maritornes, „um ihre Liebesglut zu kühlen, welche sie mit Gefahr ihrer Ehre hieher an dieses Fenster treibt; denn

erführe es ihr Herr Vater, gewiß, er schnitte ihr wenigstens die Ohren ab."

„Das wollt' ich doch wohl sehen," versetzte Don Quixote; „er soll es gewiß bleiben lassen, wenn er nicht das schrecklichste Ende nehmen will, so jemals ein Vater unter der Sonne hatte, der seine Hände an die zarten Glieder seiner verliebten Tochter legte."

Maritornes fand den Ritter sehr geneigt, ihre Bitte zu erfüllen und seine Hand herzureichen. Sogleich fiel ihr ein Streich ein, den sie ihm spielen wollte; sie lief daher eiligst hinunter in den Stall, holte die Halfter von Sancho's Esel und sprang wieder hinauf an ihr Bodenloch. Der Ritter war indeß in die Höhe gestiegen und stand mit den Füßen im Sattel seines Rozinante, um hinauf in das Fenster zu langen und dem liebeskranken Fräulein seine Hand zur Linderung ihrer Schmerzen zu reichen. „Hier, schönstes Fräulein," sprach er, indem er sie hinreichte, „nehmt diese Hand, oder besser zu sagen, diese Geißel aller Bösewichter auf Erden. Nehmt, sage ich, diese Hand, in welche noch kein Weib die ihrige gelegt hat, selbst die nicht, welche doch unumschränkte Besitzerin meines ganzen Leibes ist. Nicht zum Kusse reiche ich sie Euch, sondern damit Ihr das Gewebe ihrer Nerven, die Gedrungenheit ihrer Muskeln, ihre großen strotzenden Adern bewundern und daraus schließen könnet, was für Stärke der Arm besitze, dem diese Hand zugehört." — „Das wollen wir gleich sehen!" sprach Maritornes, warf ihm damit eine Schlinge, die sie am Halfterstricke gemacht hatte, um die Faust und band den Halfter mit dem andern Ende an einem Riegel der Heubodenthüre fest.

Don Quixote, der den rauhen Strick um seine Hand fühlte, sprach ganz betroffen: „Wie, gnädiges Fräulein,

scheint es doch, als wolltet Ihr meine Hand eher wund reiben, als streicheln? Laßt sie die Strenge nicht entgelten, die ich Euch erzeigen muß: sie hat keinen Theil daran, und es wäre ungerecht von Euch, wenn Ihr gegen einen so kleinen Theil meines Leibes Euern ganzen Zorn auslassen wolltet. Wer wahrhaftig liebt, kann sich nie so grausam rächen.“ Aber keine Seele hörte unsers armen Ritters Klagen; denn sobald ihn Maritornes festgebunden hatte, lief sie mit ihrer Gefährtin davon, ließ den guten Junker hängen, und wollte sich mit der Andern fast todt über den Streich lachen, den sie ihm gespielt.

So stand nun, wie gesagt, Ritter Don Quixote auf seinem Rozinante da, hatte den Arm festgebunden im Bodenloche stecken, und schwebte in schrecklicher Angst, Rozinante möchte unter ihm weggehen und ihn an der Hand in der Luft hängen lassen. Aus dieser Furcht traute er sich nicht, die geringste Bewegung zu machen, ungeachtet er von der Geduld und Sanftmuth des guten Rozinante hätte sicher hoffen können, daß er ein ganzes Jahrhundert hindurch wie ein Stein auf einer Stelle würde gestanden haben. Da sich nun Don Quixote so angebunden und beide Damen verschwunden sah, bildete er sich fest ein, es müsse abermals eine Art von Verzauberung stattfinden, dergleichen er schon mehr in diesem Kastell erfahren hatte, wie z. B. die letzte Prügelsuppe von dem in einen Mohren verzauberten Eselstreiber, und verwünschte daher im Herzen seine Unvorsichtigkeit, daß er's zum zweiten Male gewagt, in ein Kastell zu gehen, woraus er schon das erste Mal so übel weggekommen, da es doch Regel der fahrenden Ritter ist, ein Abenteuer, welches ihnen zum ersten Male mißlungen, als für einen Andern aufgehoben zu betrachten, und daher nicht mehr zu

bestehen. Trotz dem zerrte er an seinem Arme, ob er sich nicht losmachen könne, aber Maritornes hatte ihn so fest gebunden, daß Alles vergeblich war. Freilich mußte er auch mit Vorsicht ziehen, damit Rozinante sich nicht rühre; sich auf den Sattel niederzulassen, war ihm ganz unmöglich, keine andere Wahl blieb also übrig, als stehen zu bleiben oder sich den Arm auszureißen. Bald ergoß er sich in Klagen über den Verlust, welchen die Welt erleide, weil er so lange verzaubert dastehen müsse; denn daß er verzaubert sey, darüber war er im Reinen; bald rief er seinem getreuen Knappen, der im tiefen Schlaf auf seinem Saumsattel schnarchte und nicht einmal an die Mutter dachte, die ihn geboren, bald bat er den weisen Lirgandeo oder den Alquife um Hülfe, bald ersuchte er seine Freundin Urganda, ihm beizustehen.

So fand ihn endlich die Morgenröthe, und jetzt brüllte er vor Scham und Verzweiflung wie ein Stier, und gab alle Hoffnung auf, daß der anbrechende Tag ihm Erlösung bringen werde. Denn er hielt seine Zauberei für eine ewige, und zwar um so sicherer, weil Rozinante sich im Geringsten nicht bewegte, so daß er des Glaubens ward, er selbst und sein Gaul müßten in dieser Stellung, ohne zu essen und zu trinken, stehen bleiben, bis der Einfluß seines bösen Sterns vorübergehe, oder bis ein geschickter Zauberer den Zauber wieder löse. Er irrte jedoch in seiner Rechnung; denn als es kaum anfing zu tagen, kamen vier wohlgekleidete und wohlberittene, mit Feuerrohren bewaffnete Männer vor dem Wirthshause an. Sie klopften heftig an die noch verschlossene Thüre. Don Quixote, welcher trotz seiner Lage nicht vergaß, daß er auf der Schildwache stand, rief ihnen gebieterisch zu: „Ihr Ritter oder Knappen, oder wer ihr sonst seyd,

habt hier nicht an das Thor dieses Kastells zu klopfen; denn ihr selbst müßt wohl wissen, daß um diese Stunde diejenigen, die darin sind, entweder noch schlafen, oder daß es wenigstens nicht Sitte ist, die Thore solcher Festungen zu öffnen, ehe die Sonne den ganzen Weltraum erleuchtet. Weichet zurück und erwartet den hellen Tag, so wollen wir sehen, ob man euch einlassen soll oder nicht!"

„Wo zum Teufel gibt's hier ein Kastell oder eine Festung, wegen deren wir viele Umstände machen sollten?" fragte einer von den Reitern. „Seyd Ihr der Wirth, so laßt aufmachen. Wir sind Reisende, und wollen hier nur unsern Pferden ein Futter geben und weiter reiten, denn wir haben Eile."

„Meint Ihr denn, Ritter, daß ich einem Gastwirth ähnlich sehe?" fragte Don Quixote.

„Wem Ihr ähnlich seht, weiß ich nicht," sprach der Reiter; „aber das weiß ich, daß Ihr tolles Zeug schwatzt, wenn Ihr diese Kneipe ein Kastell nennt."

„Ein Kastell ist's," erwiderte Don Quixote, „und eins von den besten in der ganzen Provinz, und es sind Personen darin, die wohl Kronen auf dem Haupte getragen und Scepter in den Händen geführt haben."

„Sage lieber: das Scepter auf dem Kopf und die Krone in der Hand," versetzte der Reiter. „Am Ende liegt hier vermuthlich ein Trupp wandernder Schauspieler, bei denen die Krone und Scepter, wovon Ihr schwatzt, nichts Seltenes sind. In eine winzige Kneipe, wie diese, wo man keinen Laut hört, werden wohl keine Personen einkehren, die Scepter und Kronen verdienen."

„Ihr wißt wenig von der Welt Lauf," sprach Don Quixote, „weil Ihr nicht mit den Begebenheiten bekannt seyd, die fahrenden Rittern zustoßen."

Die Reiter wurden des Schwatzens müde und klopften auf's Neue so laut, daß der Wirth sammt Allen, die in der Schenke waren, aufwachte, und sich erhob, um zu sehen, wer anklopfe. Unterdessen traf es sich, während Rozinante traurig und niedergeschlagen, mit gesenkten Ohren, unbeweglich unter seinem unglücklichen Herrn dastand, daß eine von den Stuten der Reiter sich ihm näherte und ihn beroch. Weil er nun auch von Fleisch und Bein war und nicht von Holz, wie er wohl zu seyn schien, so konnte er nicht umhin, sich zu fühlen, und die Artigkeit derjenigen, die ihn berochen hatte, zu erwidern. Kaum hatte er sich nur ein wenig von der Stelle bewegt, so glitschten Don Quixote's Füße vom Sattel herab, und er würde zur Erde gefallen seyn, wäre er nicht beim Arme hängen geblieben. Dies verursachte ihm jedoch einen so heftigen Schmerz, daß er meinte, die Hand sey ihm abgehauen oder der Arm ausgerissen; denn er kam dem Boden so nahe, daß ihn die Spitzen seiner Zehen berührten, und dies war für ihn desto schlimmer; denn weil er empfand, wie wenig ihm noch fehlte, um die Füße ganz auf die Erde zu bringen, so gab er sich alle Mühe, sich zu recken und zu strecken, um den Erdboden zu erreichen, so wie Einer, den man auf der Folter in die Höhe zieht, seine Marter dadurch vermehrt, daß er vergeblich strebt, seine Füße zur Erde zu bringen, zu welcher sie fast hinabreichen.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Verfolg der unerhörten Begebenheiten in der Schenke.

Entsetzlich schrie Don Quixote, so daß der Wirth ganz erschrocken die Thüre öffnete und hinauslief, um zu sehen,

wer dieses Geschrei erhebe; und auch diejenigen, welche draußen waren, eilten hinzu. Maritornes, die von dem Lärmen bereits erwacht war, konnte sich die Ursache leicht erklären, lief daher geschwind nach dem Heuboden, ohne daß es Jemand gewahr ward, und machte die Halfter los, woran Don Quixote hing, der hierauf den Augenblick zu Boden fiel. Der Wirth und die Reisenden traten zu ihm und fragten, was ihm fehle, daß er so gewaltig schreie. Ohne ein Wort zu erwidern, streifte er den Strick von der Hand, stand auf, schwang sich auf seinen Rozinante, warf seine Tartsche vor, legte die Lanze ein, ritt eine Strecke in's Feld, kam in kurzem Galopp zurück und rief: „Wer da behauptet, daß ich mit Recht angezaubert gewesen, dem sage ich, daß er lügt und daß ich ihm hiemit Trotz biete und ihn zum Kampf ausfordre, wenn die Prinzessin Micomicona mir es erlaubt!"

Die neuen Gäste verwunderten sich über Don Quixote's Reden; der Wirth half ihnen aber aus dem Traume, indem er zu verstehen gab, wen sie vor sich hätten, und sie bat, sich nicht an ihn zu kehren, weil er nicht recht gescheit sey. Sie fragten hierauf den Wirth, ob nicht ein Jüngling von ungefähr fünfzehn Jahren in sein Haus gekommen sey, der sich wie ein Eselstreiber verkleidet habe, und den sie ihm völlig so bezeichneten, wie Donna Clara's Liebhaber gekleidet ging. Der Wirth antwortete, es seyen so viele Fremde in seinem Hause, daß er denjenigen, welchen sie ihm beschrieben, nicht bemerkt habe. Unterdeß hatte jedoch Einer von ihnen den Reisewagen gesehen, worin der Oberrichter gekommen war. „Gewiß, er ist hier," sagte dieser zu seinem Kameraden, „denn hier steht der Wagen, dem er immer nachfolgen soll. Laßt Einen von uns an der Thüre bleiben, während die Andern hineingehen und ihn aufsuchen. Es kann auch wohl

Einer draußen verweilen, damit er nicht über die Hofmauer entspringt." Zwei von ihnen gingen hierauf in's Haus, Einer blieb an der Thüre, und ein Anderer ging draußen auf und ab, welches Alles dem Wirthe sehr auffiel, weil er nicht wußte, was die Haussuchung bedeuten solle, obwohl er vermuthete, daß sie den Jüngling suchten, welchen sie ihm beschrieben hatten.

Da es nun völlig Tag geworden war und Don Quixote so großen Lärm gemacht hatte, so wachten bereits Alle und standen auf. Auch Donna Clara und Dorothea verließen ihr Lager, obgleich sie Beide wenig geschlafen hatten, die eine vor Unruhe, weil ihr Liebhaber so nahe bei ihr war, und die andere vor Neugier, ihn zu sehen. Da Don Quixote sah, daß keiner von den vier Reisigen sich um ihn bekümmerte oder ihm auch nur antwortete, wollte er vor Zorn und Verdruß rasend werden, und wenn er nur geglaubt hätte, daß nach den Rittergesetzen ein fahrender Ritter sich mit Fug in ein neues Abenteuer einlassen könne, nachdem er versprochen, sich mit keinem andern abzugeben, bis das bereits übernommene bestanden wäre, so würde er sie Alle angegriffen und genöthigt haben, ihm auch wider Willen zu antworten. Weil er aber glaubte, es zieme sich nicht für ihn, etwas Neues zu unternehmen, bevor er die Prinzessin Micomicona in ihr Reich eingesetzt, so schwieg er und verhielt sich ruhig, in Erwartung dessen, was aus den Nachsuchungen der Fremden würde. Einer von ihnen fand den Jüngling, den sie suchten, wie er eben neben einem Eselstreiber schlief, ohne sich träumen zu lassen, daß man ihn hier suchen, und noch weniger, daß man ihn finden werde. Der Mensch schüttelte ihn beim Arm und sagte: „Wahrlich, Don Louis, das Kleid, welches Ihr tragt, schickt

sich trefflich für einen jungen Herrn von Euerm Stande, und das Lager, worauf ich Euch treffe, paßt sehr zu der Zärtlichkeit, mit welcher Eure Mutter Euch erzogen hat."

Der Jüngling rieb sich den Schlaf aus den Augen und sah demjenigen, der ihn beim Arme gefaßt hatte, steif in's Gesicht. Wie er ihn für einen Bedienten seines Vaters erkannte, erschrack er so sehr, daß er ihm geraume Zeit nicht antworten konnte; der Bediente aber fuhr fort und sagte: „Hier ist nichts Anderes zu thun, Don Louis, als Euch geduldig zu ergeben und nach Hause zu kehren, wenn Ihr nicht wollt, daß Euer Vater aus der Welt gehe; denn Geringeres läßt uns sein Gram über Eure Entweichung nicht befürchten."

„Wie hat denn mein Vater erfahren," fragte Don Louis, „daß ich diesen Weg, und zwar in dieser Verkleidung, genommen habe?"

„Ein Student," sagte der Bediente, „dem Ihr Eure Absicht entdeckt habt, hat es ihm gesagt, aus Mitleiden mit dem Kummer, den Euer Vater empfand, als er Euch vermißte. Derselbe schickte sogleich vier von seinen Bedienten ab, um Euch aufzusuchen, und wir freuen uns außerordentlich, daß wir so glücklich zurückkehren und Euch demjenigen wieder bringen werden, der so große Sehnsucht nach Euch fühlt."

„Das wird davon abhängen," erwiderte Don Louis, „ob ich es für gut finde, und wie es der Himmel fügt."

„Was anders könnt Ihr für gut finden," versetzte der Bediente, „und was kann der Himmel anders wollen, als daß Ihr Euch bequemt, zurückzukehren, da es durchaus nicht anders seyn kann."

Diese ganze Unterredung hatte der Eselstreiber, welcher neben Don Louis lag, mit angehört. Er stand auf und

ging hin zu Don Fernando, Cardenio und den Uebrigen, die sich bereits angekleidet hatten, und erzählte ihnen, was vorgefallen, nämlich, daß der Bediente den Jüngling Don genannt, und daß er ihn wieder nach seinem väterlichen Hause bringen wolle, wozu aber der junge Herr keine Lust zeige. Diese Nachrichten und der Eindruck, welchen die schöne Stimme des Jünglings auf sie gemacht hatte, erregten ihre Neugier, zu erfahren, wer er wäre, und sich seiner anzunehmen, falls man Gewalt gegen ihn gebrauchen wollte. Sie gingen demnach miteinander dahin, wo er noch im Wortwechsel mit seinem Bedienten begriffen war. Dorothea kam ebenfalls aus ihrem Zimmer und mit ihr Donna Clara in großer Unruhe. Dorothea zog den Cardenio auf die Seite und erzählte ihm mit wenigen Worten die Begebenheiten des Sängers und der Donna Clara, und er sagte ihr wieder, was mit den Bedienten vorgefallen, die der Vater des Don Louis ausgesandt hätte, um ihn aufzusuchen. Er konnte ihr dies jedoch nicht so leise sagen, daß Donna Clara nicht etwas davon verstanden hätte, welche darüber so bestürzt wurde, daß sie hingesunken wäre, hätte Dorothea sie nicht gehalten. Cardenio bat deßwegen Dorothea, wieder mit ihr in die Kammer zu gehen, und versprach ihr, Alles zu vermitteln, worauf die beiden Frauenzimmer sich zurückbegaben.

Alle vier Bedienten, welche nach Don Louis ausgesandt waren, hatten sich unterdessen um ihn her versammelt und redeten ihm zu, mit ihnen zu gehen und seinen Vater zu beruhigen. Er antwortete ihnen aber, daß er durchaus nicht eher gehen werde, bis er eine gewisse Sache abgemacht, von welcher sein Leben, seine Ehre und seine Glückseligkeit abhänge. Die Bedienten setzten ihm hierauf noch dringender zu, und erklärten, sie würden auf keinen Fall ohne ihn zurückkehren,

und wenn er nicht in der Güte mitgehen wolle, so müßten sie ihn mit Gewalt zurückführen.

„Das sollt ihr wohl bleiben lassen," sprach Don Louis, „wenn ihr mich nicht vorher um's Leben bringt; und wenn es euch auch gelänge, mich auf irgend eine Art fortzuschleppen, so würde es mir dennoch das Leben kosten."

Ueber diesem Gezänke waren bereits alle Gäste in der Schenke zusammengekommen, Cardenio, Don Fernando und seine Begleiter, der Oberrichter, der Pfarrer, der Barbier, und selbst Don Quixote, welcher glaubte, daß das Kastell jetzt einer Schildwache nicht länger bedürfe. Cardenio, welcher mit der Geschichte des Jünglings schon bekannt war, fragte die, welche ihn wegführen wollten, warum sie darauf beständen, ihn wider Willen mitzunehmen.

„Weil wir wünschen, seinem Vater das Leben zu fristen," antwortete Einer von ihnen, „welches die Entweichung dieses jungen Herrn in große Gefahr gebracht hat."

„Hier ist nicht der Ort, von meinen Angelegenheiten zu schwatzen," sagte Don Louis. „Ich bin ein freier Mann, und gehe zurück, wenn es mir gefällt, und wenn ich nicht will, so darf Keiner von euch mich dazu zwingen."

„Die Vernunft muß Euch dazu zwingen," sagte der Bediente; „und wenn sie das nicht kann, so zwingt sie uns, unsern Auftrag und unsere Pflicht zu erfüllen."

„Was soll denn das Alles bedeuten?" fragte der Oberrichter.

„Ei, Herr Oberrichter," sprach der Bediente, der ihn als einen Nachbar seines Herrn sehr wohl kannte, „kennen Euer Gnaden diesen jungen Herrn nicht? Er ist ja der Sohn Euers Nachbars, und hat sich in dieser Kleidung, die seinem Stande so wenig angemessen ist, aus dem Hause seines Vaters entfernt."

Der Oberrichter betrachtete ihn genauer, und wie er ihn erkannte, umarmte er ihn und sagte: „Was sind das für Jugendstreiche, Don Louis? oder was für wichtige Ursachen konnten Euch bewegen, Euch in einer solchen Kleidung betreten zu lassen, die sich so wenig für Euern Stand schickt?“

Dem Jüngling kamen die Thränen in die Augen, und er konnte dem Oberrichter kein Wort erwidern. Dieser gebot den Bedienten Ruhe und versprach, Alles in Ordnung zu bringen. Hierauf nahm er den Don Louis auf die Seite und fragte ihn, warum er hieher gekommen? Doch indem er ihn hierüber und über andere Dinge befragte, entstand großer Lärm vor der Hausthüre; denn ein paar Gäste, die in der Schenke übernachtet, wurden gewahr, daß Jedermann mit seiner Neugier wegen des Jünglings und mit den vier Bedienten beschäftigt war, und wollten versuchen, sich davon zu machen, ohne ihre Zeche zu bezahlen. Allein der Wirth, mehr um seine eigenen, als um anderer Leute Sachen bekümmert, hielt sie an, wie sie aus der Thüre gehen wollten, forderte sein Geld und verwies ihnen ihre Unrechtlichkeit in solchen Ausdrücken, daß sie ihm mit Faustschlägen antworteten und ihn dermaßen bearbeiteten, daß der arme Wirth genöthigt war, um Hülfe zu schreien. Die Wirthin und ihre Tochter sahen Niemand, der besser Zeit hatte, ihm beizuspringen, als Don Quixote, und die Tochter rief diesem zu: „Helfet, Herr Ritter, um der Tapferkeit willen, die Euch Gott gegeben hat! Steht meinem Vater bei, den ein paar gottlose Menschen zu Brei dreschen!“

Langsam und kaltblütig antwortete Don Quixote: „Schönes Fräulein, Euer Begehr kann dermalen nicht stattfinden, sintemal ich jetzt kein anderes Abenteuer bestehen kann, bevor ich dasjenige ausgeführt, wozu mein gegebenes Wort mich

BIBLIOTHEC CIVITATIS BABENBERGENS

verbunden hält. Ich will Euch aber sagen, was ich für Euch thun kann: lauft und sagt Euerm Vater, er soll sich im Kampf zu halten suchen und den Sieg sich nicht entreißen lassen, derweilen ich die Prinzessin Micomicona um Erlaubniß bitte, ihm in seiner Noth beizustehen, und wenn sie mir diese nicht versagt, so seyd versichert, daß ich ihn daraus erretten werde."

„Gott verzeih' mir!" rief Maritornes; „ehe Euer Gnaden diese Erlaubniß bekommen, kann mein armer Herr schon in der andern Welt seyn."

„Laßt mich die besagte Erlaubniß nur erlangen," erwiderte Don Quixote; „denn wenn ich sie erhalte, so ist wenig daran gelegen, ob er schon in der andern Welt ist, denn ich hole ihn aller Welt zum Trotz von dort zurück, oder räche Euch dermaßen an denen, die ihn dahin geschickt haben, daß Ihr mehr als mittelmäßig mit mir werdet zufrieden seyn."

Ohne Weiteres ließ er sich vor Dorothea auf ein Knie nieder, und bat nach allen Formen fahrenden Ritterthums: „Ihre Hoheit möge geruhen, ihm zu vergönnen, dem Kastellan des Schlosses in hartem Kampf und Drangsal zu helfen und beizuspringen."

Die Prinzessin gewährte ihm ohne Schwierigkeit seine Bitte, worauf er stracks den Schild vorwarf, das Schwert ergriff und an die Thüre ging, woselbst die beiden Gäste noch immer weidlich auf den Wirth losschlugen. Wie er aber dahin kam, stutzte er und blieb stehen. Maritornes und die Wirthin riefen ihm zu, warum er zaudere, ihrem Herrn und Ehemann beizustehen?

„Ich zaudere," sprach Don Quixote, „weil es mir nicht ziemt, mein Schwert gegen Knappen zu ziehen. Ruft mir

III. Seite 84.

aber nur meinen Knappen Sancho her; denn ihm gebührt es, diese Vertheidigung und Rache zu übernehmen."

Dies Alles begab sich vor der Hausthüre, und es regnete Maulschellen und Faustschläge auf Kosten des Wirths, während die Wirthin, ihre Tochter und Maritornes vor Verdruß rasend werden wollten, daß Don Quixote müßig dastand und ihren Ehemann, Vater und Herrn mißhandeln ließ. Wir müssen ihn jedoch vorderhand hier verlassen, und es wird sich ja wohl Jemand finden, der ihm beisteht; wo nicht, so muß er die Hand auf den Mund legen und sich gedulden, wenn er mehr unternommen, als er ausfechten kann. Wir wollen indeß unsre fünfzig Schritte zurückgehen und hören, was Don Louis dem Oberrichter zur Antwort gab, als wir ihn mit ihm allein ließen, und als dieser ihn fragte, warum er zu Fuß und in so unschicklicher Kleidung eine solche Reise unternommen.

Der Jüngling drückte ihm mit beklommenem Herzen die Hände, und sagte unter Vergießung häufiger Thränen: „Mein Herr, ich muß Euch nur gestehen, von dem ersten Augenblicke an, da der gütige Himmel durch unsre nahe Nachbarschaft mir Gelegenheit gab, Eure liebenswürdige Tochter Donna Clara zu sehen, war sie unumschränkte Gebieterin über mein Herz, und wenn es Euch, mein theurer Herr und Vater, nicht zuwider wäre, so würde sie von dieser Stunde an meine Gemahlin. Um ihretwillen verließ ich das Haus meines Vaters, um ihretwillen zog ich diese Kleider an, um ihr überall nachzufolgen, wie der Pfeil nach dem Ziele strebt und die Nadel nach dem Nordpol. Sie selbst weiß von meiner Liebe weiter nichts, als was meine Augen ihr von ferne bisweilen durch zärtliche Blicke mögen entdeckt haben. Ihr wißt, mein Herr, wie reich und adelig meine Eltern

sind, und daß ich ihr einziger Erbe bin. Wenn Ihr meint, daß diese Rücksichten hinlänglich sind, um Euch zu bewegen, mein Glück vollkommen zu machen, so erkennt mich nur auf der Stelle für Euern Sohn; denn gesetzt auch, mein Vater hätte Absichten mit mir, welche dem Glücke, das ich selbst für mich gefunden, in den Weg träten, so kann doch die Zeit eher alles Andere ändern und zerstören, als die Neigungen des Menschen."

Hier schwieg der verliebte Jüngling, und der Oberrichter war eben so sehr erstaunt über die einnehmende Art, mit welcher Don Louis ihm seine Wünsche entdeckt hatte, als unschlüssig, was er auf einen so überraschenden Antrag erwidern solle. Er bat ihn demnach, sich zu gedulden, und seine Leute dahin zu vermögen, daß sie nicht noch an demselben Tage wieder nach Hause gingen, damit man Zeit hätte, zu überlegen, was zu allerseitigem Besten bei der Sache zu thun sey. Don Louis küßte ihm mit Inbrunst die Hände und benetzte sie mit Thränen, die wohl ein Marmorbild hätten erweichen können, wie vielmehr das Herz des Oberrichters, welchem die Bemerkung nicht entging, daß seine Tochter durch die Heirath ein glänzendes Glück machen würde; er wünschte jedoch, daß es wo möglich mit Genehmigung des Vaters von Don Louis geschehe, der aber, wie er wußte, mit seinem Sohne sehr hoch hinaus wollte.

Indeß hatten die Gäste und der Wirth bereits Friede gemacht, indem Don Quixote die erstern mehr durch Güte und Ueberredung, als durch Drohungen dahin vermochte, daß sie dem Wirthe seine Rechnung bezahlten, und auch die Bedienten des Don Louis warteten nur auf den Ausgang seiner Unterredung mit dem Oberrichter und auf den Entschluß ihres jungen Herrn.

III. Seite 87.

Allein der Teufel, der nie schläft, führte in demselben Augenblicke den Barbier her, welchem Don Quixote jüngst den Helm Mambrins geraubt, und Sancho das Geschirr seines Esels genommen und es gegen das seinige ausgetauscht hatte. Indem dieser Barbier seinen Esel in den Stall zog, ward er den Sancho gewahr, wie er eben am Saumsattel etwas zurecht machte. Kaum erblickte er den Sattel und erkannte ihn für den seinigen, so ging er auf Sancho los und rief: „Hab' ich dich, Erzspitzbube? Heraus mit meinem Becken und Saumsattel und mit allen Sachen, die du mir gestohlen hast!"

Sancho, der so unvermuthet angegriffen ward und die Schimpfwörter hörte, die man gegen ihn ausstieß, hielt mit der einen Hand den Saumsattel fest und gab mit der andern dem Barbier eine so derbe Maulschelle, daß das Blut darnach floß. Dieser ließ aber den Saumsattel nicht los, und rief so laut, daß die ganze Schenke davon erscholl: „Hülfe im Namen des Königs und der Gerechtigkeit! Ein Schelm und Straßenräuber will mich hier todtschlagen, weil ich mein Eigenthum von ihm wieder haben will."

„Du lügst!" schrie Sancho; „ich bin kein Straßenräuber. Diese Beute hat mein Herr Don Quixote in ehrlicher Fehde gewonnen."

Don Quixote war schon dazu gekommen und bemerkte mit Wohlgefallen, wie sein Knappe in Vertheidigung und Angriff sich so tapfer benahm, und von dem Augenblicke an hielt er ihn für einen wackern Kerl und nahm sich vor, ihn bei erster Gelegenheit zum Ritter zu schlagen, weil er meinte, daß er den Ritterschlag wohl verdiene. Unterdessen dauerte der Zank fort, und der Barbier sagte unter Anderm: „Meine Herren, so wahr ich lebe, dieser Saumsattel gehört mir, und

ich kenne ihn so gut, als wenn ich selbst ihn gezeugt und geboren hätte. Dort steht mein Esel im Stalle und kann's beweisen. Legt ihm den Saumsattel auf, und wenn er ihm nicht auf den Rücken paßt wie gegossen, so nennt mich einen Schelm. Was noch mehr ist, an demselben Tage, da sie mir ihn abnahmen, raubten sie mir auch ein Bartbecken, das noch nie gebraucht und seinen baaren Thaler werth war."

Jetzt konnte Don Quixote nicht länger anstehen, sich in die Sache zu mischen. Er trat zwischen die beiden Parteien, brachte sie auseinander, legte den Saumsattel auf die Erde, damit Jeder bis nach ausgemachter Sache ihn sehen könne, und sagte: „Damit Euer Gnaden sammt und sonders einsehen, wie sehr dieser ehrliche Knappe im Irrthum steckt, so braucht Ihr nur zu bemerken, wie fälschlich er ein Ding Bartbecken nennt, welches nie etwas Anderes war, ist oder seyn wird, als Mambrins Helm, den ich ihm in ehrlicher, offener Fehde abgenommen, und ihn dadurch zu meinem recht- und gesetzmäßigen Eigenthum erworben habe. Was den Saumsattel betrifft, darauf kann ich mich nicht einlassen, und will weiter nichts davon sagen, als daß mein Schildknappe Sancho, nachdem ich diesen feigen Tropfen überwunden hatte, mich um Erlaubniß bat, das Reitzeug seines Gauls zu nehmen und den seinigen damit auszurüsten. Ich erlaubte es ihm und er nahm es, und wenn es sich aus einem Reitzeuge in einen Saumsattel verwandelt hat, so weiß ich keine andere Ursache davon anzugeben, als daß dergleichen Verwandlungen bei Gegenständen, die den fahrenden Rittern vorkommen, nichts Ungewöhnliches sind. Um dieses zu beweisen, so geh hin, Freund Sancho, und hole mir den Helm, den dieser ehrliche Mensch zum Bartbecken machen will."

III Seite 89.

„Mein Seel, Herr!“ sprach Sancho, „wenn wir keinen bessern Beweis haben, um uns zu rechtfertigen, als Ihr beibringen wollt, so ist Mambrins Helm so gut ein Bartbecken, als das Reitzeug dieses Ehrenmannes ein Saumsattel ist.“

„Thu', was ich dir befehle!“ sagte Don Quixote; „es wird ja wohl nicht Alles hier im Hause mit Zauberei zugehen.“

Sancho ging und brachte das Bartbecken, welches Don Quixote in die Hand nahm und sprach: „Urtheilen Euer Gnaden jetzt selbst, mit welcher Stirne dieser Knappe behaupten darf, dies sey ein Bartbecken, und nicht der Helm, von welchem ich sprach; ich schwöre bei dem Orden der Ritterschaft, zu welchem ich gehöre, daß dies derselbe Helm ist, den ich ihm abnahm, und daß nichts weder dazu gethan, noch davon genommen ward.“

„Das ist gewiß,“ sprach Sancho; „denn seitdem ihn mein Herr gewann, hat er ihn bis diese Stunde nur in einem einzigen Treffen gebraucht, nämlich, wie er die unglücklichen Gefangenen befreite, und wenn er diesen Bartbeckenhelm damals nicht gehabt hätte, so wäre es ihm sehr schlimm bekommen, denn bei dem Strauße hat's Steine geregnet.“

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Entscheidung des Streits über Mambrins Helm und den Saumsattel, sammt andern Vorfällen der Wahrheit gemäß dargestellt.

„Quacksalbert so lange Ihr wollt!“ rief der Barbier; „aus einem Bartbecken werdet Ihr keinen Helm machen: nicht wahr, Euer Gnaden?“

„Und wer das Gegentheil behauptet," schrie Don Quixote, „den will ich empfinden lassen, daß er lügt, falls er ein Ritter ist, und ist er ein Knappe, so sage ich ihm, daß er tausendmal lügt und noch einmal lügt."

Unser Meister Niklas, der bei dem ganzen Auftritte gegenwärtig war und Don Quixote's Grillen so gut kannte, hatte seine Lust daran, Oel in's Feuer zu gießen und zum Vergnügen der Uebrigen den Spaß weiter zu treiben. Er sagte demnach zu dem fremden Barbier: „Mein Herr Barbier, oder was Ihr sonst seyn mögt, wisset, daß ich Euer Amtsbruder bin und seit zwanzig Jahren meinen Meisterbrief aufweisen kann, und alle Barbier-Instrumente vom größten bis zum kleinsten sehr wohl kenne. Ich bin auch in meiner Jugend einmal Soldat gewesen, so daß ich wohl weiß, was ein Helm, ein Sturmhut oder eine Pickelhaube ist, und was sonst noch zum Kriegsgeräth gehört und zu den Waffen der Soldaten. Aber mit aller Achtung für den, der es besser weiß und versteht, muß ich sagen, daß das Ding, welches dieser gute Herr in der Hand hat, nicht allein kein Bartbecken, sondern so sehr davon verschieden ist, wie Schwarz von Weiß und wie die Wahrheit von der Lüge. Ich muß zugleich sagen, daß es zwar ein Helm ist, aber kein vollständiger Helm."

„Freilich nicht," sagte Don Quixote; „denn es fehlt ihm fast die Hälfte, nämlich die Halsberge."

„Sehr richtig!" sagte der Pfarrer, der in die Absicht seines Freundes, des Barbiers, einging. Cardenio, Don Fernando und seine Kameraden bestätigten den Ausspruch, und selbst der Oberrichter würde den Spaß mit unterstützt haben, wenn nicht die Angelegenheiten des Don Louis seine Gedanken ernsthafter beschäftigt und ihn verhindert hätten, auf diese Possen zu achten.

„Gott sey bei mir!“ sagte der geschraubte Barbier; „ist es möglich, daß so viele ehrsame Leute sagen, dies sey kein Bartbecken, sondern ein Helm? So was könnte wohl eine ganze Universität mit aller ihrer Weisheit in Verwunderung setzen. Ei nun, wenn dies Bartbecken ein Helm ist, so wird wohl auch der Saumsattel ein Reitzeug seyn müssen, wie dieser Herr sagt.“ — „Es scheint mir mehr einem Saumsattel ähnlich,“ sprach Don Quixote; „allein ich habe schon gesagt, daß ich mich darauf nicht einlasse, zu entscheiden, ob dies ein Pferds- oder Eselssattel sey.“

„Ob es ein Saumsattel oder Turnierzeug sey,“ sprach der Pfarrer, „das kann Niemand besser entscheiden, als Herr Don Quixote, welchem wir in solchen ritterlichen Sachen sammt und sonders unsere Meinungen unterwerfen.“

„Bei Gott! meine Herren,“ erwiderte Don Quixote, „ich bin nun zum zweiten Male in dieses Schloß eingekehrt, und habe schon so viele außerordentliche Dinge hier erlebt, daß ich mir nicht getraue, auf irgend eine Frage über Dinge, die hier geschehen, bestimmt zu antworten, weil mir däucht, daß hier platterdings Alles mit Zauberei zugeht. Das erste Mal hat ein verzauberter Mohr, der hier spukt, mich übel mitgenommen, und Sancho kam unter den Händen seiner Helfershelfer nicht besser weg, und vorige Nacht habe ich wieder ein paar Stunden an diesem Arm in der Luft hängen müssen, ohne begreifen zu können, wie und warum mich dieses Unglück betroffen hat. Es wäre demnach sehr verwegen von mir gehandelt, wenn ich in einer so verwickelten Sache ein entscheidendes Urtheil aussprechen wollte. Was die Behauptung derjenigen betrifft, welche sagen, dieses sey ein Bartbecken und kein Helm, so habe ich solche bereits widerlegt, ob aber jenes dort ein Saumsattel oder ein

Reitzeug sey, das getraue ich mir nicht bestimmt zu entscheiden, sondern überlasse es euerm Gutachten. Denn weil ihr nicht zu Rittern geschlagen seyd, so haben vielleicht die Zaubereien, so hier vorgehen, keinen Einfluß auf euch und lassen euch den richtigen Gebrauch eurer Sinne, so daß ihr die Sachen in diesem Schlosse beurtheilen könnet, wie sie wirklich sind, und nicht, wie sie mir scheinen."

„Herr Don Quixote hat allerdings sehr richtig bemerkt," sprach Don Fernando, „daß es diesmal uns Andern zukommt, diesen Fall zu entscheiden, und damit Alles dabei ordentlich zugehe, so will ich insgeheim die Stimmen dieser Herren sammeln, und hernach treulich und deutlich berichten, wie sie ausfallen."

Denjenigen, welche Don Quixote's Grillen bereits kannten, machten diese Auftritte vielen Spaß; die Andern aber, die nichts davon wußten, hielten Alles für ein tolles Narrenspiel, besonders die vier Diener des Don Louis, er selbst gleichfalls und noch drei andere Gäste, welche von ungefähr in der Schenke eingekehrt waren und große Aehnlichkeit mit Schergen hatten, und das waren sie auch in der That. Der Barbier aber wollte vollends aus der Haut fahren, wie ihm sein Bartbecken vor den Augen in einen Helm verwandelt ward, und er jeden Augenblick erwarten mußte, auch den Saumsattel in ein köstliches Reitzeug verwandelt zu sehen. Alle mußten indeß über die Geschäftigkeit lachen, mit welcher Don Fernando die Stimmen sammelte, und sich von Jedem in's Ohr sagen ließ, ob das Kleinod, worüber gestritten ward, ein Saumsattel oder ein Reitzeug sey. Nachdem er von Don Quixote's Bekannten die Stimmen eingesammelt hatte, sagte er zu dem fremden Barbier: „Die Wahrheit zu gestehen, mein guter Freund, so bin ich schon

müde, Stimmen zu sammeln, weil ich finde, daß Jeder, den ich frage, mir antwortet, man müsse nicht gescheit seyn, wenn man nicht sehe, daß dies kein Saumsattel für einen Esel sey, sondern ein Reitzeug für ein Pferd, und zwar für ein recht edles Pferd. Ihr müßt demnach Geduld haben, denn es ist nun einmal, trotz Euch und Euerm Esel, kein Saumsattel, sondern ein Pferdegeschirr, und Ihr, mein Freund, habt Euern Prozeß verloren."

„Mein Erbtheil im Himmel will ich verlieren," sprach der arme Barbier, „wenn Ihr insgesammt nicht sehr irrt, und ich will nicht zu Gott kommen, wenn ich nicht überzeugt bin, daß dies ein Saumsattel ist und kein Geschirr für ein Kampfroß. Aber Gewalt geht — ich will nicht sagen wovor, und ich bin doch, weiß Gott! nüchtern, und habe diesen Morgen noch gar nichts im Leib, als die leidige Erbsünde."

Diese närrischen Reden des Barbiers lieferten nicht weniger Stoff zum Lachen, als die Thorheiten Don Quixote's, welcher am Ende sagte: „Hier ist weiter nichts zu thun, als daß Jeder das Seinige nehme, und wem Gott es gibt, dem laß es St. Peter gedeihen."

„Wenn dies nicht ein verabredeter Spaß ist," sagte einer von den Dienern des Don Louis, „so weiß ich nicht, wie so viele vernünftige Leute, wie diese sind oder zu seyn scheinen, sagen und behaupten können, dies sey kein Bartbecken und jenes kein Saumsattel. Weil sie aber so fest darauf bestehen, so bilde ich mir ein, daß ein Geheimniß dahinter steckt, da sie so etwas schnurstracks gegen alle Wahrheit und gegen allen Augenschein behaupten. Denn hol' mich" — und er sagte rund heraus, wer — „wenn ich mir weißmachen lasse, daß dies nicht ein Bartbecken ist und jenes ein Saumsattel für einen Esel."

„Oder auch wohl für eine Eselin," sprach der Pfarrer.

„Gleichviel!" sagte der Bediente, „darauf kommt's nicht an, sondern nur, ob's ein Saumsattel ist oder nicht."

Einer von den Schergen, die hereingekommen waren, hatte die Streitfrage mit angehört, und sagte voll Verdruß und Aergerniß: „Allerdings ist's ein Saumsattel, so gewiß ich meines Vaters Sohn bin, und wer anders spricht oder gesprochen hat, dem muß der Verstand in Wein gefallen seyn."

„Das lügt Ihr, wie ein Schelm!" rief Don Quixote, und erhob die Picke, die er nie aus den Händen ließ, und würde dem Schergen einen solchen Schlag auf den Kopf gegeben haben, daß er ihn niedergeschmettert hätte, wenn er nicht auf die Seite gesprungen wäre. Die Picke zersplitterte am Boden zu Trümmern, und die andern Schergen, die ihren Kameraden mißhandelt sahen, erhoben ihre Stimme und forderten Hülfe für die heilige Brüderschaft. Der Wirth, welcher mit zu der Truppe gehörte, lief geschwind nach Amtsstab und Degen und gesellte sich zu seinen Kameraden, und die Bedienten des Don Louis umringten ihren jungen Herrn, damit er im Getümmel nicht entwischen möchte. Der Barbier, welcher das ganze Haus in Aufruhr sah, wollte wieder nach seinem Saumsattel greifen, allein Sancho ließ ihn nicht fahren. Don Quixote zog das Schwert und ging los auf die Schergen. Don Louis rief seinen Dienern zu, sie sollen sich um ihn nicht bekümmern, sondern Don Quixote beistehen, welchem auch Don Fernando und Cardenio zu Hülfe kamen. Der Pfarrer rief, die Wirthin schrie, ihre Tochter ängstete sich, Maritornes heulte, Dorothea war erstaunt, Lucinde erschrocken und Donna Clara ohnmächtig; der Barbier prügelte Sancho, Sancho drasch den Barbier, Don Louis, welchen einer von seinen Leuten beim Arm fassen

III. Seite 94.

wollte, gab dem Kerl eine Maulschelle, daß ihm die Zähne wackelten, der Oberrichter stand dem Don Louis bei, Don Fernando hatte einen von den Schaarwächtern unter sich und trat ihn nach Herzenslust mit Füßen, und der Wirth erhob auf's Neue seine Stimme und forderte Hülfe für die heilige Brüderschaft. Mit Einem Worte, in der ganzen Schenke gab es nichts als Lärm, Geheul, Geschrei, Verwirrung, Angst, Schrecken, Unheil, Hiebe, Maulschellen, Prügel, Rippenstöße und blutige Köpfe.

Aber mitten in diesem Chaosgetümmel und Wirrwarr der Dinge kam es dem Ritter Don Quixote plötzlich vor, er befinde sich im Handgemenge in dem Lager des Agramante. Er rief deßwegen mit einer Stimme, die das ganze Wirthshaus durchdonnerte: „Jeder halte ein, Jeder stecke sein Schwert in die Scheide, Jeder schweige still und höre mich an, Jeder, dem sein Leben lieb ist!“ Dieser laute Zuruf brachte Alle zum Schweigen, und Don Quixote fuhr fort: „Sagte ich es euch nicht, meine Herren, dieses Kastell sey verzaubert und es müsse eine Legion Teufel darin hausen? Seht nun, wie hier der Augenschein meine Worte bestätigt, wie die Zwietracht, die in dem Lager Agramante's herrschte, hieher gekommen und unter uns getreten ist. Seht, wie man hier um ein Schwert, dort um ein Roß, hier um einen Adler, dort um einen Helm kämpft, und wie wir Alle streiten und Keiner den Andern versteht. Darum kommt her, meine Herren, Herr Oberrichter und Herr Pfarrer, Einer von euch sey König Agramante, der Andere König Sobrino, und stiftet Frieden zwischen uns; denn beim allmächtigen Gott, es ist doch Schimpf und Schande, daß so viele angesehene Personen, wie wir, einander um nichts und wieder nichts die Hälse brechen.“

Die Schergen, die das Rothwälsch des Ritters nicht verstanden und von Don Fernando und Cardenio übel waren bearbeitet worden, wollten sich nicht zur Ruhe bequemen, wohl aber der Barbier, der in dem Scharmützel an seinem eigenen Barte und an seinem Saumsattel zu Schaden gekommen war. Sancho gehorchte als ein treuer Diener seinem Herrn auf den ersten Wink, und die vier Bedienten des Don Louis verhielten sich ebenfalls ruhig, weil sie merkten, daß ihnen das Gegentheil schlecht bekommen würde. Nur der Wirth ließ nicht nach, darauf zu dringen, daß man den Narren für seine tollen Streiche züchtigen müsse, wodurch er jeden Augenblick das Haus in Aufruhr bringe. Endlich war der Lärm für diesmal gestillt: der Saumsattel blieb in der Einbildung des Ritters ein Reitzeug, das Bartbecken ein Helm und die Schenke eine ritterliche Burg, bis zum jüngsten Tage.

Wie nun Alles ruhig war und der Oberrichter und der Pfarrer durch ihr Zureden das gute Vernehmen wieder hergestellt hatten, drangen die Bedienten des Don Louis auf's Neue in ihn mit Bitten, er möchte sogleich mit ihnen nach Hause gehen. Während er mit ihnen unterhandelte, berathschlagte der Oberrichter mit Don Fernando, Cardenio und dem Pfarrer, wie er sich bei der Sache verhalten solle, und erzählte ihnen, was ihm Don Louis entdeckt habe. Man beschloß endlich, Don Fernando solle sich den Bedienten zu erkennen geben, und ihnen sagen, er wünsche Don Louis mit nach Andalusien zu nehmen, woselbst sein Bruder, der Marquis, ihn mit gebührender Achtung aufnehmen werde; denn die Aeußerungen des jungen Herrn geben deutlich zu erkennen, daß man ihn vorderhand nicht dahin bringen werde, vor seinem Vater zu erscheinen, wenn man ihn auch zerrisse. Da die Bedienten den Rang Don Fernando's

erfuhren und wie Don Louis gesinnt war, nahmen sie untereinander Abrede, daß drei von ihnen zu seinem Vater zurückkehren und ihm das Vorgefallene erzählen, der vierte aber so lange bei ihm bleiben solle, bis man ihn abhole oder sehe, was sein Vater weiter verfüge.

So ward demnach dieser verwickelte Handel durch das Ansehen des Königs Agramante und durch die Klugheit des Königs Sobrino glücklich beigelegt. Kaum wurde aber der Störer des Friedens und Feind der Eintracht gewahr, daß seine Absicht vereitelt war und er vergeblich die Gesellschaft in jenen Strudel von Zwistigkeiten hineingezogen hatte, so entschloß er sich zu einem neuen Versuche, und erregte neuen Zank und neue Unruhen. Die Schergen hatten sich nämlich zwar besänftigen lassen, weil sie merkten, mit welchen vornehmen Leuten sie angebunden, und zogen sich demnach aus dem Handel, denn sie würden ja doch zuletzt den Kürzern gezogen haben; doch einer von ihnen und zwar derjenige, welchen Don Fernando unter den Füßen gehabt hatte, erinnerte sich, daß unter mehrern Verhaftsbefehlen, die er bei sich führte, auch einer befindlich war, welcher Don Quixote betraf, den die heilige Brüderschaft wegen Befreiung der Galeerensklaven aufzuheben befohlen, wie Sancho schon längst mit Recht befürchtet hatte. Sobald ihm dies einfiel, zog er seine Pergamente aus dem Busen, suchte das rechte heraus und fing an, weil ihm das Lesen eben nicht sehr geläufig war, es bedächtig durchzusehen und bei jedem Worte die Augen auf Don Quixote zu heften. Er verglich seine Gesichtszüge genau mit der Beschreibung in dem Steckbriefe, und überzeugte sich bald, daß dieser derselbe sey, der in dem Briefe bezeichnet war. Kaum war er dessen versichert, so steckte er seine Pergamente wieder in den Busen, nahm den

Steckbrief in die linke Hand, packte Don Quixote mit der rechten so kräftig beim Kragen, daß er kaum athmen konnte, und rief mit lauter Stimme: „Helfet der heiligen Brüderschaft, und damit ihr sehet, daß ich berechtigt bin, euch dazu aufzufordern, so leset diesen Steckbrief, worin geschrieben steht, daß dieser Straßenräuber verhaftet werden solle.“

Der Pfarrer nahm den Steckbrief und fand, daß der Scherge die Wahrheit sagte, und daß Don Quixote deutlich und richtig bezeichnet war. Wie sich dieser von einem gemeinen Kerl mißhandelt sah, ward er so wüthend, daß sich ihm das Eingeweide im Leibe umkehrte, und er griff dem Schergen mit beiden Fäusten so kräftig an die Gurgel, daß er ihm eher würde die Seele ausgewürgt, als ihn losgelassen haben, wären dem Schergen nicht seine Kameraden beigesprungen. Der Wirth, welcher seinen Amtsbruder nicht im Stiche lassen durfte, kam ihm ebenfalls zu Hülfe, und die Wirthin, die ihren Mann schon wieder in Händel verwickelt sah, erhob auf's Neue ihre Stimme, deren heller Ton auch die Maritornes und ihre Tochter herbeizog, welche insgesammt Himmel und Erde um Beistand anschrien.

„Meiner Treu!“ sprach Sancho, wie er sah, daß es wieder losging, „mein Herr mag wohl mit Recht sagen, der Teufel treibe sein Spiel in diesem Kastell, denn man hat keine Stunde Ruhe darin.“

Don Fernando brachte den Schergen und Don Quixote auseinander, und Beide waren froh, wie er ihnen die Hände löste, mit welchen sie, der Eine in den Rockkragen, der Andere in die Gurgel seines Gegners, sich eingeklammert hatten. Die Schergen ließen unterdessen nicht ab, zu fordern und zu begehren, daß ihr Gefangener ihnen wohlgebunden überliefert werde, weil der Dienst des Königs und der heiligen Brüder-

III. Seite 98.

schaft dies erheische, in deren Namen sie nochmals Hülfe und Beistand verlangten, um diesen Landstreicher und Straßenräuber zu verhaften.

Don Quixote lachte über ihre Reden und antwortete ganz kaltblütig: „Was wollt ihr einfältiges, ungeschliffenes Gesindel? Nennt ihr es Straßenraub, wenn man Gefesselten die Freiheit gibt, Gefangene erlöst, Unglücklichen beispringt, Gefallene aufrichtet und den Nothleidenden Hülfe leistet? Ha! ehrloses Geschmeiß, die ihr wegen eurer gemeinen und niederträchtigen Denkart nicht werth seyd, daß euch der Himmel einsehen läßt, welchen hohen Werth die fahrende Ritterschaft in sich schließt, und wie sündlich und unvernünftig ihr handelt, wenn ihr nicht schon den Schatten, wie vielmehr denn die wirkliche Person eines jeden fahrenden Ritters in Demuth verehrt. Kommt her! nicht Landreiter seyd ihr, sondern Landstreicher unter dem Deckmantel der heiligen Brüderschaft; sagt an, wer war der Dummkopf, der den Befehl unterschrieb, einen fahrenden Ritter, wie ich bin, in Verhaft zu nehmen? wer war der Einfältige, der nicht weiß, daß fahrende Ritter keiner Gerichtsbarkeit unterworfen sind, daß ihr Schwert ihr Recht, ihr Wille ihr Gesetz, ihr Wohlgefallen ihre Richtschnur ist? Ich frage noch einmal, wer war der Gimpel, der nicht wußte, daß keine Ahnentafel in der Welt so viele Vorzüge, Gerechtsame und Freiheiten gewähren kann, als ein Ritter empfängt an dem Tage, da er zum Ritter geschlagen wird und sich dem beschwerlichen Orden der Ritterschaft widmet? Welcher fahrende Ritter hat in seinem Leben Schooß, Kopfgeld, Prinzessinsteuer, Zoll, Weggeld oder Geleit bezahlt? wo ist der Schneider, der ihm jemals Macherlohn für seine Kleider abforderte? welcher Burgherr nahm ihn auf in sein Schloß

und verlangte von ihm Bezahlung für seine Zeche? welcher König zog ihn nicht an seine Tafel? welche adelige Maid verliebte sich nicht in ihn und ergab sich nicht gänzlich seinem Willen und Wohlgefallen? mit einem Worte, wo ist, wo war und wo wird jemals in der Welt ein fahrender Ritter seyn, dem es an Muth fehlt, um mit seinem einzelnen Arme vierhundert Schergen je vierhundert Stockprügel zu geben, wenn sie gegen ihn aufstehen?"

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Ausgang des denkwürdigen Abenteuers mit den Schergen. Große Strenge des Ritters Don Quixote. Derselbe wird in einen Käfig gezaubert.

Toll genug dünkte den Schergen, was der edle Ritter daherschwatzte, und zwischen hinein gab sich noch überdies der Pfarrer alle Mühe, sie zu überzeugen, daß Don Quixote nicht recht bei Sinnen sey, wie sie aus seinen Reden und Handlungen schließen könnten, und daß es nicht der Mühe werth wäre, die Sache weiter zu treiben und ihn gefänglich abzuführen, weil man ihn doch als Wahnsinnigen wieder loslassen würde. Derjenige, welcher den Steckbrief bei sich hatte, wandte aber dagegen ein, es sey nicht seine Sache, zu untersuchen, wie es in Don Quixote's Kopf aussehe, sondern er müsse den Befehl seiner Obern ausführen, und diese möchten ihn hernach seinetwegen dreihundertmal loslassen, wenn er ihn einmal gefänglich eingebracht hätte.

„Nichtsdestoweniger," sagte der Pfarrer, „solltet ihr ihn doch diesmal nicht aufheben, und er würde sich auch wohl schwerlich von euch aufheben lassen."

Genug, der Pfarrer wußte so Vieles zu sagen und Don Quixote wußte so viele neue Thorheiten zu begehen, daß die Schergen noch närrischer hätten seyn müssen, als er selbst, wenn sie nicht eingesehen hätten, woran es ihm fehle. Sie ließen sich demnach nicht nur besänftigen, sondern sogar bewegen, zwischen dem fremden Barbier und Sancho Pansa, die noch immer miteinander zankten, den Frieden vollends zu Stande zu bringen. Als Handlanger der Gerechtigkeit schlichteten sie die Sache dergestalt, daß beide Theile zwar nicht völlig, aber doch einigermaßen zufrieden gestellt wurden; denn es ward ausgemacht, daß der Tausch zwar mit den Saumsätteln, aber nicht mit den Gurten und dem übrigen Zugehör stattfinden solle. Was Mambrins Helm betraf, so gab der Pfarrer dem Barbier heimlich, ohne daß Don Quixote etwas davon erfuhr, acht Realen, und der Barbier gab ihm dagegen einen Schein, daß er das Geld empfangen habe und sich aller weitern Ansprüche enthalten wolle, jetzt und in Ewigkeit. Amen.

Nachdem die beiden wichtigsten und schwierigsten Sachen abgethan waren, kam es noch darauf an, die Bedienten des Don Louis dahin zu vermögen, daß ihrer drei zurückgingen und der vierte ihn begleite, wenn er mit Don Fernando abreisen würde, und da einmal das gute Glück der Liebenden angefangen hatte, Lanzen zu brechen und Berge zu ebnen, so wollte es nunmehr sein Werk vollenden und auch das Uebrige zu guter Endschaft gedeihen lassen. Die Bedienten ießen sich Alles gefallen, was Don Louis von ihnen verıngte, und Donna Clara ward darüber so froh, daß Jederınn in ihren Blicken lesen konnte, wie froh sie war.

Zoraide verstand von Allem, was vorging, wenig oder chts; inzwischen war sie traurig mit den Traurigen und

froh mit den Fröhlichen, je nachdem sie die Empfindungen auf dem Gesichte eines Jeden abwechseln sah, und besonders in den Mienen ihres geliebten Spaniers, an dem ihre Blicke und Gedanken beständig hafteten.

Der Wirth hatte indessen bemerkt, daß der Pfarrer sich mit dem Barbier abgefunden; er kam demnach und forderte gleichfalls Bezahlung für die vorige Zeche des Junkers, und Schadenersatz für seine Schläuche und seinen Wein, und schwor, daß weder Rozinante, noch Sancho's Esel aus seinem Stalle kommen sollten, bevor Alles bis auf den letzten Heller bezahlt wäre. Auch dieses brachte der Pfarrer in Ordnung; Don Fernando bezahlte, obwohl der Oberrichter ebenfalls mit vieler Bereitwilligkeit seine Börse anbot.

Ein Jeder wurde demnach so vollkommen zufrieden gestellt, daß die Schenke nicht mehr dem lärmenden Lager Agramante's ähnlich war, mit welchem Don Quixote sie verglichen hatte, sondern daß Ruhe und Friede daselbst herrschten, wie zu den Zeiten Octavians, und Jeder mußte gestehen, daß man Alles der Klugheit und Beredsamkeit des Pfarrers und der großen Freigebigkeit Don Fernando's zu danken habe.

Da nun Don Quixote sah, daß die vielen Händel, worein er selbst und sein Schildknappe verwickelt gewesen, glücklich beendigt waren, so glaubte er, es sey Zeit, seine angetretene Ritterschaft fortzusetzen und das große Abenteuer zu Ende zu bringen, wozu er berufen und auserwählt worden war. Mit diesem festen Vorsatze warf er sich demnach Dorotheen zu Füßen, welche ihm jedoch nicht eher erlauben wollte zu reden, bis er aufstünde. Er gehorchte, richtete sich auf d Beine und sprach: „Es ist ein bekanntes Sprichwort, d der Fleiß Vater des Glücks ist, und oft hat die Erfahru

gelehrt, daß der Eifer eines guten Sachwalters nicht selten eine mißliche Sache zu guter Endschaft gebracht hat; nirgends aber bestätigt sich die Wahrheit dieses Satzes mehr, als im Kriege, wo man durch Schnelligkeit und Thätigkeit die Anschläge des Feindes am leichtesten vereitelt, und ihn überwindet, wenn man ihm nicht Zeit läßt, sich zur Vertheidigung zu rüsten. Ich sage dieses darum, erhabene und vortreffliche Prinzessin! weil mir dünkt, daß unser Aufenthalt hier in diesem Kastelle jetzt von keinem Nutzen mehr seyn, sondern uns im Gegentheile so viel schaden kann, daß wir es dereinst sehr hart empfinden würden. Denn wer weiß, ob Euer Feind, der Riese, nicht vielleicht durch heimliche und geschäftige Spione bereits erfahren hat, daß ich komme, und ob er nicht Zeit gewinnt, sich in einer unüberwindlichen Burg oder Festung dergestalt zu verschanzen, daß all mein Bestreben und alle Kraft meines unermüdeten Armes nichts gegen ihn vermögen? Laßt uns demnach, wie gesagt, durch unsre Thätigkeit seinen Anschlägen zuvorkommen und auf gutes Glück ungesäumt abreisen; denn Euer Glück ist gemacht, sobald ich das Weiße im Aug' Eures Feindes sehe."

Don Quixote sprach's und erwartete mit vieler Ruhe die Antwort der Infantin, welche voll Hoheit in der Miene und in einem Style, der dem seinigen angemessen war, erwiderte: „Ich danke Euch, Herr Ritter, für den Eifer, den Ihr mich blicken laßt, mir bald aus meiner großen Drangsal zu helfen, wie es sich ziemt für einen Rittersmann, dessen Pflicht und Beruf ist, sich der Verwaisten und Bedrängten anzunehmen. Der Himmel gebe, daß Eure und meine Wünsche in Erfüllung gehen, damit Ihr gewahr werdet, daß es noch erkenntliche Frauen in der Welt gibt. Was meine Abreise betrifft, so kann diese sogleich vor sich gehen, denn ich habe keinen

andern Willen, als den Eurigen: befehlet über mich nach Euerm Belieben und Gutachten, denn diejenige, welche Euch einmal die Vertheidigung ihrer Person anvertraut und wegen der Wiedereroberung ihrer Länder ihre ganze Zuversicht auf Euch gesetzt hat, kann nichts Anderes wollen, als was Eure Klugheit anordnet."

„In Gottes Namen!" sprach Don Quixote. „Da eine solche Dame sich vor mir demüthigt, so will ich auch die Gelegenheit nicht versäumen, sie zu erheben und sie wieder auf ihren angeerbten Thron zu setzen. Unsere Abreise geschehe demnach auf's fördersamste; denn mein Diensteifer und die Länge des Wegs spornen mich an, weil man zu sagen pflegt: Zaudern bringt Gefahr. Sintemal der Himmel nichts erschaffen und die Hölle nichts ausgespien hat, welches mich erschrecken oder furchtsam machen könnte, Sancho, so sattle Rozinante, zäume dein Lastthier auf und den Zelter der Infantin, und laßt uns von dem Burgherrn und von diesen Herrschaften Abschied nehmen, um augenblicklich davon zu ziehen."

Sancho, welcher Alles mit angehört hatte, schüttelte den Kopf und sagte: „Ach Herr, Herr, es steht schlimmer im Dörfchen, als man sich's merken läßt, — mit Verlaub aller ehrsamen Hauben zu sagen."

„Was!" sprach Don Quixote, „kann es in irgend einem Dorfe oder in allen Städten der Welt so schlimm stehen, du Schlingel, daß es mir Schrecken einjagte?"

„Ja, wenn Euer Gnaden böse werden wollen, so schweig' ich," antwortete Sancho, „und sage nichts von dem, was ich sonst als guter Schildknappe und treuer Diener nicht verschweigen darf."

„Nun, so rede was du willst," sprach Don Quixote,

„wenn du dir nur nicht einfallen lässest, mich furchtsam machen zu wollen; denn wenn du dich fürchtest, so handelst du nach deiner angebornen Art, wenn ich hingegen keine Furcht kenne, so handle ich nach der meinigen.“

„Gott verzeih' mir! so mein' ich's nicht,“ sprach Sancho; „aber ich bin überzeugt und versichert, daß die Dame hier, die sich Königin von dem großen Reiche Micomicon nennen läßt, so wenig Königin ist, wie meine Mutter; denn wenn sie das wäre, wofür sie sich ausgibt, so würde sie wohl mit einem gewissen Herrn in der Gesellschaft nicht jeden Augenblick sich schnäbeln, wenn man nur den Rücken wendet.“

Dorothea erröthete über Sancho's Reden, denn ihr Gemahl, Don Fernando, hatte wirklich bisweilen verstohlenerweise einen kleinen Theil des Minnesoldes von ihren Lippen geraubt, welches Sancho bemerkt und deßwegen vermuthet hatte, sie möchte wohl eher eine Buhlschwester, als eine Königin seyn. Sie konnte und wollte ihm demnach nichts antworten, sondern ließ ihn ungestört schwatzen, wie er folgendermaßen fortfuhr: „Ich sage Euch das zur Nachricht, Herr; denn wenn derjenige, der im Wirthshause schon so gütlich thut, hernach kommen sollte, wenn wir lange in Wüsten und Wäldern umhergezogen wären und schlimme Nächte und noch schlimmere Tage ausgestanden hätten, und nähme uns die Früchte unsrer Arbeit vor dem Maule weg, so dächt' ich, wir sollten uns jetzt eben nicht übereilen, den Rozinante zu satteln, den Esel zu packen und den Zelter aufzuzäumen; jede Hure soll ausessen was sie sich eingebrockt hat; prosit die Mahlzeit!“

Hilf Himmel, wie ergrimmte Don Quixote über das ungezogene Geschwätz seines Knappen. Mit kreischender

Stimme, stotternder Zunge und funkelnden Augen fuhr er ihn an: „O du niederträchtiger, ungeberdiger, grober, dummer, bäurischer, boshafter und gottesvergessener Verleumder und Lästerer! Wie unterstehst du dich, dergleichen Reden in meiner Gegenwart und im Beiseyn erlauchter Frauen vorzubringen, und solche schändliche und abscheuliche Dinge in deinem verrückten Schädel auszuhecken? Geh mir aus den Augen, du Scheusal der Natur, du Sack voll Lügen, du Zeughaus der Betrügerei, Abgrund von Schelmenstreichen, Erfinder von Bosheiten, Aussprenger von Narrentheidungen und Erzfeind aller Ehrerbietung, die man königlichen Personen schuldig ist! Geh', und komm' mir nicht wieder zu Gesicht, wenn du nicht meinen Zorn fühlen willst!" Dies sprach er mit gerunzelter Stirne, mit aufgeblasenen Backen und Wildheit im Blicke, und stampfte dabei mit dem rechten Fuße fürchterlich auf den Boden, woraus man abnehmen konnte, welch ein Grimm in seinen Eingeweiden kochte. Sancho ward über diese wüthenden Reden und Geberden so bestürzt, daß er gewünscht hätte, die Erde möchte sich unter seinen Füßen aufthun und ihn verschlingen, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als den Rücken zu kehren und sich dem zornigen Blicke seines Herrn zu entziehen. Doch die kluge Dorothea, welche Don Quixote durch und durch kennen gelernt hatte, sagte, um seinen Zorn zu besänftigen: „Zürnet nicht, Herr Ritter von der traurigen Gestalt, über die einfältigen Dinge, welche Euer ehrlicher Schildknappe gesagt hat; denn wer weiß, wie er dazu ist veranlaßt worden? Sonst wäre es ihm bei seiner gesunden Vernunft und bei seiner christlichen Gesinnung gewiß nicht möglich, Jemand etwas Unrechtes nachzusagen. Es ist demnach kein Zweifel, da Alles in diesem Schlosse, wie Ihr selbst sagt, mit Zauberei zugeht, daß Sancho, vielleicht

getäuscht durch solche Teufeleien, wirklich diese Erscheinungen gehabt hat, die meiner Ehre so nachtheilig sind.“

„Ich schwöre beim allmächtigen Gott,“ erwiderte Don Quixote, „daß Eure Hoheit den Nagel auf den Kopf getroffen haben, und daß dem Sünder von Sancho irgend ein leidiges Gesicht erschienen und Sachen vorgespiegelt hat, die ihm ohne Zauberei nimmer in den Sinn gekommen wären; denn insoweit bin ich von der Gutmüthigkeit und Arglosigkeit des armen Tropfs überzeugt, daß er nie vorsätzlich von Jemand Böses reden wird.“

„So ist's und dabei bleibt's!“ sagte Don Fernando: „und folglich, Herr Don Quixote, sollten Euer Gnaden ihm verzeihen und ihn wieder in den Schooß Eurer Gewogenheit aufnehmen, sicut erat in principio, ehe diese Erscheinungen ihm den Kopf verrückten.“

Don Quixote versprach, ihm zu verzeihen, und der Pfarrer führte ihn wieder herein. Sancho kam demüthig zu seinem Herrn, kniete vor ihm nieder und bat ihn um seine Hand, die er ihm auch zum Kusse darreichte; darauf gab er dem Knappen seinen Segen und sagte: „Nun wirst du doch einsehen, mein Sohn Sancho, daß es wahr ist, was ich dir schon oft gesagt habe, und daß Alles, was in diesem Schlosse vorgeht, durch Hexerei geschieht.“

„Das glaub' ich auch,“ sprach Sancho, „die Prelle ausgenommen, mit welcher es ganz natürlich zuging.“

„Denke das nicht,“ erwiderte Don Quixote; „denn wenn dies gewesen wäre, so hätte ich dich schon damals oder doch jetzt gerächt, aber weder damals, noch jetzt konnte ich es thun, und wußte nicht einmal, an wem ich Rache für deine Beleidigung ausüben sollte.“

Jedermann ward neugierig, zu wissen, wie es mit

dieser Prelle zugegangen, und der Wirth beschrieb ihnen Sancho's Luftfahrt mit allen Umständen, worüber sie Alle recht herzlich lachten, und worüber Sancho sich eben so sehr würde geärgert haben, wenn ihm sein Herr nicht nochmals versichert hätte, daß es lauter Zauberei gewesen sey. Sancho ging jedoch in seiner Einfalt nie so weit, daß er es nicht für wahre, unbezweifelte Wirklichkeit, ohne Beimischung von Betrug, gehalten hätte, durch Menschen von Fleisch und Bein, nicht aber durch Gespenster, wie sein Herr glaubte und behauptete, geprellt worden zu seyn.

Zwei Tage hatte die ansehnliche Gesellschaft in der Schenke bereits zugebracht. Weil man demnach glaubte, es sey nunmehr Zeit, aufzubrechen, so dachte man auf Mittel, wie der Pfarrer und der Barbier ihrem Wunsche gemäß Don Quixote wieder nach seinem Dorfe bringen könnten, um ihn dort von seiner Thorheit, wo möglich, zu heilen, ohne daß Dorothea und Don Fernando nöthig hätten, mit ihnen umzukehren und die Befreiung der Prinzessin Micomicona fortzuspielen.

Während ihrer Berathung ruhte Don Quixote von den Mühen und Anstrengungen, die er hatte durchmachen müssen, auf dem Bette aus, und so beschlossen sie denn einmüthig, den Ochsenkarren eines zufällig angekommenen Fuhrmanns zu miethen, und fügten aus kreuzweise verbundenen Latten eine Art von Käfig zusammen, worin der Ritter Raum zum Sitzen hatte.

Don Fernando und seine Begleiter, die Bedienten des Don Louis, die Schergen und der Wirth verkleideten sich nach Anleitung des Pfarrers, der Eine auf diese, der Andere auf jene Art, damit Don Quixote sie für lauter neue Personen halten möchte, die er in der Schenke noch nicht gesehen hätte. So näherten sie sich in aller Stille dem Lager,

III. Seite 109.

worauf er von seinen Abenteuern ausruhte. Indem er noch ruhig und unbesorgt vor einem solchen Ueberfalle schlief, bemächtigten sie sich seiner und banden ihm Hände und Füße so fest, daß er sich nicht rühren konnte, sondern nur mit Erstaunen nach den Gestalten umherblickte, die ihn umgaben. Doch in dem Augenblicke brachte ihn seine stets rege Einbildung auf den närrischen Gedanken, daß alle diese Gestalten lauter Gespenster des verzauberten Schlosses seyen, und daß man auch ihn selbst verzaubert habe, weil er sich weder rühren, noch vertheidigen konnte, und gerade so hatte der Pfarrer sich Alles gedacht und den Plan seines Possenspiels darnach angelegt. Sancho war der Einzige, der seine eigene Gestalt behalten hatte und bei seinen eigenen Gedanken blieb; denn obwohl er fast eben so närrisch war, wie sein Herr, so wußte er doch recht gut, wer alle diese verkleideten Personen seyen; er wagte es aber nicht, seinen Mund zu öffnen, bis er sähe, wo es mit der Ueberrumpelung und Verhaftung seines Herrn hinauswolle, welcher ebenfalls kein Wort sprach, sondern mit Geduld das Ende seiner Anfechtung abwartete. Dieses bestand darin, daß man den Käfig hereinbrachte, den Junker hineinsperrte und das Lattenwerk fest genug vernagelte, um es auch mit Gewalt nicht erbrechen zu können. Sodann nahmen Einige den Käfig auf ihre Schultern, und indem sie ihn aus dem Zimmer trugen, ließ eine furchtbare Stimme, so laut der Barbier, nämlich nicht der mit dem Eselssattel, sondern Meister Niklas, sie hervorbringen konnte, in folgenden Worten sich vernehmen: „Ritter von der traurigen Gestalt, laß dir dein Gefängniß nicht zu Herzen gehen, denn dieses ist nothwendig, damit du desto geschwinder das große Abenteuer zu Ende bringest, welchem deine Tapferkeit dich unterzogen hat. Alles wird vollendet werden, wenn

der grimmige Löwe von der Mancha, vereint mit der weißen Taube von Toboso, seinen stolzen Nacken unter das sanfte Joch des Ehestandes schmiegen wird; aus welcher unerhörten Verbindung tapfre Jungen an das Licht der Welt kommen und mit reißenden Krallen ihrem mächtigen Vater nachahmen werden: und das Alles wird geschehen, ehe denn der Verfolger der flüchtigen Nymphe zweimal die strahlenden Bilder seiner natürlichen Bahn in schnellem Laufe besucht hat. Und du, edelster und folgsamster aller Schildknappen, die jemals ein Schwert an der Seite, Haar im Bart und Witterung in der Nase hatten, werde nicht traurig oder verdrossen, indem du siehst, wie die Krone der fahrenden Ritterschaft vor deinen Augen entführt wird; denn bald, wofern es dem Baumeister der Welt also genehm ist, wirst du dich so hoch und erhaben sehen, daß du selbst dich nicht mehr kennen wirst, und keine von den Verheißungen, welche dein guter Herr dir gegeben hat, wird unerfüllt bleiben. Ich versichere dir auch im Namen der weisen Zauberin Frau Nimmerwahr, daß dein Lohn richtig soll bezahlt werden, wie du thatsächlich sehen wirst, wenn du den Fußstapfen des tapfern verzauberten Ritters folgst, denn es ist nothwendig, daß ihr zusammen dahin kommt, von wannen der Ausgang war. Da es mir nicht erlaubt ist, euch mehr zu sagen, so fahret mit Gott, und ich kehre zurück, ich weiß wohl wohin."

Gegen das Ende dieser Weissagung erhob der Barbier seine Stimme und ließ sie dann allmählig und sanft verklingen, so daß selbst diejenigen, welche den Spaß mit angestellt hatten, sich fast dadurch täuschen ließen. Don Quixote fand sich durch die Weissagung sehr getröstet, weil er den Sinn derselben leicht errieth, daß er nämlich durch ein heiliges Band mit seiner geliebten Dulcinea von Toboso sollte

vereinigt werden, und daß aus ihrem gesegneten Schooße die jungen Löwen, seine Söhne, zum ewigen Ruhme von der Mancha entsprießen würden. In dieser festen Ueberzeugung erhob er seine Stimme und sagte mit einem herzbrechenden Seufzer: „O du, wer du auch seyn magst, der du mir so viel Glück verkündigt hast, ich bitte dich, den weisen Zauberer, welcher über meine Angelegenheiten waltet, in meinem Namen zu ersuchen, daß er mich in diesem Gefängnisse, worin man mich jetzt wegführt, nicht umkommen lasse, ehe diese erfreulichen und unvergleichlichen Verheißungen, die man mir jetzt gegeben hat, in Erfüllung gehen; denn, geschieht dieses, so werde ich die Drangsale meiner Haft als Wonne, die Ketten, so mich fesseln, als Blumenkränze, und das Lager, worauf man mich gelegt hat, nicht als den harten Boden eines Schlachtfeldes, sondern als ein weiches, reichbepolstertes Brautbett betrachten. Was die Beruhigung meines Knappen Sancho Pansa betrifft, so verlasse ich mich auf seine Treue und Rechtlichkeit, daß er in guten und bösen Tagen nicht von mir weichen wird, und wenn auch sein oder mein Unglück mich verhindern sollte, ihm die versprochene Insel oder etwas Anderes von gleichem Werthe zu geben, so kann wenigstens sein Lohn ihm nicht entgehen; weil in meinem Testamente, welches ich bereits gemacht habe, ausdrücklich bestimmt ist, wieviel man ihm, nicht nach Maßgabe seiner vielen und guten Dienste, sondern nach Maßgabe meines Vermögens, geben soll.“

Sancho Pansa neigte sich sehr demüthig vor ihm und küßte ihm beide Hände; denn eine allein konnte sein Herr ihm nicht reichen, weil sie beide zusammengebunden waren. Hierauf hoben die Gespenster den Käfig auf den Karren und machten ihn fest.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Von Don Quixote's Fahrt auf dem verzauberten Karren und andern merkwürdigen Vorfällen.

„Lieber Sancho," sprach Don Quixote, als er sich in den Käfig gesperrt und auf einen Karren gesetzt sah; „viele und mancherlei denkwürdige Geschichten fahrender Ritter sind mir zwar bekannt, allein noch nie habe ich weder gelesen, noch gehört, daß man einen Ritter auf solche Art weggeführt hätte, wie mich, und mit der Langsamkeit, mit welcher diese trägen und schwerfälligen Thiere mich fortschleppen werden; denn immer pflegt man sie mit unglaublicher Geschwindigkeit durch die Lüfte davonzuführen, entweder eingehüllt in eine dicke, finstere Wolke, oder auf einem feurigen Wagen, auf einem Vogel Greif, oder auf einem andern ähnlichen Thier. Aber daß man mich auf einen Ochsenkarren gesetzt hat, bei Gott! das wurmt mir im Kopfe. Wer weiß jedoch, ob nicht das Ritterwesen und die Verzauberungen heutigen Tags einen ganz andern Gang genommen haben, als vormals? Vielleicht kann es demnach seyn, sowie ich ein ganz neuer Ritter in der heutigen Welt und der Erste bin, welcher den längst vergessenen Orden fahrender Ritterschaft wiederherstellt, daß man auch neue Verzauberungen und neue Arten, die Verzauberten fortzubringen, erfunden hat. Was denkst du davon, Freund Sancho?"

„Ich weiß nicht, was ich davon denken soll," sagte Sancho, „weil ich in den herumfahrenden Büchern nicht so belesen bin, wie Euer Gnaden. Aber ich wollte wohl behaupten und schwören, daß es mit den Gespenstern hier um uns herum nicht so ganz katholisch zugeht."

„Warum nicht gar katholisch?" rief Don Quixote. „Wie könnten sie katholisch seyn, da sie lauter höllische Geister sind, die sich in luftige Körper gehüllt haben, um hier ihr Wesen zu treiben und mich in diese Lage zu versetzen? Wenn du dich davon überzeugen willst, so rühre sie nur an und betaste sie, so wirst du bald finden, daß sie nichts sind, als bloße Luftgebilde und leere Erscheinungen."

„Bei Gott, Herr!" erwiderte Sancho, „ich habe sie schon angerührt, und dieser Teufel hier, der so geschäftig thut, hat gutes, festes, derbes Fleisch, und sonst noch Manches um und an sich, das ganz anders beschaffen ist, als man mir die Teufel beschrieben hat, die, wie man sagt, nach lauter Pech und Schwefel riechen sollen, und dieser riecht auf eine halbe Meile weit nach lauter Ambra." Sancho sprach nämlich von Don Fernando, der als vornehmer Cavalier wohl nach dergleichen riechen mochte.

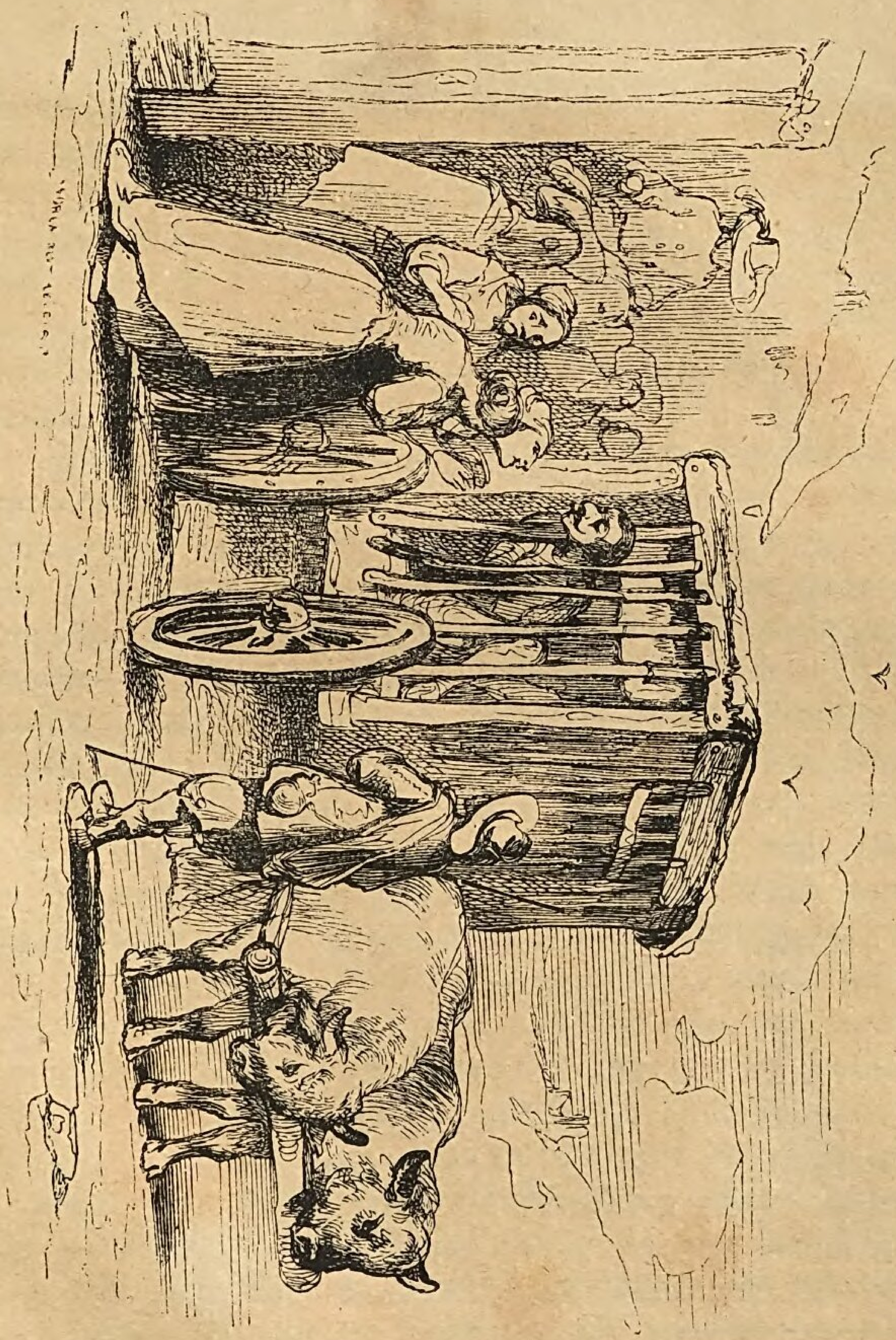
„Laß dich das nicht wundern, Freund Sancho," sprach Don Quixote; „denn du mußt wissen, daß die Teufel viele Künste verstehen, und wenn sie auch Gerüche um sich her verbreiten, so riechen sie doch eigentlich nach nichts, weil sie Geister sind, sonst würden sie freilich nicht gut, sondern übel riechen; warum? weil sie überall die Hölle in ihrem Busen tragen und nirgends Linderung für ihre Pein finden können. Da nun Wohlgerüche etwas Liebliches und Angenehmes sind, so können sie unmöglich gut riechen, daher, wenn es dir scheint, daß dieser Teufel von Ambra duftet, so irrst du entweder selbst, oder er betrügt dich und will dir weißmachen, daß er kein Teufel sey."

So unterredeten sich der Herr und der Diener miteinander, und weil Don Fernando und Cardenio befürchteten, Sancho möchte am Ende ihre Absicht völlig errathen, wovon

er schon Vieles witterte, so beschlossen sie, die Abfahrt zu beschleunigen, riefen den Wirth auf die Seite und sagten ihm, er solle den Rozinante satteln und Sancho's Esel bepacken; welches er auch in aller Eile bewerkstelligte.

Unterdeß hatte der Pfarrer mit den Schergen Abrede genommen, daß sie ihn für einen gewissen täglichen Lohn bis nach seinem Dorfe begleiteten. Cardenio hängte die Lanze an die eine und das Bartbecken an die andere Seite von Rozinante's Sattelbogen, und befahl dem Sancho, seinen Esel zu besteigen und Rozinante als Handpferd zu führen, und die beiden Schergen mußten zu beiden Seiten des Karrens reiten. Ehe dieser abfuhr, kam noch die Wirthin mit ihrer Tochter und mit Maritornes heraus, um von Don Quixote Abschied zu nehmen, wobei sie sich stellten, als ob sie vor Betrübniß über sein Unglück weinten.

„Weinet nicht, meine guten Frauen," sagte Don Quixote; „denn dergleichen Unglücksfälle verfolgen immer diejenigen, die sich zu meinem Orden bekennen, und wenn solche Trübsale mir nicht begegneten, so würde ich mich nicht für einen berühmten fahrenden Ritter halten; denn Vorfälle solcher Art treffen niemals Ritter von unbedeutendem Namen und Ruhm, weil Niemand in der Welt sich um diese bekümmert, sondern nur die Tapfern, deren Muth und Verdienste oft von Fürsten und vielen andern Rittern beneidet werden, und diese letztern suchen dann durch unrechtmäßige Mittel die Guten aus dem Wege zu räumen. Bei dem Allen ist aber die Tugend so mächtig, daß sie durch sich selbst allein, trotz aller Schwarzkunst, welche Zoroaster zuerst erfand, alle Schwierigkeiten überwinden und mit ihrem Lichte die Welt, wie die Sonne den Himmel, erleuchten wird. Verzeiht mir, schöne Frauen, wenn ich, ohne es zu wollen, euch einiges



III. Seite 114.

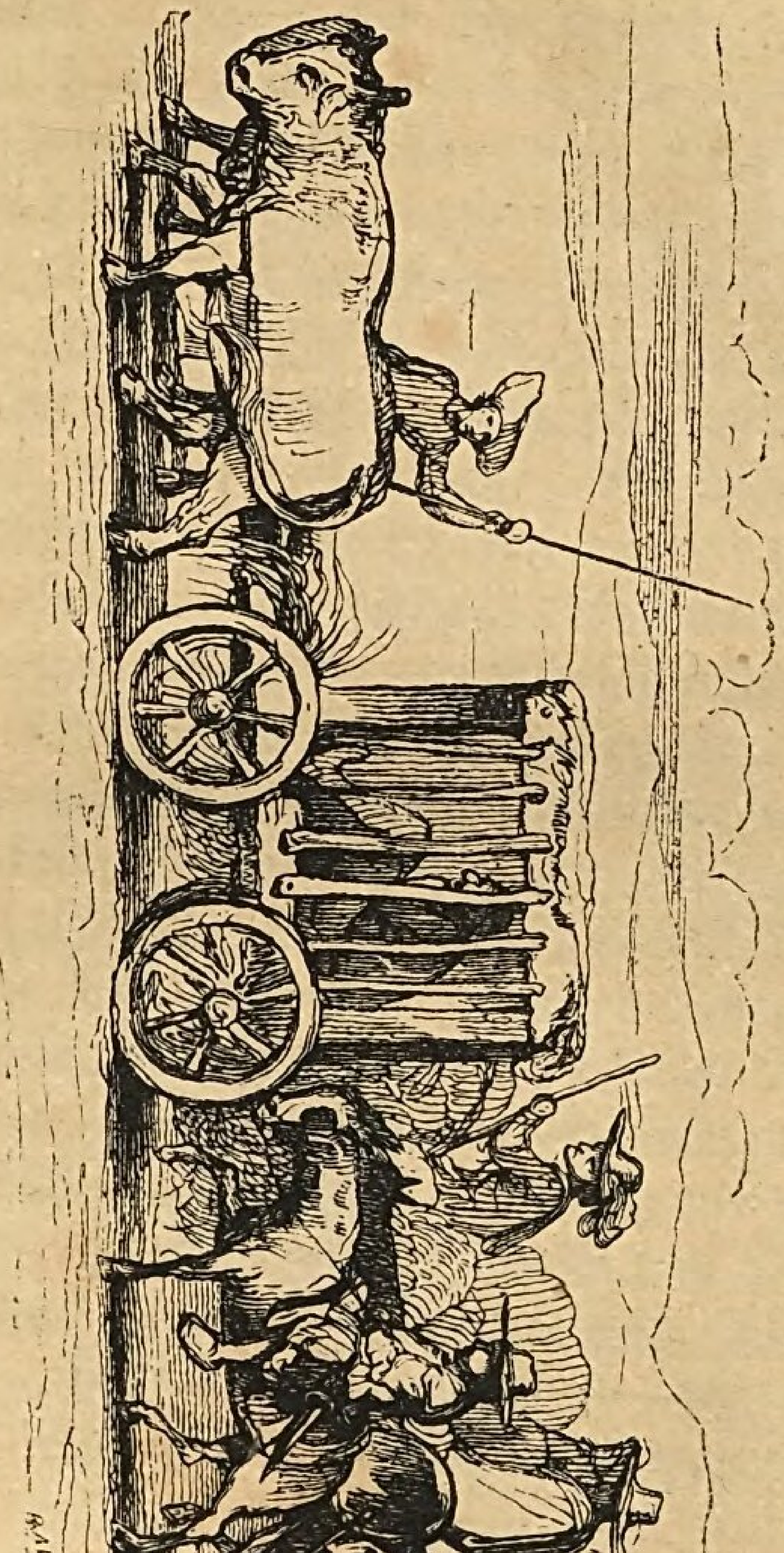
Mißvergnügen verursacht habe, denn vorsätzlich und wissentlich habe ich Niemand etwas zuwider gethan, uud bittet Gott, daß er mich aus dieser Haft erlöse, in welche irgend ein feindseliger Zauberer mich gebracht hat, so werde ich mich, wenn ich daraus befreit bin, gewiß beständig der vielen Gunstbezeigungen erinnern, die ihr mir in diesem Schlosse habt widerfahren lassen, um euch dafür nach Verdienst zu danken, zu dienen und zu lohnen."

Während dieser Auftritte zwischen Don Quixote und den Frauen des Schlosses nahmen der Pfarrer und der Barbier Abschied von Don Fernando und seinen Gefährten, von dem Hauptmanne und seinem Bruder und von den Frauenzimmern, welche sämmtlich, besonders Dorothea und Lucinde, jetzt froh und zufrieden waren. Alle umarmten sich und versprachen, einander Nachricht von ihren fernern Schicksalen zu ertheilen. Don Fernando bat den Pfarrer, ihm Nachricht von Don Quixote zu geben, und fügte bei, wohin er ihm schreiben könne, denn nichts werde ihm mehr Vergnügen machen, als zu hören, wie's mit dem Ritter gehe; dagegen versprach er wiederum, dem Pfarrer Alles zu berichten, wovon er glaubte, daß es ihn interessiren werde, sowohl seine eigene Hochzeitfeier, als Zoraidens Taufe, das Schicksal des Don Louis und Lucindens Rückkehr zu den Ihrigen. Der Pfarrer versprach, Alles pünktlich zu befolgen, was er von ihm verlangte; man umarmte sich auf's Neue und gab einander wiederholte Freundschaftsversicherungen. Zuletzt kam der Wirth zu dem Pfarrer und brachte ihm einige Papiere, die er in einer Seitentasche des Mantelsacks gefunden hatte, worin sich auch die Erzählung von dem unbesonnenen Neugierigen befand. Weil der Eigenthümer sie ihm nie wieder abgefordert hatte und er selbst sich nichts daraus machte,

so trug er dem Pfarrer an, dieselben sämmtlich mitzunehmen. Der Pfarrer dankte, schlug das Heft auf und las auf dem Titel: Rinconete und Cortadillo, eine Erzählung.[1] Da ihm nun die Geschichte von dem unbesonnenen Neugierigen gefallen hatte, so hoffte er, daß diese nicht weniger gut seyn werde, weil vielleicht beide von demselben Verfasser herrühren, und nahm sie demnach mit, um sie gelegentlich durchzulesen. Er und sein Freund, der Barbier, bestiegen hierauf ihre Thiere, nahmen ihre Masken vor, damit Don Quixote sie vorderhand nicht erkenne, und ritten hinter dem Karren her, indem sie folgende Marschordnung beobachteten: voran fuhr der Ochsentreiber mit seinem Karren, welchen auf beiden Seiten die Schergen mit ihren Feuerrohren begleiteten; dann kam Sancho Pansa auf seinem Esel und führte Rozinante am Zügel, und den Zug beschlossen der Pfarrer und der Barbier mit verlarvten Gesichtern und feierlicher Geberde, auf stattlichen Maulthieren, welche mit dem bedächtlichen Gange der Ochsen Schritt hielten. Don Quixote saß im Käfig mit gebundenen Händen, mit ausgestreckten Füßen und rückwärts an das Gitter gelehnt, so still und geduldig, als wenn er kein Mensch von Fleisch und Bein, sondern ein Marmorbild wäre.

So ging die Reise langsam und in der Stille ungefähr zwei Meilen fort, bis sie in ein Thal kamen, wo der Ochsentreiber Lust bezeigte, auszuruhen und sein Vieh grasen zu lassen. Er sagte dies dem Pfarrer; allein der Barbier schlug vor, noch ein wenig weiter zu gehen, weil er jenseits eines nahe gelegenen Hügels noch ein anderes Thal wisse, wo noch mehr und besseres Gras wachse. Man folgte seinem Rathe

[1] Eine von den zwölf Novellen des Cervantes.



III. Seite 116.

und zog weiter. Indeß sah der Pfarrer sich um und bemerkte, daß hinter ihnen sechs bis sieben wohlgekleidete und wohlberittene Männer herkamen, von welchen sie bald eingeholt wurden, weil diese nicht so träge und langsam einherzogen, wie der Ochsenkarren, sondern auf den raschen Maulthieren eines Domherrn, und mit der besten Lust, recht bald in einem Wirthshause Mittag zu halten, welches kaum eine Stunde weit vor ihnen lag. Die Langsamen wurden von den Eilfertigen eingeholt; man grüßte einander höflich, und indem einer von den Reitern (ein Domherr aus Toledo, den die Uebrigen bedienten) die Marschordnung bemerkte, in welcher der Karren, die Schergen, Sancho, Rozinante, der Pfarrer und Barbier, besonders aber der eingesperrte und gebundene Don Quixote einherzogen, konnte er sich nicht enthalten, zu fragen, was es zu bedeuten habe, daß man diesen Mann auf solche Art gefangen führe; wiewohl die begleitenden Schergen ihn fast vermuthen ließen, daß der Gefangene irgend ein berüchtigter Straßenräuber oder ein anderer Missethäter seyn müsse, welchen die heilige Brüderschaft zur Strafe ziehen wolle. Einer von den Schaarwächtern, an welchen er seine Frage gerichtet, gab zur Antwort: „Mein Herr, dieser Ritter mag Euch selbst sagen, was es zu bedeuten hat, daß man ihn weggeführt; wir wissen es nicht."

Dies hörte Don Quixote und sagte: „Meine Herren Ritter, sind Eure Gnaden erfahren und belesen in Sachen, welche die fahrende Ritterschaft angehen? Wenn das der Fall ist, so will ich euch kundthun, welche Widerwärtigkeiten mich betroffen haben; wo nicht, so ist es nicht der Mühe werth, euch etwas davon zu erzählen."

Der Pfarrer und der Barbier waren unterdessen näher

gekommen, sobald sie sahen, daß die Reisenden sich mit Don Quixote in ein Gespräch einließen, damit sie zu rechter Zeit das Wort ergreifen und die Entdeckung ihres Plans verhüten könnten. Der Domherr gab Don Quixote zur Antwort: „Wahrlich, mein Freund, ich bin in den Ritterbüchern vielleicht besser bewandert, als in den Compendien des Villapando,[1] und wenn es nur darauf allein ankommt, so könnt Ihr mir Alles erzählen, was Ihr wollt."

„In Gottes Namen!" sprach Don Quixote. „Wisset demnach, Herr Ritter, daß der Neid und die Arglist böser Zauberer mich in diesen Käfig hineingebannt hat, weil das Verdienst allezeit mehr von den Bösen verfolgt, als von den Guten geschätzt wird. Ich bin ein fahrender Ritter, und zwar keiner von denen, deren Namen die Göttin des Ruhmes nie der Aufmerksamkeit würdigte, sie in ihren Denkschriften zu verewigen, sondern ein solcher, welcher trotz des Neides und der Mißgunst und trotz aller Magier in Persien, aller Braminen in Indien und aller Gymnosophisten in Aethiopien sein Denkmal im Tempel der Unsterblichkeit aufstellen wird, um den künftigen Jahrhunderten ein Beispiel und Muster zu liefern, woran fahrende Ritter sehen können, welche Schritte sie thun müssen, wenn sie die Zinnen und den Gipfel des Waffenruhmes erklimmen wollen."

„Ritter Don Quixote von der Mancha redet die Wahrheit," sprach der Pfarrer, „wenn er sagt, daß man ihn auf diesen Karren gezaubert hat; und zwar keineswegs durch sein Verschulden oder für seine Sünden, sondern aus Bosheit derjenigen, welchen die Tugend eine Thorheit und die

[1] Ein Handbuch der Logik, welches damals in den spanischen Schulen eingeführt war.

Tapferkeit ein Aergerniß ist. Hier, mein Herr, seht Ihr den Ritter von der traurigen Gestalt vor Euch, von welchem Ihr vielleicht schon gehört habt, dessen tapfere Unternehmungen und Großthaten in Erz werden gegraben und in unvergänglichen Marmor gehauen werden, wie sehr auch der Neid sich bestreben mag, sie zu verdunkeln, und die Bosheit, sie zu verhehlen."

Wie der Domherr sowohl den Freien, als den Gefangenen in diesem Tone reden hörte, machte er das Kreuz vor Verwunderung, und weder er, noch seine Begleiter wußten, was sie aus den Leuten machen sollten. Zum Ueberflusse kam auch noch Sancho dazu, der sich herangeschlichen hatte, um das Gespräch anzuhören. „Meine Herren," sprach er, „ihr mögt es mir wohl oder übel nehmen, so muß ich euch sagen, daß mein Herr Don Quixote so wenig verzaubert ist, wie meine Mutter. Er ist bei völligem Verstand, ißt und trinkt und verrichtet seine Nothdurft, wie alle anderen Menschen, und wie er gestern that, ehe sie ihn einsperrten. Wie wollten Sie mir denn bei so bewandten Umständen weißmachen, daß er verhext sey? als wenn ich nicht oft genug gehört hätte, daß verzauberte Leute weder essen, noch trinken, weder schlafen, noch reden; und mein Herr wird euch wohl mehr schwatzen, als ein halb Schock Advokaten zusammen, wenn man ihm nur seinen Willen läßt. Ach, Herr Pfarrer, Herr Pfarrer! denken Euer Ehrwürden, daß ich Euch nicht kenne? und meint Ihr, daß ich nicht merke und errathe, wo Ihr mit diesen wunderlichen Verzauberungen hinaus wollt? Ihr müßt aber wissen, daß ich trotz Eurer Verkappung recht wohl weiß, wer Ihr seyd, und daß ich Eure Absicht wohl merke, Ihr mögt sie verstecken wie Ihr wollt. Genug, wo der Neid wuchert, da kann das Verdienst

nicht aufkommen, und wo der Geiz zu Hause ist, da muß man keine Freigebigkeit suchen. Hol's der Teufel! wenn Euer Ehrwürden nicht gewesen wären, so hätte mein Herr zu dieser Stunde schon die Prinzessin Micomicona geheirathet, und ich wäre zum wenigsten ein Graf; denn weniger könnte ich weder von der Güte meines Herrn von der traurigen Gestalt, noch von meinen wichtigen Diensten erwarten. Aber ich merke wohl, wie wahr es ist, daß das Glücksrad, wie man zu sagen pflegt, sich schneller dreht, als ein Mühlrad, und wer gestern obendrauf war, liegt heut' auf der Nase. Es ist mir nur leid um meine Frau und Kinder, die alle Tage erwarten, daß ich als Statthalter oder Vicekönig von einer Insel oder einem Königreiche nach Hause kommen solle, und nun komme ich viel eher wie ein Stallknecht angezogen. Ich will das Alles nur darum gesagt haben, Herr Pfarrer, damit Euer Ehrwürden meinen Herrn nicht so gewissenlos behandle, sondern Ihr Euch in Acht nehmet, damit Euch Gott in jenem Leben für diese Einkerkerung meines Herrn nicht zur Rechenschaft zieht und es Euch nicht entgelten läßt, daß Herr Don Quixote, so lange er gefangen sitzt, so manchen Leuten nicht helfen und ihnen Gutes thun kann."

„Pfeift der Vogel so?" sagte der Barbier; „bist du auch von der Brüderschaft deines Herrn, Sancho? Wahrhaftig, ich hätte bald Lust, dir auch ein Plätzchen in seinem Käfig zu geben und dich mit ihm zu verzaubern, weil du einerlei Ritterspoorn mit ihm führst. Zur unrechten Stunde kommen dir seine Versprechungen in den Schädel, zur unrechten Stunde gehst du mit deinen Inseln schwanger." — „Ei was," sprach Sancho, „ich bin von Niemanden schwanger und bin auch nicht der Mann, der sich von Jemanden schwängern läßt, und wenn's der König selbst wäre. Wenn ich auch

arm bin, bin ich doch ein alter Christ, und bin keinem Menschen was schuldig, und wenn ich auch Inseln begehre, so begehren wohl andere Leute Schlimmeres. Jeder ist Sohn seiner Thaten, und wer ein rechter Kerl ist, kann noch Pabst werden, geschweige denn Statthalter auf einer Insel, und mein Herr kann deren wohl so viel gewinnen, daß er zuletzt nicht mehr weiß, wem er sie geben soll. Seht ein andermal fein zu, was Ihr redet, Herr Barbier, denn damit ist's noch nicht gethan, daß man einen Bart runter kratzen kann, und mancher Schelm findet seinen Meister. Wir kennen einander Alle hinten und vorn, und mich führt man nicht hinter's Licht. Wie's mit der Verzauberung meines Herrn zugegangen ist, weiß Gott am besten. Aber es mag seyn, ich sage nichts; wenn man den Dreck rührt, so stinkt's."

Der Barbier hatte nicht Lust, ihm weiter zu antworten, damit er nicht in seiner Einfalt Alles verriethe, was er und der Pfarrer geheim halten wollten. Aus eben dieser Besorgniß hatte auch der Pfarrer unterdessen den Domherrn gebeten, mit ihm ein wenig voraus zu reiten, weil er ihm das Geheimniß des Gefangenen entdecken und ihm noch andere Sachen erzählen wolle, die ihm Spaß machen würden. Der Domherr war zufrieden, ritt nebst seinen Bedienten mit ihm voraus und hörte mit Aufmerksamkeit an, was ihm der Pfarrer von Don Quixote's Charakter, Lebensweise, Thorheiten und Gewohnheiten erzählte, wie und wodurch er zuerst auf seine Schwärmerei verfallen, und Alles, was ihm begegnet, bis man ihn zuletzt in diesen Käfig gesperrt, und daß man die Absicht habe, ihn nach Hause zu bringen, um zu versuchen, ob man irgend ein Mittel für seine Thorheit finden könne. Der Domherr und seine Leute verwunderten

sich jetzt noch mehr, wie sie Don Quixote's sonderbare Begebenheiten hörten, und der Domherr sagte: „In der That, Herr Pfarrer, mir dünkt, die sogenannten Rittergeschichten sind dem Staate sehr schädlich, und obgleich ich mich durch die Langeweile und den verkehrten Geschmack der Zeit habe verleiten lassen, in den meisten, die herausgekommen sind, zu blättern, so habe ich mich doch nie überwinden können, nur eine derselben von Anfang bis zu Ende durchzulesen; denn bis auf wenige Umstände scheinen sie mir alle einerlei Inhalts zu seyn, und man findet in der einen weder mehr, noch weniger, als in der andern. Meiner Meinung nach gehört diese Art Schreiberei in dieselbe Klasse mit den sogenannten milesischen Fabeln, und sie enthält, wie diese, lauter ungereimte Geschichten, die nichts als Zeitvertreib und nicht die geringste Belehrung gewähren, da hingegen lehrreiche Erzählungen nicht bloß belustigen, sondern auch aufklären. Doch gesetzt auch, daß solche Bücher bloß zur Belustigung dienen sollen, so weiß ich nicht, wie sie nur diesen Endzweck erfüllen können, da so viele sinnlose und übertriebene Sachen darin stehen; denn das Vergnügen, wofür unser Geist empfänglich ist, besteht in der Schönheit und Uebereinstimmung, die er in den Dingen entdeckt, welche ihm entweder die Augen des Leibes oder die Einbildungskraft darstellen; hingegen Alles, was aus Mißverhältniß und Häßlichkeit zusammengesetzt ist, kann unmöglich Vergnügen gewähren. Welche Schönheiten und welches richtige Verhältniß der Theile zum Ganzen und des Ganzen zu seinen Theilen kann man aber in einem Buche oder Gedichte erwarten, worin ein Knabe von sechzehn Jahren einen Riesen, der so groß ist wie ein Thurm, mit einem Hiebe mitten voneinander haut, als wenn er von Teig wäre? Und wie machen sie es,

wenn sie uns eine Schlacht beschreiben, in welcher das feindliche Heer angeblich eine Million Menschen stark ist? Der Held des Buchs braucht sich ihm nur entgegen zu stellen, so müssen wir wider unsern Dank und Willen uns überreden lassen, daß er bloß durch die Kraft seines einzelnen Arms den Sieg davon trage. Was sollen wir zu dem Leichtsinne sagen, mit welchem die Erbin eines Königreichs oder Kaiserthums sich einem unbekannten irrenden Ritter in die Arme wirft? Welcher Kopf, der nicht völlig roh und ungebildet ist, kann seinen Widerwillen über den Unsinn unterdrücken, wenn er liest, daß ein großer Thurm voll Ritter über das Meer fährt, wie ein Schiff unter Segel; daß er heute Abend noch fest auf seinem Platze in der Lombardei steht und morgen früh im Lande des Priesters Johannes von Indien, oder in einem andern angekommen ist, das weder Ptolemäus beschrieben, noch Marko Polo gesehen hat? Wollte man einwenden, die Verfasser solcher Bücher geben sie für nichts als Fabeln aus, und seyen folglich nicht verbunden, auf Schicklichkeit und Wahrheit zu achten, so antworte ich, daß eine Erdichtung nur insofern gefallen kann, als sie mit der Wahrheit einige Aehnlichkeit hat, und daß sie sich desto angenehmer lesen läßt, je mehr sie Mögliches und Wahrscheinliches enthält. Fabelhafte Geschichten müssen sich vernünftigen Lesern dadurch empfehlen, daß sie dem Unmöglichen einen Anschein von Möglichkeit geben, das Erhabene und Wunderbare nicht übertreiben, und wechselsweise Staunen, Schrecken und Vergnügen erregen, jedoch so, daß die Verwunderung des Lesers stets mit angenehmen Gefühlen gepaart ist. Dies Alles kann Derjenige nicht leisten, der die Wahrscheinlichkeit und Nachahmung des Natürlichen aus den Augen setzt, durch welche der gute Schriftsteller sich als Meister

in seiner Kunst zeigt. Ich habe noch keine Rittergeschichte gesehen, in welcher der Körper der Fabel mit allen seinen Gliedern ein zusammenhängendes Ganze ausmachte, so daß die Mitte dem Anfang und das Ende dem Anfang und der Mitte entspräche. Alles ist vielmehr aus solchen fremdartigen Theilen zusammengestoppelt, als hätte man sich mehr bemüht, eine Chimäre oder ein anderes Ungeheuer darzustellen, als ein wohlgestaltetes Bild zu liefern. Ueberdies ist der Styl der Verfasser gewöhnlich hart und trocken, ihre Begebenheiten sind unglaublich, ihre Liebesgeschichten unzüchtig, ihre Artigkeiten linkisch, ihre Beschreibungen von Schlachten weitschweifig, ihr Dialog ist schal und schleppend, die Reisen ihrer Helden sind immer abenteuerlich; mit einem Worte, es fehlt ihnen durchgängig so sehr an Geschmack und Kunst, daß man sie billig als eitel und unnütz aus der Christenheit verbannen sollte."

Der Pfarrer hörte sehr aufmerksam zu, und fand an dem Domherrn einen verständigen Mann, der sich über seinen Gegenstand sehr richtig ausdrücke. Er sagte ihm demnach, da er mit ihm einerlei Meinung sey und die Ritterbücher nicht ausstehen könne, so habe er Don Quixote's ganze Sammlung verbrannt, welche nicht wenig zahlreich gewesen. Bei dieser Gelegenheit erzählte er ihm, wie er Gericht über sie gehalten, welche er zum Feuer verdammt, welchen er das Leben geschenkt habe, worüber der Domherr sich nicht wenig ergötzte; doch fügte er bei, so viel Böses er auch von den Ritterbüchern gesagt, so habe er doch eine gute Seite an ihnen gefunden: sie geben nämlich einem scharfsinnigen Kopfe Gelegenheit, sich zu zeigen, indem sie ihm ein weites Feld darböten, um ohne Zwang seiner Feder freien Lauf zu lassen, bald Schiffbrüche, Stürme, Schlachten

und Fehden zu beschreiben, bald das Gemälde eines tapfern Feldherrn zu entwerfen und alle erforderliche Eigenschaften desselben zu schildern; nämlich Klugheit, um den Absichten des Feindes zuvorzukommen und sie zu vereiteln, Beredsamkeit, um seine Soldaten anzufeuern oder zurückzuhalten, Bedachtsamkeit in seinen Rathschlägen, Schnelligkeit in Ausführung derselben, Beharrlichkeit im Ausdauern, Tapferkeit im Angriffe; bald gäbe es eine rührende oder traurige Geschichte, bald eine angenehme oder überraschende Gelegenheit zu erzählen; hier ein liebenswürdiges Weib, geschmückt mit allen Reizen des Geistes und des Körpers, zu schildern; dort einen tapfern Rittersmann voll Anstand, Edelmuth und guter Sitten; dort wieder einen wilden, ungestümen Eisenfresser zu beschreiben, oder zu einer andern Zeit einen tapfern, leutseligen und geliebten Fürsten, treue Unterthanen und erhabene oder wohlthätige Handlungen; bald könne er sich als Sternkundigen, als Welt- und Erdbeschreiber, bald als Kenner der Musik, bald als Staatsmann zeigen; ja, wenn ihm die Lust ankomme, so könne er sich auch als Schwarzkünstler geltend machen, könne die Verschlagenheit des Ulysses, die Tapferkeit des Achilles, die Frömmigkeit des Aeneas, den jähen Tod Hektors, die Falschheit eines Sinon, die Freundschaft des Euryalus, die Freigebigkeit Alexanders, den Muth Cäsars, die Güte und Redlichkeit Trajans, die Treue des Zopyrus oder die Weisheit Cato's darstellen. Alle diese Tugenden, welche einen Mann groß und berühmt machen, könne er nach Belieben bald einem einzelnen Helden beilegen, bald unter viele vertheilen. Weiß er das Alles in gefälligem Style vorzutragen," sagte der Domherr, „und mit einer sinnreichen Erfindung, die sich so viel als möglich der Wahrscheinlichkeit nähert, so

wird er gewiß ein Gewebe liefern, welches, aus mancherlei reichhaltigem Stoffe zusammengesetzt, wenn es fertig ist, so viele Vollkommenheit und Schönheit zeigen wird, daß er den löblichsten Endzweck erreicht, welchen ein Schriftsteller sich vorsetzen kann, nämlich, zu gleicher Zeit zu belehren und zu belustigen. Denn der zwanglose Gang solcher Schriften erlaubt dem Verfasser, sich als epischen, lyrischen, tragischen oder komischen Schriftsteller zu zeigen, und sein Werk mit allen Annehmlichkeiten der Dichtkunst und der Beredsamkeit auszustatten, weil das epische Gedicht sich ebensowohl in Prosa, als in Versen vortragen läßt.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Der Domherr fährt fort, über Rittergeschichten und andere Gegenstände mit vieler Einsicht zu sprechen.

„Vollkommen Recht haben Euer Hochwürden," sagte der Pfarrer, „und eben deßwegen verdienen die Verfasser solcher Bücher um desto mehr Tadel, je weniger sie bisher weder auf die gesunde Vernunft, noch auf Kunst und Regeln Rücksicht genommen haben, durch deren Befolgung sie sich mit ihrer Prosa eben so berühmt machen könnten, als die beiden Fürsten unter den griechischen und römischen Dichtern durch ihre Verse."

„Ich selbst," erwiderte der Domherr, „bin wirklich einst in Versuchung gerathen, eine Rittergeschichte zu schreiben und alle Regeln, die ich angeführt habe, dabei zu beobachten. Ich hatte schon ein paar hundert Seiten geschrieben, und nm zu versuchen, wie es mir damit gelungen, las ich sie

nicht nur einigen gelehrten und verständigen Liebhabern solcher Werke vor, sondern auch unwissenden Leuten, die nur an abenteuerlichen Possen Geschmack finden, und fand Beifall bei Allen. Nichtsdestoweniger legte ich meinen Aufsatz wieder auf die Seite, theils weil es mir schien, daß dergleichen Arbeiten meinem Stande nicht angemessen seyen, theils weil ich bedachte, daß die Zahl unwissender Leser die Zahl der verständigen weit überwiegt; und obwohl das Lob der wenigen Vernünftigen eine reichliche Entschädigung für den Tadel einer Menge von Narren gewährt, so mochte ich doch dem vielseitigen Urtheile dieser Menge eitler Thoren mich nicht aussetzen, die sich am meisten mit dem Lesen solcher Bücher beschäftigen. Mein Entschluß, die Feder niederzulegen und meinen Plan aufzugeben, ward jedoch hauptsächlich durch eine Betrachtung veranlaßt, welche mir die Lustspiele an die Hand gaben, die man heutigen Tags aufführt. Ich dachte nämlich, die Stücke, die man jetzt gibt, sie mögen eine fabelhafte oder wirkliche Begebenheit zum Gegenstande haben, enthalten durchgängig oder doch größtentheils nichts als handgreiflichen Unsinn nnd Geschwätz, das weder Hände, noch Füße hat, und man hört sie dennoch mit Vergnügen und lobt sie als vortrefflich. Sie taugen zwar nichts, allein die Verfasser und die Schauspieler sagen, daß sie so seyn müßten, weil das Publicum sie so und nicht anders verlange, und daß diejenigen, welche ihre Fabeln im Zusammenhange und nach Regeln der Kunst durch ihr ganzes Stück durchführen, zwar den Beifall einiger wenigen Kenner einernten, daß aber alle übrigen Zuschauer, welche nichts davon verstehen, von ihrem Gastmahle nüchtern wieder weggehen, und daß sie es daher gerathener finden, vom großen Haufen ihr Brod, als von einigen Wenigen ihren Beifall zu

verdienen. So würde es mir auch mit meinem Buche gehen, und am Ende der vielen Nachtwachen, die mir's gekostet, jene Regeln zu beobachten, wäre ich wie jener Schneider in der Bude, der umsonst arbeitete und den Zwirn drein gab. Ich habe zwar bisweilen gesucht, den Schauspielern zu beweisen, daß sie mehr Zulauf haben und mehr Beifall finden würden, wenn sie regelmäßige Schauspiele aufführten, als wenn sie Unsinn auf die Bühne bringen; allein sie bestehen so steif auf ihrem Wahne, daß keine Beweise oder Vernunftgründe sie davon abbringen können. Einst sagte ich zu einem von diesen Narrenköpfen: „Habt Ihr schon vergessen, daß vor einigen Jahren drei Trauerspiele hier in Spanien aufgeführt wurden, die einen berühmten Dichter in diesem Lande zum Verfasser hatten, und die von Jedem, der sie besuchte, gelobt und bewundert wurden, von Gelehrten und Ungelehrten, Kennern und Nichtkennern, und daß diese drei Stücke den Schauspielern mehr Geld einbrachten, als die dreißig besten, die man seitdem auf die Bühne gebracht hat?“ — „Ihr meint ohne Zweifel die Isabella, die Phyllis und die Alexandra,“ erwiderte der Schauspieler. „Eben diese meine ich,“ gab ich ihm zur Antwort. — Sagt mir nun selbst, ob die Regeln der Kunst in denselben gehörig beobachtet sind, und ob dies ihnen geschadet oder den allgemeinen Beifall, mit welchem sie aufgenommen wurden, im Geringsten geschwächt hat? Es ist folglich nicht die Schuld des Publicums, welches Unsinn fordert, sondern die Schuld derjenigen, welche ihm nichts Besseres geben. In dem bestraften Undank, in der Numancia, in dem verliebten Kaufmann und in der wohlwollenden Feindin [1] ist ebenfalls kein

[1] Hier lobt Cervantes sich selbst, denn er ist Verfasser der vier genannten Schauspiele.

Unsinn zu finden, so wenig als in manchen andern Stücken, die ihren geschickten Verfassern Ruhm und Ehre und den Schauspielern Geld eingebracht haben. Ich fügte noch andere Gründe hinzu, welche, wie es schien, zwar hinreichten, ihn in Verlegenheit zu setzen, aber nicht, ihn zu überzeugen und ihm seinen irrigen Wahn zu benehmen."

„Herr Domherr," sagte der Pfarrer, „Ihr seyd auf eine Materie gekommen, die bei mir einen alten Unwillen rege macht, den ich gegen die heutigen Schauspieler gefaßt habe, und der nicht geringer ist, als mein Widerwille gegen die Ritterbücher; denn statt daß die Bühne, wie Cicero sagt, ein Spiegel des menschlichen Lebens, ein Muster der Sitten und ein Bild der Wahrheit seyn sollte, so sind die jetzigen Stücke nichts als Spiegel des Tollhauses, Beispiele von Narrheit und Ueppigkeit und Darstellungen der Unsittlichkeit. Kann man sich in dem Fache, von welchem wir sprechen, etwas Unsinnigeres denken, als wenn man im ersten Auftritte eines Stücks ein Kind in Windeln auf die Bühne bringt und es im zweiten schon als einen bärtigen Kerl auftreten läßt? Kann etwas toller seyn, als wenn man uns einen zitternden Greis als furchtbaren Helden, einen Jüngling als Hasenfuß, einen Lakaien als Redner, einen Pagen als Staatsrath, einen König als Schuhputzer, eine Prinzessin als Küchenmagd vorstellt? Was soll ich von der Beobachtung des Zeitraums sagen, worin auf die Bühne gebrachte Handlungen geschehen können? Ich habe Schauspiele gesehen, in welchen die erste Handlung in Europa, die zweite in Asien und die dritte in Afrika vorging, und wenn noch ein vierter Act gewesen wäre, so würde das Spiel vermuthlich in Amerika geendet haben, um uns durch alle vier Theile der Welt herumzuführen. Wenn richtige Nachahmung ein

wesentliches Erforderniß beim Schauspiele ist, wie kann der mittelmäßigste Kopf es mit Geduld ansehen, wenn man in einer Handlung, welche in die Zeiten Pipins und Karls des Großen fällt, den Kaiser Heraklius, der mit dem Kreuze nach Jerusalem kam, und den Gottfried von Bouillon, der das heilige Haus eroberte, als Hauptpersonen auftreten läßt, da doch zwischen ihnen eine beträchtliche Reihe von Jahren verflossen ist? oder wenn man in ein Stück, welchem eine Fabel zu Grunde liegt, wirkliche Geschichten und Bruchstücke von andern Begebenheiten miteinmengt, die sich zu verschiedenen Zeiten und mit verschiedenen Personen zugetragen haben, und wenn das Alles ohne den geringsten Grad von Wahrscheinlichkeit durch die unverzeihlichsten Mißgriffe zusammengestoppelt wird? Das Schlimmste dabei ist, daß Dummköpfe genug solche Sachen für vortrefflich, und Alles, was dagegen eingewendet wird, für Krittelei halten. Nehmen wir die geistlichen Vorstellungen; wie viele erdichtete Wunderwerke, wie viele untergeschobene oder mißverstandene Thatsachen werden da aufgetischt, und dem einen Heiligen Wunder zugeschrieben, die der andere verrichtet hat? Man scheut sich nicht, selbst in weltlichen Stücken Wunderwerke einzuflechten, aus keiner andern Ursache, als weil man meint, daß hier oder dort ein Wunderzeichen oder eine Erscheinung Effect machen werde, wie man es macht, wenn man den Einfältigen etwas zu gaffen gibt, um sie damit anzulocken. Mit allen diesen Dingen versündigt man sich an der Wahrheit, verstümmelt die Geschichte und macht dem Geschmacke der Spanier Schande; denn die Ausländer, welche sich genau nach den Gesetzen der Bühne richten, müssen uns als Barbaren und Unwissende betrachten, wenn sie sehen, wie unsere Stücke mit thörichtem Unsinne vollgepfropft sind. Es

gereicht uns auch nicht zu genügender Entschuldigung, wenn wir einwenden, die Erlaubniß, öffentliche Schauspiele aufzuführen, werde hauptsächlich in der Absicht gegeben, dem Volke eine erlaubte Ergötzlichkeit zu verschaffen, um es von Ausschweifungen abzuhalten, welche der Müßiggang zu veranlassen pflegt; da nun dieser Endzweck ebensowohl durch schlechte oder mittelmäßige, als durch gute Schauspiele erreicht werde, so sey es nicht nöthig, die Schriftsteller und Schauspieler an strenge Regeln und Vorschriften zu binden, wie sie schreiben und spielen sollen, indem jedes Stück zur Erreichung dieses Zwecks sich eigne. Darauf würde ich antworten: der Zweck wird ohne alle Vergleichung besser durch gute, als durch schlechte Schauspiele erreicht; denn in einem regelmäßig geordneten, gut geschriebenen Lustspiele findet der Zuschauer Witz, der ihn belustigt, Wahrheiten, die ihn belehren, unerwartete Ereignisse, die ihn überraschen; er wird durch vernünftige Urtheile aufgeklärt, vor Betrügerei gewarnt und durch Beispiele gewitzigt, er lernt das Laster hassen und die Tugend lieben. Alle diese Wirkungen muß ein gutes Schauspiel unfehlbar bei dem dümmsten und einfältigsten Zuschauer hervorbringen; es ist demnach unmöglich, daß ein solches Schauspiel nicht unendlich mehr Vergnügen, Unterhaltung und Nutzen gewähren sollte, als diejenigen, bei welchen man alle jene Eigenschaften vermißt, was mit den meisten heutigen Stücken der Fall ist. Die Schuld liegt nicht immer an den Verfassern, unter denen es Viele gibt, die sehr wohl wissen, woran es ihren Stücken fehlt, und was sie thun müßten, um sie besser zu machen. Sie beklagen sich aber nicht ohne Grund darüber, daß die Schauspiele zu einer Art von Waare geworden sind, daß die Schauspieler sie nicht nehmen, wenn sie nicht nach

dem gewöhnlichen Schnitte gemacht sind, und daß der Dichter sich nach der Laune Derjenigen richten müsse, die ihm seine Arbeit bezahlen. Die Wahrheit dieser Behauptung leuchtet aus vielen Schauspielen hervor, die einer der vortrefflichsten Köpfe Spaniens geschrieben hat: [1] Alles darin ist prachtvoll angelegt und sprudelt von Witz, die Verse sind schön, das Gespräch fließt angenehm fort, sinnschwere Gedanken überraschen, Beredsamkeit und ein würdevoller Vortrag fesseln den Hörer, so daß mit Recht die Welt seines Ruhmes voll ist; und dennoch hat auch dieser Dichter nicht in allen Stücken, sondern nur in einigen das höchste Ziel erreichen können, weil er sich nach dem Geschmacke der Schauspieler richten wollte und mußte. Andere hingegen schreiben so keck und unvorsichtig, daß die Schauspieler bisweilen nach der ersten Vorstellung flüchtig werden müssen, um den Strafen zu entgehen, welche sie befürchten müssen, wenn sie anzügliche Sachen gegen die Regierung oder gegen vornehme Familien auf die Bühne bringen. Solcher Unfug und andere Mißbräuche, die ich nicht erwähnen will, könnten vermieden werden, wenn bei Hofe ein einsichtsvoller Mann angestellt würde, der alle Schauspiele, ehe man sie aufführte, vorher prüfen müßte, und zwar nicht nur diejenigen, welche in der Hauptstadt, sondern alle, die in Spanien zur Aufführung kommen sollen, und ohne seine Genehmigung, ohne sein Siegel und seine Unterschrift dürfte keine Ortsobrigkeit die Vorstellung irgend eines Schauspiels erlauben. Alsdann würden die Schauspieler genöthigt seyn, die neuen Stücke jedesmal zu Beurtheilung einzusenden, und sie würden solche hernach ohne Besorgniß aufführen können, und die Verfasser

[1] Lope de Vega.

würden mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf ihre Arbeiten verwenden, weil sie wüßten, daß ihre Werke die strenge Prüfung eines Sachkundigen zu bestehen haben. Auf diese Art bekämen wir gute Schauspiele, und der Zweck, wozu sie dienen sollen, würde glücklich erreicht: das Volk fände sein Vergnügen, der literarische Ruf Spaniens wäre gerettet, die Schauspieler genössen Vortheile und Sicherheit, und die Obrigkeit sähe sich der Mühe überhoben, sie zu züchtigen. Wenn man demselben Manne oder einem Andern auch die Censur der neuen Ritterbücher auftrüge, so könnte man mit Zuversicht hoffen, einige derselben in solcher Vollkommenheit erscheinen zu sehen, wie Euer Hochwürden sie verlangen und wie sie seyn müßten, um unsere Sprache mit den angenehmen und köstlichen Schätzen der Beredsamkeit zu bereichern. Dann würden die alten Ritterbücher durch die Vorzüge der neuen verdrängt werden, und diese würden nicht nur den müßigen Leuten, sondern auch den geschäftigsten Männern zu erlaubtem Zeitvertreibe dienen; denn ein Bogen kann nicht beständig gespannt bleiben und die schwache menschliche Natur kann ohne eine erlaubte Erholung nicht ausdauern."

Hier ward das Gespräch zwischen dem Domherrn und dem Pfarrer durch den Barbier unterbrochen, welcher zu dem Pfarrer kam und sagte: „Hier ist der Platz, Herr Licentiat, wovon ich Euch gesagt habe, daß er für uns am bequemsten sey, um Mittagsruhe zu halten und unsere Ochsen weiden zu lassen."

„So scheint es auch mir," sprach der Pfarrer; und auch der Domherr ließ sich gerne bereden, ihnen Gesellschaft zu leisten, weil ihm der Platz und die Aussicht in ein anmuthiges Thal gefiel. Um dieser und zugleich der Gesellschaft des Pfarrers, die ihm sehr behagte, länger zu genießen und noch etwas mehr von Don Quixote's Angelegenheiten zu

erfahren, befahl er einigen seiner Leute, nach dem nahe gelegenen Wirthshause zu gehen und Essen für die ganze Gesellschaft zu holen, weil er die Nachmittagsstunden hier zubringen wolle. Einer von den Bedienten antwortete: das Maulthier mit dem Mundvorrathe, welches schon in dem Wirthshause angelangt seyn müsse, sey noch hinlänglich beladen, um sie sämmtlich zu sättigen, und man brauche demnach aus dem Wirthshause nur Futter für die Thiere. „Wenn das ist,“ sprach der Domherr, „so führt nur die andern Thiere dahin und bringt den Packesel wieder zu uns hieher.“

Sancho nahm unterdessen die Gelegenheit wahr, seinem Herrn ein paar Worte zu sagen, ohne daß der Pfarrer und der Barbier, welchen er nicht traute, etwas davon merkten. Er kam an den Käfig und sagte zu seinem Herrn: „Herr Don Quixote, um mein Gewissen zu beruhigen, muß ich Euch nur sagen, wie es mit Eurer Verzauberung beschaffen ist. Die beiden verkappten Gesichter hier sind der Pfarrer und der Barbier aus unserem Dorfe, und ich glaube, sie haben den Plan, Euch wegzuführen, bloß darum angelegt, weil sie neidisch darüber sind, daß Ihr's mit Euren rühmlichen Thaten ihnen so weit zuvor thut. Wenn das seine Richtigkeit hat, so folgt daraus, daß es bei Euch nicht heißt: durch Zauber berückt, sondern in April geschickt und an der Nase herumgeführt. Zum Beweise dessen erlaubt mir eine Frage, und wenn Ihr mir diese so beantwortet, wie ich glaube, daß Ihr mir sie beantworten werdet, so sollt Ihr den Betrug mit Händen greifen und sehen, daß das nicht zugeht mit Hexerei, sondern mit Narrethei.“

„Frage was du willst, Sohn Sancho,“ sprach Don Quixote, „ich will dir Antwort und Auskunft über Alles geben,

was du begehrst. Was aber deine Behauptung betrifft, daß die Beiden, die hier um uns sind, der Pfarrer und der Barbier, unsere Nachbarn und Bekannten, seyn sollen, so mag dir's wohl so scheinen, als wären sie's; daß sie es aber wirklich und in der That sind, das bilde dir ja nicht ein, sondern sey versichert, daß es dir nur so vorkommt, und daß diejenigen, die mich verzaubert, sich vermuthlich ihr Ansehen und ihre Gestalt geben, weil es den Zauberern etwas Leichtes ist, jede Gestalt, welche sie wollen, anzunehmen; und sie werden sich wohl in diese unsere Freunde verwandelt haben, bloß um dich zu verleiten, sie wirklich für dieselben zu halten, und um dich in ein Labyrinth von Vermuthungen zu verwickeln, wo kein Faden des Theseus dir wieder heraushelfen würde. Vielleicht wollen sie auch mich selbst dadurch irre machen, damit ich nicht errathe, wer mir diese Streiche spielt. Denn indem du von der einen Seite mir sagst, daß der Pfarrer und der Barbier aus unserm Dorfe mich begleiten, und indem ich von der andern Seite bedenke, daß ich in diesem Käfig sitze, und überzeugt bin, daß nicht menschliche, sondern nur übernatürliche Kräfte mich hineinbannen konnten: was kann ich denn anders sagen und denken, als daß die Art und Weise meiner Verzauberung Alles übertrifft, was ich in meinem Leben von verzauberten fahrenden Rittern gelesen habe? Du kannst dich also darauf verlassen, daß sie so wenig dasjenige sind, wofür du sie hältst, als daß ich ein Türke bin. Was übrigens die Fragen betrifft, die du mir vorlegen willst, so frage bis morgen frühe, ich will dir auf Alles antworten."

„Heilige Mutter Gottes!" rief Sancho; „ist's möglich, Herr! ist Euch das Hirn so vernagelt und das Mark so ganz ausgetrocknet, daß Ihr nicht begreift, daß ich Euch die reine

Wahrheit sage, und daß Eure Gefangenschaft und Eure Widerwärtigkeiten mehr mit Schelmenstücken, als mit Hexerei zugehen? Weil Ihr aber nun einmal so seyd, so muß ich's Euch nur handgreiflich beweisen, daß Ihr wenigstens nicht verzaubert seyd. Denn sagt mir nur, so wahr, als Ihr wünscht, daß Gott Euch aus dieser Trübsal erlöse und Euch, ehe Ihr's vermuthet, in die Arme unsers gnädigen Fräuleins Dulcinea führe —"

„Hör' auf, mich zu beschwören," sprach Don Quixote, „und rücke heraus mit deinen Fragen. Ich habe dir ja schon ausführlich Antwort versprochen."

„Das bitt' ich mir aus," sprach Sancho. „Saget mir demnach ohne Zusatz und Hinterhalt auf meine Frage die reine Wahrheit, so wie ein Jeder sie sagt und sagen soll, der sich den Waffen, so wie Euer Gnaden, als fahrender Ritter gewidmet hat."

„Ich sage ja, daß ich dir nichts vorlügen will," sprach Don Quixote. „Laß mich endlich hören, was du fragen willst: denn weiß Gott, deine Umschweife, Klauseln und Einleitungen habe ich satt."

„Ich bin von der Rechtschaffenheit und Wahrhaftigkeit meines Herrn überzeugt," erwiederte Sancho. „Um also auf den Grund der Sache zu kommen, so frag' ich mit allem Respect, ob Euer Gestrengen, seitdem man Euch in diesen Käfig eingesperrt oder, wie Ihr meint, hineingezaubert hat, schon Lust und Neigung verspürt haben, dick oder dünn zu machen, wie man zu sagen pflegt?"

„Ich verstehe nicht," Sancho, „was du mit dem dick oder dünn sagen willst. Erkläre dich deutlicher, wenn du willst, daß ich dir richtig antworten soll."

„Ist's möglich," sprach Sancho, „daß Euer Gnaden nicht

III. Seite 137.

wissen, was es heißt, dick oder dünn machen? Das sagt man ja den Kindern, sobald sie in die Schule kommen. Ich möchte nur wissen, ob Euch nicht angekommen ist das zu thun, was auch der Kaiser nicht durch einen Andern thun lassen kann?"

„So, nun versteh' ich dich, Sancho. Ja wohl ist mir's schon längst angekommen, und eben jetzt treibt mich's. Hilf mir aus der Verlegenheit, denn es ist die höchste Noth."

Neunundvierzigstes Kapitel.

Sinnreiches Gespräch zwischen Sancho Pansa und seinem Herrn Don Quixote.

„A ha!" rief Sancho; „also hab' ich Euch, gestrenger Herr? Das wollt' ich eben für mein Leben gern wissen. Nun kommt einmal her; könnt Ihr's wohl leugnen, gestrenger Herr, daß man zu Hause bei uns von einem Menschen, der nicht recht bei Troste ist, gemeiniglich spricht: ich weiß nicht, was dem und dem fehlt, er ißt nicht, er trinkt nicht, er schläft nicht, er antwortet links, wenn man ihn fragt; es ist nicht anders, er muß behert seyn! Nun sehet, daraus schließe ich, daß die Beherten weder essen, noch trinken, noch schlafen, noch ihre gewöhnliche Nothdurft verrichten. Nun aber thut ja Euer Gestrengen das Alles: Ihr eßt und trinkt, wenn man Euch etwas gibt, antwortet einem auch recht, wenn man Euch fragt, und es kommt Euch auch an, dick oder dünn zu machen!"

„Alles wahr, Sancho!" versetzte Don Quixote; „aber ich habe dir's schon gesagt, daß es vielerlei Arten von

Verzauberungen gibt; und kann es nicht seyn, daß sich in der Folge der Zeit einige geändert haben, und daß jetzt die Verzauberten Alles thun, was ich thue und was sie sonst nicht thaten? Wenn dies ist, kann man wider den Lauf der Welt und die Gewohnheit der Zeiten nicht so schließen, noch diese Folgerungen ziehen. Ich weiß und glaube es, daß ich verzaubert bin, und dies ist mir zur Ueberzeugung und Beruhigung meines Gewissens genug. Denn ich würde mir selbst die bittersten Vorwürfe machen, wenn ich wüßte, daß ich unverzaubert so schändlich, feig und faul in diesem Käfige daliegen, und so vielen Nothleidenden, Bedrängten und Hülfsbedürftigen meinen Beistand entziehen sollte, den sie jede Stunde, jeden Augenblick nöthig haben."

„Ich wünschte aber doch, gestrenger Herr," sprach Sancho, „daß Ihr zum Ueberflusse und zu noch größerer Beruhigung Eures Gewissens doch noch versuchtet, aus dem Gefängnisse heraus zu kommen; ich schwör's Euch, ich wollt' Euch treulich dabei helfen. Legt Hand an und versucht's, vielleicht kommt Ihr wieder auf Euern guten Rozinante. Der arme Bursche geht so traurig und schlappohrig einher, als wenn er auch verzaubert wäre. Sitzt Ihr nur erst wieder im Sattel, dann gehen wir wieder auf's Abenteuersuchen; und geht's damit nicht, je nun, in den Käfig können wir immer zurückkriechen, da kommen wir um nichts zu spät; ich versprech's Euch als ein ehrlicher treuer Schildknappe, mich mit Euch einzusperren, im Falle Ihr so unglücklich wäret oder ich so ungeschickt, daß ich mein Wort nicht gut machen könnte."

„Ich will thun, was du sagst, Freund Sancho," antwortete Don Quixote, „und wenn du eine gute Gelegenheit wahrnimmst, mich zu befreien, so will ich dir in allen Stücken

überall hinfolgen. Aber du wirst sehen, wie sehr du in der Ursache meiner Widerwärtigkeit dich täuschest."

Diese Gespräche hielten der fahrende Ritter und sein übelfahrender Knappe miteinander, bis sie an den Ort kamen, wo der Pfarrer, der Domherr und der Barbier bereits abgestiegen waren. Der Fuhrmann machte sofort seine Ochsen los und ließ sie in dem schönen Thale weiden, dessen frisches Grün für den verzauberten Don Quixote zwar wenig Reiz hatte, seinem klügern und pfiffigen Knappen aber sehr wohl behagte. Dieser bat nunmehr den Pfarrer, er möchte seinem Herrn erlauben, sich auf einige Augenblicke aus dem Käfige zu entfernen, weil derselbe sonst Gefahr liefe, nicht völlig so sauber zu bleiben, wie es sich für einen solchen Ritter zieme. Der Pfarrer verstand ihn, und sagte, er wolle ihm seine Bitte gerne gewähren, wenn er nicht befürchten müsse, sein Herr möchte, sobald er sich in Freiheit befände, neue Streiche spielen und das Weite suchen.

„Ich stehe dafür, daß er nicht entweicht!" sagte Sancho.

„Und ich auch," sprach der Domherr, „zumal wenn er mir sein ritterliches Wort gibt, ohne unsere Einwilligung sich nicht von uns zu entfernen."

„Ich gebe es," sagte Don Quixote, der Alles gehört hatte, „und zwar um so williger, da ein Verzauberter, wie ich bin, nicht beliebig mit seiner Person schalten kann, indem derjenige, der ihn verzaubert hat, machen kann, daß er sich in Jahrhunderten nicht von der Stelle bewegt, und wenn er auch die Flucht nähme, so könnte Jener ihn doch im Fluge zurückbringen. Bei so bewandten Umständen könnet ihr mich ohne Bedenken loslassen, zumal da es zum allerseitigen Frommen gereicht; denn wenn man mich nicht herausläßt, so muß ich euch erklären, daß die Nasen aller Anwesenden in Verlegenheit

gerathen werden, wenn ihr nicht etwa selbst davonlaufen wollet.“

Der Domherr ließ sich von ihm seine Hände (gebunden wie sie waren) darauf geben, und auf sein Ehrenwort ließ man ihn zu seiner großen Freude aus dem Käfig.

Sein Erstes war, daß er alle seine Glieder dehnte, und hierauf ging er stracks an Rozinante, gab ihm ein paar Schläge mit der Hand auf den Rücken und sagte: „Ich hoffe zu Gott und zur heiligen Jungfrau, du Krone und Spiegel aller Rosse, daß wir uns bald wieder in solcher Lage befinden werden, wie wir sie uns wünschen, du mit deinem Herrn auf dem Rücken, und ich im Sattel und in den Bügeln, um dem Berufe nachzugehen, wozu der Himmel mich in die Welt gesandt hat.“ Mit diesen Worten entfernte er sich mit Sancho und kam bald darauf zurück, sehr erleichtert und mit dem besten Willen, dasjenige in's Werk zu richten, was ihm sein Schildknappe an die Hand geben würde.

Der Domherr sah ihn an, und wußte nicht, ob er sich mehr über den hohen Grad seiner Verrücktheit wundern sollte, oder über den gesunden Verstand, den er sonst in seinen Reden und Gedanken blicken ließ; denn wie wir schon oft gesagt haben, er kam nur dann aus den Bügeln, wenn man mit ihm von Rittersachen redete. Als sich nun die Gesellschaft im Grase gelagert hatte und auf den Mundvorrath des Domherrn wartete, bewog diesen das Mitleid, zu Don Quixote zu sagen: „Ich weiß nicht, mein guter, edler Junker, wie die eiteln, ungereimten Rittermärchen Euch dermaßen den Kopf verrücken können, daß Ihr Euch einbildet, Ihr wäret verzaubert und andere dergleichen Dinge, wovon doch nicht das Mindeste wahr ist. Wie ist es möglich, daß ein vernünftiger Mensch sich einbilden kann, die vielen Amadis, der bunte Haufen

berühmter Ritter, so mancher Kaiser von Trapezunt und Felix Marte von Hyrkanien, so viele Frauen, die auf Zeltern herumritten, so viele Schlangen, Drachen und Riesen, so mancherlei Abenteuer, Verzauberungen und Schlachten, so viele unerhörte Kämpfe und Aufzüge, so manche verliebte Prinzessinnen, Knappen, die zu Grafen erhoben wurden, und kurzweilige Zwerge, so viele Liebesbriefe und schmachtende Erklärungen, streitbare Frauenzimmer, und mit Einem Worte, die unendliche Menge ausschweifender Sachen, wovon die Ritterbücher strotzen, wären jemals in der wirklichen Welt vorhanden gewesen? Ich muß gestehen, wenn ich solche Sachen lese, so können sie mich wohl so lange unterhalten, als ich es vor mir selbst verhehle, daß Alles lauter lügenhaftes Geschwätz ist. Sobald ich aber bedenke, was diese Bücher wirklich sind, so werfe ich das Beste von ihnen an die Wand, und würde es vollends in's Feuer werfen, wenn eben eines angezündet wäre; denn dieses Schicksal verdienen sie alle, als sinnlose Lügen, die Allem, was Wahres in der Natur ist, zuwiderlaufen, als Keime neuer Sitten und Lebensweisen, und als Lockspeisen, welche den unwissenden Pöbel verleiten, allen ihren Unsinn als Wahrheit anzunehmen. Ja sie drohen sogar, den Verstand scharfsinniger und wohlunterrichteter Biedermänner zu verwirren, so wie es Euch ergangen ist, indem sie Euch so weit gebracht haben, daß man Euch in einen Käfig sperren und auf einem Ochsenkarren wegführen mußte, wie man einen Löwen oder Tiger von einem Orte zum andern führt, um ihn für Geld sehen zu lassen. Lieber Herr Don Quixote, habt Mitleid mit Euch selbst, kehrt zurück in den Schoß der gesunden Vernunft und gebraucht den trefflichen Verstand, womit Euch der Himmel beschenkt hat. Wendet die seltenen Geistesgaben, die Ihr

besitzt, auf Bücher an, die Eurem Herzen und Verstand zum Nutzen und zur Ehre gereichen, und wenn ja Eure natürliche Neigung Euch einen besonderen Geschmack an ritterlichen Thaten finden läßt, so nehmet die heilige Schrift zur Hand und leset das Buch der Richter, in welchem Ihr erhabene Wahrheiten und so wahre, als tapfere Großthaten beschrieben findet. Lusitanien hatte einen Viriathus, Rom einen Cäsar, Carthago einen Hannibal, Griechenland einen Alexander, Castilien einen Fernando Gonzalez, Valencia einen Cid, Andalusien einen Gonsalvo Fernandez, Estremadura einen Diego Garcia de Paredes, Xerez einen Garcia Perez de Vargas, Toledo einen Garcilaso, Sevilla einen Manuel de Leon, Männer, deren Geschichten und tapfere Thaten den erhabensten Geist zu unterhalten, zu belehren, zu ergötzen und mit Staunen zu erfüllen vermögen. Solche Bücher, Herr Don Quixote, sind Euren vernünftigen Einsichten angemessen, sie werden Euch mit der wahren Geschichte bekannt machen und Euch lehren, die Tugend zu lieben, Euch im Guten zu üben, Eure Sitten zu verfeinern, tapfer ohne Verwegenheit und kühn ohne Trotz zu seyn, und das Alles zur Ehre Gottes, zu Eurem eigenen Nutzen und zum Ruhme der Mancha, wo Ihr, wie ich vernehme, zu Hause seyd."

Don Quixote hörte mit vieler Aufmerksamkeit zu. Wie der Domherr ausgeredet hatte, sah er ihm noch eine Weile in's Gesicht, und sagte endlich: „Mich däucht, edler Herr, Ihr wollet mir mit Eurer Rede zu verstehen geben, daß niemals fahrende Ritter in der Welt gewesen, daß alle Rittergeschichten falsch, lügenhaft, verdammlich und unnütz für den Staat sind, daß ich übel gethan habe, sie zu lesen, noch schlimmer, ihnen zu glauben, am schlimmsten aber, ihnen nachzuahmen, das heißt, mich selbst dem beschwerlichen

Orden fahrender Ritterschaft zu widmen, welcher darin beschrieben wird; denn Ihr leugnet ja, daß es jemals einen Amadis von Gallien oder von Griechenland gegeben habe, von welchen diese Bücher so Vieles erzählen."

„Alles verhält sich buchstäblich so, wie Ihr sagt," erwiderte der Domherr.

„Ihr habt ferner behauptet," fuhr Don Quixote fort, „diese Bücher haben mir vielen Schaden gethan, mir den Kopf verrückt, mich in diesen Käfig gebracht, und ich würde wohlthun, mich zu bessern und etwas Anderes zu lesen, was mehr Wahrheit enthielte, und mir mehr Vergnügen und Belehrung gewährte."

„So ist's," sprach der Domherr.

„Wohlan," erwiderte Don Quixote, „so muß ich Euch sagen, daß Euer Hochwürden der Behexte und der Verblendete sind, indem Ihr Euch habt einfallen lassen, so viele Lästerungen gegen eine Sache auszustoßen, die so weltkundig ist und so allgemein für wahr gehalten wird, daß Derjenige, der sie leugnet, dieselbe Strafe verdient, welche Ihr über diese Bücher verhängt, wenn Ihr sie leset und Aergerniß an ihnen nehmet. Denn wer mir einbilden will, kein Amadis und keiner von den übrigen fahrenden Rittern, von welchen sie erzählen, sey jemals in der Welt gewesen, der mag mir auch sagen, daß die Sonne nicht leuchtet, daß das Eis nicht kalt ist und daß man auf der Erde nicht feststeht. Welcher vernünftige Mensch in der Welt wird einen andern überreden wollen, es sey nichts wahres an der Geschichte der Infantin Floripes und des Ritters Guy von Burgund, oder an dem Abenteuer des Fierabras bei der Brücke von Mantible, welches zur Zeit Karls des Großen vorfiel, Dinge, die doch beim Himmel! so wahr sind, als es jetzt heller Tag ist?

Wenn diese erlogen sind, so ist es auch nicht wahr, daß es einen Hektor, einen Achilles oder einen Trojanerkrieg gegeben hat, auch keine zwölf Pairs von Frankreich und keinen König Arthur von England, der noch bis auf diesen Tag als Rabe umherfliegt und in seinem Königreiche täglich und stündlich erwartet wird. Eben so gut könnte man sagen, die Geschichte vom Guarino Mezquino sey nicht wahr, so wenig als die Fehde wegen des heiligen Graals, und die Liebesgeschichten des Don Tristan und der Königin Iseo, so wie der Königin Ginebra und des Lanzelot seyen Fabeln; da es doch Leute gibt, die sich fast erinnern, die Frau Quintannona gesehen zu haben, welche die beste Mundschenkin in ganz England war. Dies ist so gewiß wahr, daß ich selbst mich noch sehr wohl erinnere, wie meine Großmutter väterlicher Seits, wenn sie eine ehrbar verschleierte Duenna sah, zu mir zu sagen pflegte: Sieh einmal, Enkelchen, die sieht recht so aus wie die leibhaftige Duenna Quintannona, woraus ich schließe, daß sie dieselbe muß gekannt haben, oder daß sie wenigstens ihr Bildniß irgendwo gesehen hat. Und wer kann die Wahrheit von Peter und der schönen Magelone leugnen, da man noch heutigen Tages in dem königlichen Zeughause den Zapfen zeigt, womit Peter den hölzernen Gaul lenkte, als er mit ihm durch die Luft ritt, und der wohl noch länger ist, als eine Wagendeichsel? Und neben dem Zapfen hängt der Sattel des Babieca, und in Roncesvalles sieht man noch Rolands Hüfthorn, welches so groß ist wie ein Balken. Daraus folgt offenbar, daß es zwölf Pairs, einen Peter, eine Magelone, einen Cid und mehrere solcher Ritter gegeben hat, die, wie man es nennt, auf Abenteuer ausgezogen. Wo nicht, so leugne man mir es auch, daß der tapfere Portugiese Juan de Merlo ein fahrender Ritter war,

der nach Burgund zog und sich zu Roß mit dem berühmten Herrn von Charny, genannt Moses Peter, schlug, und hernach in Basel mit Moses Heinrich von Remestan, und in beiden Kämpfen Sieg und Ruhm davontrug. Oder leugnet mir einmal die Abenteuer und Fehden, die unsere tapferen Landsleute Pedro Barba und Gutierre Quixada, mein Anherr in gerader männlicher Linie, in Burgund bestanden, wie sie die Söhne des Grafen von Sanct-Paul überwanden. Sagt mir auch, Don Fernando de Guevara sey nicht nach Deutschland auf Abenteuer gezogen und habe nicht mit Herrn Görgen, Ritter am Hofe des Herzogs von Oesterreich, gekämpft. Sagt, das Lanzenbrechen des Suero de Quinnones und der Kampf des Moses Luis de Falces mit dem castilianischen Ritter Don Gonzalo de Guzman seyen nur Possenspiele gewesen, und so auch viele andere berühmte Thaten christlicher Ritter in unserem Vaterlande und in anderen fremden Reichen; und doch sind alle so weltkundig und wahr, daß ich noch einmal sage, wer sie leugnen wollte müßte keinen Menschenverstand haben."

Der Domherr konnte nicht aufhören, sich zu verwundern, wie Don Quixote Wahrheit und Lügen durcheinander mengte, und wie sehr er in allen Geschichten bewandert war, die sich nur einigermaßen auf Ritter und ritterliche Thaten bezogen.

„Ich kann nicht leugnen, Herr Don Quixote," gab er ihm zur Antwort, „daß nicht Manches wahr wäre, was Ihr angeführt habt, besonders von den spanischen Rittern. Ich will auch einräumen, daß es zwölf Pairs von Frankreich gegeben hat; aber darum glaube ich noch nicht, daß sie alle die Thaten verrichtet haben, welche der Erzbischof Turpin ihnen zuschreibt. Das Wahre an der Sache ist, daß sie Ritter waren, welche die Könige von Frankreich besonders auszeichneten, und sie Pairs nannten, weil sie gleich bieder,

adelig und tapfer waren, oder wenn sie es nicht waren, es doch wenigstens seyn sollten. Diese bildeten einen Orden, wie unsere Ritter von Santiago und von Calatrava, und man setzte voraus, daß die Mitglieder desselben lauter biedere, tapfere und wohlgeborne Rittersleute seyen. So wie man heutigen Tages sagt: ein Ritter von San Juan oder von Alcantara, so sagte man damals: einer von den zwölf Pairs, weil zwölf gleich adelige Ritter diesen kriegerischen Orden vollzählig machten. Kein Mensch zweifelt daran, daß es einen Cid und einen Bernardo del Carpio gegeben hat; ob sie aber auch alle Großthaten, die man von ihnen erzählt, wirklich ausgerichtet haben, daran ist, wie ich glaube, noch sehr zu zweifeln. Was den Zapfen des Grafen Peter betrifft, dessen Ihr erwähnt, und der in dem königlichen Zeughause neben dem Sattel des Babieca zu sehen seyn soll, so muß ich meine Schwäche bekennen, daß ich entweder so unkundig oder so kurzsichtig bin, daß ich zwar den Sattel gesehen habe, aber nicht den Zapfen, den Ihr mir doch so groß beschreibt."

„Allerdings ist er da," sprach Don Quixote, „und zum Wahrzeichen soll er in einem ledernen Futteral stecken, damit er nicht vom Schimmel leidet."

„Das kann Alles seyn," erwiderte der Domherr; „allein ich versichere Euch bei der Weihe, die ich empfangen habe, daß ich mich nicht erinnere, ihn gesehen zu haben. Doch gesetzt, er befinde sich dort, so bin ich darum noch nicht verbunden, alle Märchen zu glauben, die man uns von den verschiedenen Amadis und dem zahllosen Schwarm der übrigen Ritter erzählt; und ein so achtbarer, gescheiter und verständiger Mann, wie Ihr seyd, sollte sich deßwegen nicht in den Sinn kommen lassen, solche abenteuerliche Thorheiten, als in den Ritterbüchern beschrieben stehen, für wahr zu halten."

Fünfzigstes Kapitel.

Fortsetzung des scharfsinnigen Wortwechsels zwischen Don Quixote und dem Domherrn, nebst anderen Vorfällen.

„Verdammt wäre das!" erwiderte Don Quixote; „Bücher, die mit Erlaubniß des Königs und mit Genehmigung der Censur gedruckt sind, und die Jedermann, groß und klein, reich und arm, gelehrt und ungelehrt, Bauer und Edelmann, kurz Leute von allerlei Stand und Würden, mit Vergnügen lesen und bewundern, die will man zu Lügen machen? da sie noch dazu so sehr das Gepräge der Wahrheit tragen, daß sie uns Vater und Mutter, Vaterland, Verwandte und Alter des Ritters oder der Ritter angeben, und Ort und Stelle, Tag vor Tag und Streich vor Streich genau beschreiben, wie und wo sie ihre Thaten vollführten? Schweigt doch, mein guter Herr, redet nicht solche Lästerungen, sondern glaubt mir und folget meinem Rathe. Leset, so werdet Ihr sehen, wie viel Vergnügen sie Euch machen; denn sagt nur, kann man etwas Besseres sehen, als wenn wir z. B. hier einen großen See vor uns hätten, der von lauter siedendem Pech sprudelte, und worin eine Menge Schlangen, Drachen, Salamander und mehr dergleichen grausame und fürchterliche Ungeheuer herumkreuzten und schwämmen, und mitten aus diesem See riefe eine klägliche Stimme: Ritter, wer du auch seyn magst, der du diesen fürchterlichen See anstaunest, wenn du den Schatz heben willst, der im Grunde dieser schwarzen Fluten verborgen liegt, so zeige die Entschlossenheit deines tapfern Herzens und stürze dich mitten in ihren glühenden Feuerstrom; denn wofern du dieses nicht thust, so bist du

nicht würdig, die überschwänglichen Wunder zu erblicken, welche die sieben Schlösser der sieben Feen in sich schließen, die unter diesem schwarzen Pfuhle verborgen liegen. Kaum hat der Ritter diese fürchterliche Stimme gehört, so stürzt er sich, ohne weitere Ueberlegung der großen Gefahr, nachdem er sich nur einen Augenblick zuvor Gott und seiner Dame empfohlen, mit völliger Rüstung mitten in den siedenden See. Eh' er sich versieht, oder weiß, was aus ihm werden wird, ist er in schönen, blühenden Gefilden, mit denen die elyseischen keine Vergleichung aushalten. Hier sieht er einen schönen Himmel; die Sonne glänzt mit neuem, nie gesehenem Lichte; ringsum erblickt er lachende Haine von schön gewachsenen und immer grünen Bäumen; seinen Ohren schmeicheln die süßen Lieder der kleinen bunten Vögel, die in unzähliger Menge durch die verschlungenen Zweige schlüpfen; hier sieht er einen Bach, dessen frisches, krystallhelles Wasser über glänzenden Kies, wie über Goldsand und Perlen hüpfend, dahinrollt; dort zeigt sich ein künstlicher Brunnen von glänzendem Jaspis und blendend weißem Marmor, hier eine kleine Grotte, aus kleinen Muscheln, weißen Schneckenhäusern, bunten Korallen, glänzenden Krystallen und Smaragden in gefällig bunter Verwirrung zusammengesetzt, so daß hier die Natur von der sie nachahmenden Kunst übertroffen scheint.

„Plötzlich wird er ein festes Schloß oder einen prächtigen Palast gewahr, dessen Mauern von gediegenem Golde sind, die Zinnen von Diamant und die Pforten von Hyacinth. Mit Einem Worte, er ist in dem herrlichsten Geschmacke gebaut, und wenn seine Bestandtheile nichts Geringeres sind, als Diamanten, Karfunkel, Rubinen, Perlen, Gold und Smaragde, so ist die Kunst noch von größerem Werthe, die

in dem Bau desselben herrscht. Aber unendlich angenehmer wird er überrascht, indem eine Schaar der schönsten Jungfrauen aus dem Schlosse kommt, alle so prächtig und geschmackvoll gekleidet, daß des Beschreibens kein Ende wäre, wenn ich Euch Alles erzählen sollte, wie es in den Rittergeschichten steht. Diejenige, welche die vornehmste unter ihnen zu seyn scheint, ergreift nunmehr den kühnen Ritter, der sich in den Feuerpfuhl stürzte, bei der Hand, führt ihn, ohne ein Wort zu reden, in den prächtigen Palast oder in das Schloß, läßt ihn so nackt auskleiden, wie ihn seine Mutter geboren hat, und in ein laues Bad bringen, wo man ihn über und über mit köstlichen Specereien salbt; man legt ihm ein Hemd an von der feinsten Leinwand, die von köstlichen Wohlgerüchen duftet, und eine andere Jungfrau kommt und wirft ihm einen Mantel um die Schultern, der, wie man versichert, wenigstens eine Stadt und wohl noch mehr werth ist. Was sagen wir, wenn es weiter heißt: wie er in einen andern Saal geführt wird, wo die Tafel so köstlich und geschmackvoll besetzt ist, daß er sich nicht genug darüber verwundern kann; wie man ihm Wasser auf die Hände gießt, das von lauter Ambra und wohlriechenden Blumen abgezogen ist; wie man ihn auf einem Throne von Elfenbein Platz nehmen läßt; wie holdselige Jungfrauen in feierlicher Stille ihn bedienen; wie ihm so viele wohlschmeckende Speisen aufgetragen werden, daß sein Mund nicht weiß, wie er wählen, oder seine Hand, wie sie zulangen soll? Wie muß er sich wundern, wenn während der Mahlzeit die herrlichste Musik ertönt, ohne daß er weiß, wer singt oder wer ihm aufspielt? Und wenn er dann nach aufgehobener Tafel sitzt und sich vielleicht, wie gewöhnlich, die Zähne ausstochert, wie wird es ihm werden, wenn auf einmal durch die

Saalthüre eine Jungfrau hereintritt, die noch schöner ist, als alle vorigen; wenn sie sich neben den Ritter setzt, und anhebt die Geschichte des Schlosses zu erzählen und wie man sie dahin verzaubert hat, und noch hundert andere Sachen, die den Ritter verwundern und den Leser seiner Geschichte in Erstaunen setzen? Ich will mich hierüber nicht weitläufiger auslassen, denn hieraus erhellt schon genugsam, wieviel Wunder und Vergnügen der Leser erwarten darf, wenn er irgend eine Stelle in irgend einem Ritterbuche aufschlägt. Glaubet demnach meinen Worten, leset, wie ich Euch schon gerathen habe, diese Bücher, so sollt Ihr sehen, wie sie Euch die Grillen vertreiben, und wie sie Eure Gemüthsstimmung verbessern werden, wenn sie vielleicht nicht die beste seyn sollte. Ich meines Theils kann Euch versichern, daß ich erst seitdem ich ein fahrender Ritter bin gefällig, freigebig, höflich, großmüthig, wohlgesittet, kühn, sanftmüthig, geduldig und gelassen in Trübsalen, Gefängniß und Verzauberungen ward; und obwohl man mich eben erst wie einen Narren in einen Käfig gesperrt hat, so hoffe ich dennoch, wenn mir der Himmel gnädig und das Glück mir nicht zuwider ist, durch die Kraft meines Armes in wenigen Tagen Herr von einem Königreiche zu werden, woselbst ich mein dankbares Herz und meine freigebige Gesinnung gegen Jedermann an den Tag legen kann. Denn wahrlich, mein Herr, der Arme kann seine Neigung zum Wohlthun an Niemand beweisen, und die Dankbarkeit, die sich auf fromme Wünsche einschränken muß, ist nur ein todtes Wesen, wie der Glaube, dem gute Werke fehlen. Deßwegen wünsche ich, daß mir das Glück, je eher, je lieber, eine Gelegenheit in den Weg werfen möchte, Kaiser zu werden, damit ich meine Gesinnung durch Wohlthaten an meinen Freunden beweisen könnte;

besonders an diesem armen Sancho Pansa, meinem Knappen, der die ehrlichste Haut von der Welt ist, und dem ich gerne eine Grafschaft geben möchte, die ich ihm schon längst versprochen habe; nur fürchte ich, daß er nicht genug Geschicklichkeit besitzen wird, sein Land zu regieren."

Sancho hörte die letzten Worte seines Herrn und sagte: „Sorget Ihr nur dafür, Herr Don Quixote, mir die versprochene Grafschaft zu geben, auf die ich schon so lange warte. Ich versichere Euch, daß es an mir nicht fehlen soll, sie gut zu regieren. Und wenn's auch nicht recht damit gehen wollte, so habe ich wohl gehört, daß es Leute genug gibt, die den Herren ihre Länder in Pacht nehmen, geben ihnen jährlich ein Gewisses und verwalten die Regierung für sie, und der Herr sitzt ruhig, still und verzehrt seine Renten, ohne sich weiter um etwas zu bekümmern. So werd' ich's eben auch machen, und, ohne lang zu handeln, dem Ersten Besten Alles zuschlagen und leben von meinen Renten, wie ein Fürst, mag's übrigens gehen, wie's will."

„Ihr scheint Euch nur um's Verzehren der Renten zu bekümmern, Freund Sancho," sprach der Domherr; „der Landesherr muß aber für die Verwaltung der Rechtspflege sorgen, und dazu gehört Verstand und Geschicklichkeit, vorzüglich aber ein aufrichtiger, guter Wille; denn wo diese fehlen, ist's hinten und vornen gefehlt. Deßwegen pflegt Gott auch die gute Absicht des Einfältigen gedeihen, die bösen Anschläge des Klüglers aber scheitern zu lassen."

„Ich verstehe nichts von Eurer Philosophie", antwortete Sancho; „aber das weiß ich, hätte ich nur die Grafschaft so gewiß in Händen, als ich sie zu regieren wüßte, denn ich hab' eine Seele so gut wie ein Anderer, und einen Leib so gut wie der Beste, und werde so gut Herr in meinem Lande

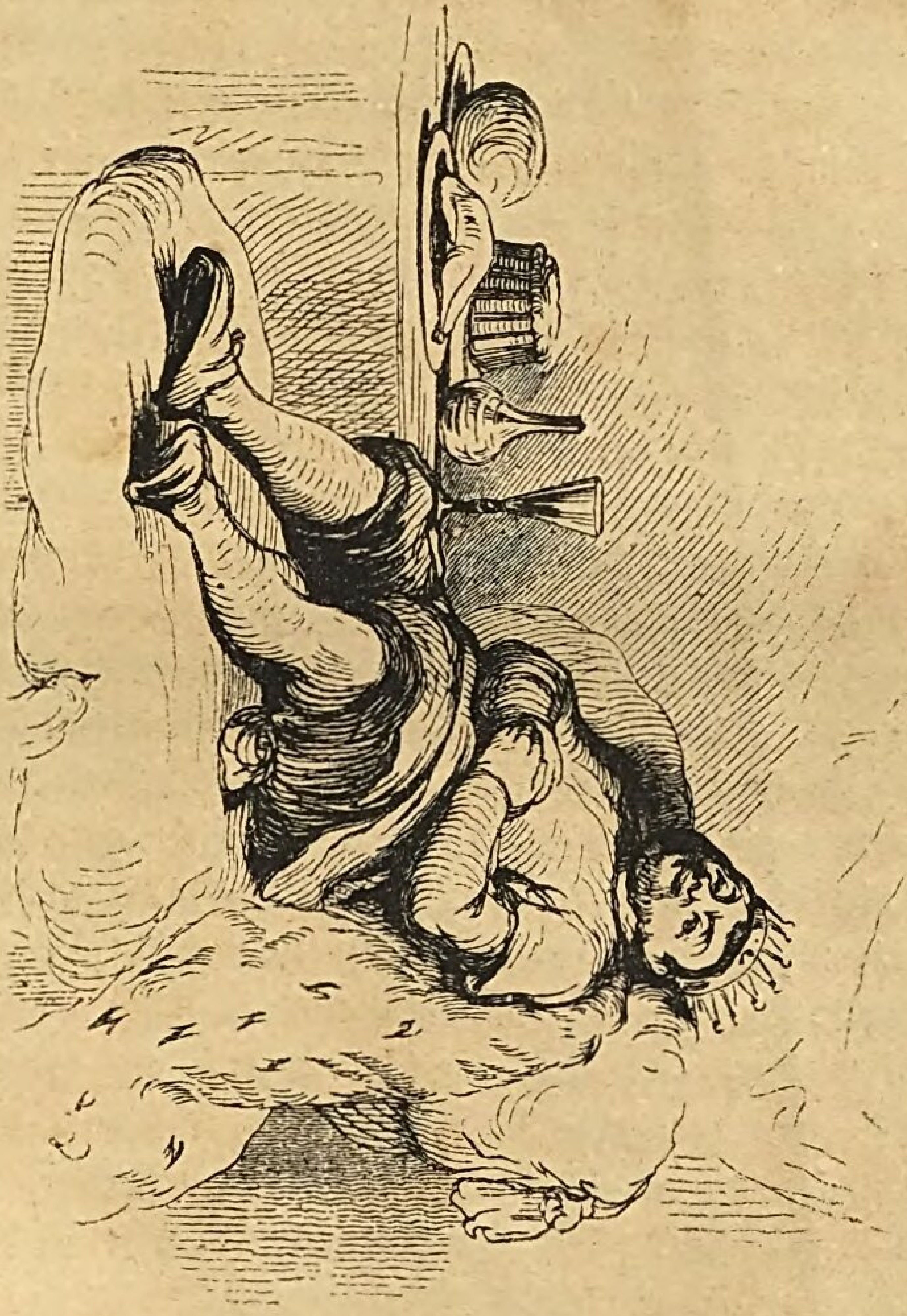
seyn, wie ein Anderer; und wenn ich das wäre, so thäte ich, was ich wollte; und wenn ich thäte, was ich wollte, so wär' ich zufrieden; und wenn ich zufrieden wäre, so hätte ich weiter nichts zu wünschen; und wenn ich weiter nichts zu wünschen hätte, so wär's im Reinen. Also nur her mit der Grafschaft, und Gott befohlen, bis wir uns wieder sehen, sagte jener Blinde zum andern."

„Deine Philosophie ist so dumm nicht, Sancho," sprach der Domherr; „was aber die Sache wegen der Grafschaft betrifft, so ließe sich darüber noch Vieles sagen."

„Ich wüßte nicht," antwortete Don Quixote, „was sich noch weiter darüber sagen ließe. Ich halte mich an das Beispiel des großen Amadis von Gallien, der seinen Knappen zum Grafen von der Insel machte, die da liegt auf festem Lande; folglich kann ich auch, ohne mein Gewissen zu beschweren, meinen Sancho zum Grafen machen, da er einer von den besten Knappen ist, die jemals ein fahrender Ritter gehabt hat."

Der Domherr verwunderte sich über den planmäßigen Unsinn, den Don Quixote auskramte, über die Fertigkeit, mit welcher er das Abenteuer des Ritters vom brennenden See ausgemalt, über den tiefen Eindruck, welchen die Lügen seiner Bücher in ihm zurückgelassen, und über die Einfalt, mit welcher Sancho nach der versprochenen Grafschaft sich sehnte. Indeß kamen die Bedienten des Domherrn zurück, die den Packesel aus dem Wirthshause geholt hatten, und breiteten einen Teppich auf das Gras der Wiese, um welchen die Gesellschaft im Schatten einiger Bäume sich lagerte und ihr Mittagsmahl hielt, damit der Ochsentreiber Zeit hätte, sein Vieh grasen zu lassen.

Während des Essens hörten sie plötzlich ein Geräusch und das Geklingel einer Schelle, welches sich aus dichtem



III. Seite 152.

Dorngebüsche neben ihnen vernehmen ließ, und in demselben Augenblicke sprang eine schöne, schwarz, weiß und braun gefleckte Ziege aus dem Busch hervor, welcher ein Ziegenhirte nachsprang und wiederholt zurief, sie solle stillhalten und zur Heerde zurückkehren. Die flüchtige Ziege hörte aber vor Furcht nicht auf, vor ihm zu fliehen, bis sie zu der Gesellschaft kam, bei welcher sie stehen blieb, als ob sie sich unter ihren Schutz begäbe. Der Hirte kam nach, faßte sie bei den Hörnern und fing an, ihr zuzusprechen, als ob sie seine Worte verstünde: „Ach du Wildfang, Scheckchen, Scheckchen! wie läufst du mir seit einiger Zeit herum? welcher Wolf hat dich gejagt, mein Kind? was soll das bedeuten, mein Liebchen? Doch was kann es anders bedeuten, als daß du ein Weibchen bist und nirgends Ruhe, noch Rast findest, wegen des verdammten Leichtsinns, der dir und deinem ganzen Geschlechte anklebt? Kehr' um, Närrchen, kehr' um; denn wenn es dir in der Hürde oder bei deinen Schwestern auch nicht am besten gefällt, so bist du doch dort wenigstens am sichersten aufgehoben. Aber wenn du, statt sie zu leiten und zu führen, selbst so wild umherläufst, was kann ich dann von den andern erwarten?"

Diese Worte des Hirten belustigten alle Anwesenden und besonders den Domherrn. „Gemach, mein Freund!" sprach er zu ihm; „ärgert Euch nur nicht, und eilet nicht so sehr, Eure Ziege nach der Hürde zurück zu führen; denn da sie ein Weibchen ist, so wird sie dennoch, wie Ihr selbst sagt, ihrem natürlichen Hange folgen, Ihr mögt es anfangen, wie Ihr wollt, sie davon abzuhalten. Nehmet lieber diesen Bissen und trinkt eins dazu, um Euern Aerger niederzuschlagen, und laßt unterdessen Eure Ziege verschnaufen." Mit diesen Worten reichte er ihm auf der Messerspitze die Keule von einem kalten Kaninchen.

Der Hirte nahm's mit Dank an, trank einmal dazu, setzte sich ruhig hin und sagte: „Es würde mir leid seyn, meine Herren, wenn ihr mich für einen Narren hieltet, weil ich so mit diesem Vieh spreche; aber die Worte, die ich zu ihr sagte, sind in der That nicht ohne guten Sinn. Ich bin zwar nur ein Bauer, aber nicht so ganz bäuerisch, daß ich nicht wüßte, wie man mit Menschen oder mit Thieren umgehen muß."

„Das glaube ich gerne," sprach der Pfarrer; „denn ich weiß aus Erfahrung, daß man auch in Wäldern unterrichtete Leute, und in Schafhürden Philosophen antrifft."

„Zum wenigsten, mein Herr," erwiderte der Hirte, „könnet Ihr bei uns Leute finden, die durch Schaden klüger geworden sind; und um Euch davon einen überzeugenden Beweis zu geben, will ich Euch, obgleich ungebeten, wofern es Euch nicht Langeweile macht, ein wenig zuzuhören, eine wahre Begebenheit erzählen, welche die Worte dieses Herrn (er zeigte auf den Pfarrer) und die meinigen bestätigen wird."

„Da ich merke," sagte Don Quixote, „daß der Vorfall entfernte Aehnlichkeit mit einem ritterlichen Abenteuer hat, mein Freund, so will ich meines Theils Euch gerne anhören, und das werden alle diese Herren gleichfalls thun, weil sie als verständige Männer Liebhaber von solchen Geschichten sind, die Staunen und Vergnügen erregen; und von dieser Art wird, wie ich nicht zweifle, auch die Eurige seyn. Fangt nur an, mein Freund! wir Alle wollen zuhören."

„Mich müßt ihr ausnehmen," sprach Sancho. „Ich setze mich hier an den Bach mit dieser Pastete, und versorge meinen Magen auf ein paar Tage; denn ich habe von meinem Herrn Don Quixote gehört, daß ein Schildknappe essen muß, wenn er was hat, so lange, bis er nicht mehr kann,

weil er zu anderer Zeit so tief in einen Wald gerathen möchte, daß er in sechs Tagen sich nicht wieder herausfindet; und wenn sich dann ein Mensch nicht satt gegessen, so kann er sich abzehren, bis er zur Mumie wird, welches auch oft geschieht."

„Du hast Recht, Sancho," sprach Don Quixote. „Geh' wohin du willst, iß, was du kannst. Ich bin bereits gesättiget, und mir fehlt nichts, als ein wenig Nahrung für meinen Geist, welche ich in der Erzählung dieses guten Mannes zu finden hoffe."

„Und wir Andern ebenfalls," sagte der Domherr, und bat den Hirten, seine Erzählung anzufangen. Dieser nahm die Ziege bei den Hörnern, klopfte ihr ein paarmal mit der Hand auf den Rücken und sagte: „Lege dich hier bei mir nieder, Scheckchen, wir haben noch Zeit genug, nach unserer Hürde zurückzukehren."

Die Ziege schien ihn zu verstehen, denn indem ihr Herr sich setzte, legte sie sich bei ihm nieder und sah ihn an, als ob sie seine Erzählung mit anhören wollte, die er folgendermaßen begann:

Einundfünfzigstes Kapitel.

Der Ziegenhirte erzählt seine Geschichte.

Also drei Meilen von hier liegt ein Dorf, das zwar klein, aber eines von den reichsten in der Gegend ist. In demselben wohnte ein Landmann, der so bieder war, daß man ihn mehr wegen seines rechtschaffenen Wandels

hochschätzte, als wegen seines Reichthums; obgleich der letztere gewöhnlich schon hinreicht, um seinen Besitzer geehrt zu machen. Am reichsten fühlte er sich jedoch, wie er zu sagen pflegte, im Besitze einer Tochter, die so außerordentlich schön, vernünftig, klug und tugendhaft war, daß Jeder, der sie sah und kannte, sich über die seltenen Gaben verwunderte womit der Himmel und die Natur sie ausgestattet hatten. Schon als Kind war sie sehr schön, und ward immer schöner, so daß sie im sechzehnten Jahre als ein Wunder von Schönheit galt. Der Ruf von ihren Reizen fing an, in allen umliegenden Dörfern sich zu verbreiten; ja er erstreckte sich bis in die entferntesten Städte, und drang sogar bis in die Paläste der Fürsten, so daß man, um sie zu sehen, zu ihr wallfahrtete, wie zu einer großen Seltenheit oder zu einem wunderthätigen Bilde. Ihr Vater hütete sie mit Sorgfalt, und sie selbst wachte über ihren Wandel; denn weder Hüter, noch Schlösser und Riegel können ein Mädchen so sicher verwahren, als ihre eigene Sittsamkeit. Der Reichthum des Vaters und die Reize der Tochter bewogen Viele, sowohl Fremde, als Einheimische, sich um sie zu bewerben; allein der Vater, der dieses köstliche Kleinod zu vergeben hatte, konnte nicht mit sich einig werden, an wen er's verschenken sollte, da so Viele darnach strebten; und unter diesen Vielen war ich einer von denen, die sich Hoffnung machen konnten, weil ihr Vater mich kannte, und ich aus demselben Dorfe, von guter Sippschaft, in der Blüthe meiner Jahre, reich an Glücksgütern und in der Erziehung nicht vernachläßigt war.

Dieselben Ansprüche hatte jedoch auch ein anderer Jüngling in unserem Dorfe, und deßwegen blieb ihr Vater lange Zeit unschlüssig, weil er dachte, seine Tochter werde bei dem Einen von uns so gut versorgt seyn, wie bei dem Anderen;

und um sich die Mühe der Wahl zu ersparen, überließ er's am Ende der Leandra, so hieß die Reiche, die mich arm und elend gemacht hat, selbst ihre Wahl zu treffen. Er sagte ihr, da wir Beide einander gleich seyen, so wolle er's seiner geliebten Tochter überlassen, sich nach eigenem Wunsche zu entscheiden; und das sollten alle Väter thun, wenn sie ihre Kinder verheirathen wollen. Ich will damit nicht sagen, daß sie ihnen freie Hand lassen sollen, wohl oder übel zu wählen, sondern sie sollen ihnen gute, anständige Versorgungen vorschlagen, und sie unter diesen nach eigener Neigung wählen lassen. Von Leandra's Neigung kann ich nicht urtheilen; ich kann davon weiter nichts sagen, als daß ihr Vater uns Beide mit der Erklärung hinhielt, seine Tochter sey noch sehr jung, und mit anderen dergleichen unbestimmten Reden, die weder Ja noch Nein enthielten. Mein Nebenbuhler nennt sich Anselmo, und ich heiße Eugenio, damit ihr die Namen der Personen wißt, die in diesem Trauerspiele auftreten, dessen Ausgang noch unentschieden ist, wiewohl zu befürchten steht, daß es ein trauriges Ende nehmen wird.

Während dieser Zeit kam ein gewisser Vicente de la Rosa, Sohn eines armen Tagelöhners in unserem Dorfe, als Soldat aus Italien und anderen Ländern zurück. Ein Hauptmann, der mit seiner Compagnie durch unser Dorf gezogen war, hatte ihn einst als zwölfjährigen Knaben mitgenommen, und nach einer Abwesenheit von zwölf Jahren kam er wieder, in Soldatenkleidern, geschmückt mit Farben und behangen mit glitzerndem Zeug von Krystall und Kettchen von Stahl. Heute kleidete er sich so, morgen anders, aber in lauter Flitterstaat ohne Werth und Gewicht. Die Landleute, die von Natur schalkhaft sind, und wenn sie nichts zu thun haben, gern auf lose Streiche sinnen, rechneten

ihm bald seinen Putz und sein Geschmeide nach, und machten ausfindig, daß Alles in drei paar Kleidern mit dazu gehörigen Bändern und Strümpfen bestand, die er aber auf so mancherlei Art zu wechseln und zu verändern wußte, daß man meinen sollte, er hätte mehr als zehn Paar Kleider und zwanzig Federbüsche gehabt. Ihr müßt mir's nicht übel nehmen, daß ich so viel Redens von seinen Kleidern mache, denn sie sind nichts weniger als gleichgiltig für meine Geschichte. Gewöhnlich setzte er sich auf eine Bank unter einem großen Ulmbaume auf unserem Marktplatze, und dann schwatzte er uns so Vieles vor von seinen Heldenthaten, daß wir alle das Maul aufsperrten. Da war kein Land in der Welt, das er nicht gesehen, und keine Schlacht, in welcher er nicht mitgefochten: er hatte mehr Mauren erschlagen, als in ganz Marokko und Tunis wohnen, er rühmte sich, mehr Zweikämpfe bestanden zu haben, als Gante, Luna, Diego Garcia de Paredes und tausend Andere, die er daherzählte, und in allen hatte er gesiegt, ohne daß man ihm einen Tropfen von seinem Blute abgezapft hätte. Dagegen zeigte er wieder Narben, die kaum zu sehen waren, und gab sie aus für lauter Schußwunden, die er in verschiedenen Treffen und Scharmützeln bekommen habe, und dabei war er so übermüthig, daß er Leute, die so gut oder besser waren, als er, über die Achsel ansah, obgleich sie ihn sehr wohl kannten und wohl wußten, was an ihm war. Sein Arm, sagte er, sey sein Ahnherr, seine Thaten seyen sein Stammbaum, und als Soldat gebe er dem Könige selbst nichts nach. Neben seiner Aufschneiderei verstand er sich auch ein wenig auf Saitenspiel, und klimperte bisweilen auf einer Zither, daß manche Leute ihr Wunder daran hatten. Und das ist noch nicht Alles, womit er sich brüstete, sondern er war auch ein

Stück von einem Dichter, und machte auf jede Kinderei, die im Dorfe vorfiel, eine anderthalb Ellen lange Romanze.

Diesen Soldaten, den ich Euch beschrieben habe, diesen Vicente de la Rosa, diesen Eisenfresser, diesen Stutzer, diesen Reimschmied, diesen Fiedler hatte Leandra oft aus ihrem Fenster, welches auf den Markt hinausging, gesehen und betrachtet. Sie verliebte sich in seinen buntscheckigen Flitterstaat, in die Lieder, wovon er die Abschriften bei Dutzenden vertheilte, und in die Heldenthaten, die er von sich erzählte. Genug, der Teufel muß es wohl so gekartet haben, daß sie bis über die Ohren in ihn vernarrt ward, ehe er sich unterstanden, ihr etwas von Liebe zu sagen. Da nun in der Welt nichts leichter ist, als einen Liebeshandel zu Stande zu bringen, sobald man die Neigung des Frauenzimmers schon auf seiner Seite hat, so wurden auch Leandra und Vicente bald miteinander einig, und bevor Jemand ihrer vielen Anbeter etwas von dieser Neigung argwöhnte, hatte sie ihr bereits den Zügel so weit schießen lassen, daß sie das Haus ihres zärtlichen und geliebten Vaters verließ (eine Mutter hatte sie nicht mehr) und mit dem Soldaten davonging, der in dieser Unternehmung einen vollkommneren Sieg davontrug, als in irgend einer von den vielen andern, womit er prahlte. Unser ganzes Dorf und Jedermann, der davon hörte, erstaunte über diesen Vorfall: ich war außer mir, Anselmo wie vom Blitze getroffen, der Vater im Jammer, die Polizei in Thätigkeit, die heilige Brüderschaft auf den Beinen, auf allen Landstraßen wurde gestreift und jedes Gebüsche durchsucht. Genug, nach Verlauf von drei Tagen fand man die bethörte Leandra in einer Höhle im Walde, im bloßen Hemde und aller Gelder und Kostbarkeiten beraubt, die sie aus ihrem Hause mitgenommen hatte. Man brachte

sie ihrem bekümmerten Vater zurück, und befragte sie über ihr Unglück: sie gestand, daß Vicente de la Rosa sie betrogen, und sie unter dem Versprechen der Ehe verleitet habe, aus dem väterlichen Hause zu entweichen; er habe versprochen, sie nach der reichsten und lustigsten Stadt in der Welt, nach Neapel, zu bringen; bethört durch Unverstand und Betrügerei, und ihren Vater beraubend, sey sie in der Nacht, da man sie vermißte, mit ihm davongegangen; er habe sie in einen dichten Wald geführt und sie in die Höhle eingesperrt, in welcher man sie gefunden habe. Sie setzte hinzu, der Soldat habe ihr (ohne sich jedoch an ihrer Ehre zu vergreifen) Alles abgenommen, was sie bei sich gehabt. Jedermann verwunderte sich darüber auf's Neue, und es ist schwer, an die Enthaltsamkeit des Burschen zu glauben. Sie versicherte dies jedoch mit so vielen Betheurungen, daß ihr armer, trostloser Vater sich dadurch beruhigen ließ, und den Verlust seiner Habe verschmerzte, weil seiner Tochter wenigstens das Kleinod nicht geraubt worden, welches man nie hoffen kann, wieder zu erlangen, wenn es einmal verloren ist. Ihr Vater entzog sie unseren Blicken an demselben Tage, an welchem sie wieder zum Vorschein gekommen, und schickte sie in das Kloster einer benachbarten Stadt, in der Hoffnung, daß die nachtheilige Meinung, welche seine Tochter sich zugezogen, mit der Zeit wieder verschwinden werde. Leandra's Jugend könne sie vielleicht einigermaßen entschuldigen, wenigstens bei denen, welchen nicht viel daran liegt, ob sie ihre Tugend bewahrt hat, oder nicht. Diejenigen aber, die ihren Witz und ihren Verstand kannten, schrieben ihren Fehler nicht der Einfalt zu, sondern vielmehr dem Leichtsinne und natürlichen Hange der Weiber zu Thorheiten und Ausschweifungen. Sobald Leandra eingesperrt war, fand Anselmo nichts mehr

in der Welt, was ihm Freude machen konnte, und vor meinen Augen sind Licht und Wonne gleichfalls verschwunden, seitdem ich sie nicht mehr sehe. Unsere Traurigkeit nahm täglich zu, unsere Geduld ab, wir verfluchten den Flitterstaat des Soldaten und verwünschten die Unvorsichtigkeit des Vaters der Leandra. Endlich entschlossen wir uns, Anselmo und ich, unser Dorf zu verlassen und uns in dieses Thal zu begeben, in welchem er eine beträchtliche Menge Schaafe weidet, die ihm gehören, und ich die eben so zahlreiche Heerde meiner Ziegen. So leben wir hier unter diesen Bauern, lassen unserer Leidenschaft den Lauf, singen zusammen das Lob und den Tadel der schönen Leandra, oder seufzen, Jeder für sich allein, und klagen dem Himmel unser Leid in der Einsamkeit. Nach unserem Beispiele sind schon viele von Leandra's Anbetern in diese Wildniß gekommen, und machen es ebenso, wie wir. Ihre Anzahl ist bereits so groß, daß wir hier fast ein neues Arkadien gestiftet haben; denn es wimmelt hier überall von Schäfern und Hirten, und es gibt hier kein Fleckchen, wo der Name der schönen Leandra nicht gehört wird. Hier verwünscht sie der Eine und schilt sie leichtfertig, unbeständig und lüstern; dort tadelt ein Anderer ihren Leichtsinn und ihre Unbesonnenheit; dort ist Einer, der sie entschuldigt und ihr verzeiht; und dort wieder ein Anderer, der sie richtet und verdammt. Der Eine besingt ihre Schönheit, der Andere verwünscht ihr Betragen, die Meisten schimpfen auf sie, und doch wird sie von Allen angebetet. Die Leutchen gehen so weit in ihrer Thorheit, daß es Manchen gibt, der sich über ihre Sprödigkeit beklagt, ohne jemals ein Wort mit ihr gesprochen zu haben, und Mancher jammert wohl gar über die Qual der Eifersucht, wozu sie doch keinen Anlaß gegeben hat, indem, wie gesagt,

ihre Neigung nicht eher bekannt ward, bis sie den Schritt begangen hatte. Hier ist keine Felskluft, kein Ufer eines Baches, kein beschattender Baum, wo nicht irgend ein Schäfer liegt und sein Unglück den Winden klagt. Wo nur ein Echo zu finden ist, da hört man Leandra's Namen widerhallen. Leandra tönt es im Walde, Leandra murmeln die Bäche; Leandra hält uns Alle in beständiger Spannung und Bezauberung, während wir uns bald mit eiteln Hoffnungen schmeicheln und bald mit Besorgnissen uns quälen, ohne selbst zu wissen, was wir befürchten.

Unter diesen Verrückten zeigt mein Nebenbuhler Anselmo, so gescheit er sonst ist, den wenigsten Verstand; denn so sehr er Ursache hat, sich über andere Dinge zu beschweren, so klagt er doch über nichts, als über seine Trennung von ihr, und singt seine Klagen in Liedern, die vortrefflich gedichtet sind, zu einer Zither, die er sehr gut spielt. Ich habe mir einen leichteren und, wie mir scheint, klügeren Weg erwählt. Ich schimpfe auf den Leichtsinn der Weiber, auf ihren Unbestand, ihre Falschheit, ihre Wortbrüchigkeit, Untreue und Unbesonnenheit, mit welcher sie durchgängig ihre Neigungen verschenken; und dies bewog mich auch, meine Herren, mit meiner Ziege so zu schwatzen, wie ich hierher kam, denn da sie ein Weibchen ist, so mache ich mir nicht viel aus ihr, obwohl sie das schönste Stück Vieh ist, das ich in meiner ganzen Heerde habe.

Dies ist die Geschichte, die ich Euch mitzutheilen versprach. Hätte ich vielleicht die Worte mehr sparen sollen, so werde ich auch meinen Eifer nicht sparen, um Euch zu dienen. Meine Hütte ist nicht weit von hier: dort habe ich frische Milch, vortrefflichen Käse und allerlei schöne reife Früchte, die Euer Auge ergötzen und Euerm Gaumen wohlschmecken sollen.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Kampf des Ritters mit dem Ziegenhirten. Seltsames Abenteuer mit den Büßern, welches er im Schweiße seines Angesichtes bestand.

Lieblich schien Allen die Erzählung des Ziegenhirten, besonders dem Domherrn, der mit Verwunderung bemerkte, daß die Manier, womit er sie vortrug, sich mehr der Rede eines feinen Hofmannes näherte, als den Worten eines bäuerischen Hirten; und er gestand, der Pfarrer habe Recht gehabt, zu sagen, daß man auch in den Wäldern unterrichtete Leute finde. Jeder bestrebte sich, dem Eugenio etwas Verbindliches zu sagen; am freigebigsten war Don Quixote mit dem Anerbieten seiner Dienste. „Gewiß, Bruder Ziegenhirt,“ sprach er zu ihm, „wenn es mir möglich wäre, mich jetzt in irgend ein Abenteuer einzulassen, so würde ich mich den Augenblick auf den Weg machen, um für Euch ein gutes zu bestehen; denn ich würde Leandra, trotz der Aebtissin und Allen, die sich mir widersetzen wollten, aus dem Kloster holen, woselbst sie gewiß wider ihren Willen sitzt, und würde sie Euch überliefern, um mit ihr zu schalten nach Euerm Willen und Begehr, jedoch den Regeln des Ritterthums gemäß, welche verbieten, an irgend einer Jungfrau eine Unbilde zu begehen. Ich hoffe jedoch zu Gott, die Macht eines feindseligen Zauberers werde nicht so weit gehen, daß nicht ein anderer Wohlgesinnter ihn endlich überwinden sollte; und alsdann verspreche ich Euch Hülfe und Beistand, wozu mein Beruf mich verpflichtet, als der lediglich darin besteht, Schwachen und Nothleidenden beizuspringen.“

Der Ziegenhirte sah ihn mit großen Augen an, verwunderte sich über seine seltsame Gestalt und seinen Aufzug,

und fragte den Barbier, der neben ihm saß: „Wer ist denn dieser Mensch, mein Herr, der so wunderlich aussieht und solche Sachen spricht?"

„Wer anders sollte es seyn," sprach der Barbier, „als der weit berühmte Don Quixote von der Mancha, der alles Unrecht abstellt, Alles recht macht, was krumm ist, alle Jungfrauen beschützt, allen Riesen ein Schrecken und in allen Schlachten Sieger ist."

„Das klingt ja beinahe so," erwiderte der Hirte, „wie man's in den Geschichten fahrender Ritter liest, welche das Alles thaten, was Ihr von diesem Menschen sagt. Ich glaube aber, Ihr scherzt mit mir, oder in dem Kopfe dieses ehrlichen Mannes sind leere Zimmer zu vermiethen."

„Ihr seyd ein Erzschlingel," rief Don Quixote, „und selbst ein Narr und ein leerer Kopf, und bei mir sieht's voller aus, als bei der Erzmetze, die Euch gebar!" Mit diesen Worten hob er ein Brod auf, das neben ihm lag, und warf's dem Hirten mit solcher Gewalt in's Gesicht, daß er ihm die Nase platt schlug. Allein der Hirte, der keinen Spaß verstand und sich so thätlich mißhandelt fühlte, kehrte sich weder an Teppich, Tischtuch, noch Tischgesellschaft, sondern fiel über Don Quixote her und griff ihm mit beiden Fäusten dergestalt nach der Gurgel, daß er ihn gewiß würde erwürgt haben, wäre nicht Sancho Pansa augenblicklich dazu gekommen, der den Hirten bei den Schultern packte und mitten unter das Tafelgeräthe hinwarf, daß Scherben der Teller, Flaschen und Gläser umherstoben, und Wein und Speisen flossen und schwammen. Wie Don Quixote Luft bekam, machte er sich über den Hirten her, und dieser, welchem das Gesicht von Blut strömte, indem ihn Sancho bearbeitete, tappte mit der Hand herum nach einem Messer, um eine blutige Rache aus-

zuüben; was jedoch der Pfarrer und der Domherr verhinderten. Der Barbier machte indeß, daß der Hirte Herrn Don Quixote wieder unter sich bekam, welchem er mit Faustschlägen das Gesicht dermaßen zurichtete, daß es ebenso, wie ihm selbst, von Blut floß. Der Domherr und der Pfarrer wollten vor Lachen bersten, und die Schergen tanzten und sprangen vor Kurzweile und hetzten die beiden Kämpfer wie ein paar beißende Hunde. Sancho Pansa allein wollte vor Verdruß rasend werden, weil er sich von einem Bedienten des Domherrn nicht losmachen konnte, der ihn festhielt, damit er seinem Herrn nicht zu Hülfe käme.

Indem jetzt Alle, ausgenommen die Faustkämpfer, die aufeinander herumtrommelten, ihre Lust hatten, hörte man plötzlich eine Trompete so traurig erschallen, daß sie sich insgesammt darnach umsahen. Am meisten wirkte dieser Ton auf Don Quixote, und obwohl dieser zu seinem größten Verdruß noch unter dem Hirten lag und Prügel einnahm, so sagte er doch zu ihm: „Bruder Teufel, denn das mußt du wohl seyn, da du Kraft und Tapferkeit genug hast, mich zu überwältigen, ich bitte dich, laß uns nur auf ein Stündchen Waffenstillstand machen, denn der traurige Ton der Trompete, die wir hören, läßt mich vermuthen, daß ein neues Abenteuer mich erwartet.“

Der Ziegenhirte, der ebenfalls müde war, zu prügeln und sich prügeln zu lassen, ließ ihn im Augenblicke los; Don Quixote stand auf, blickte nach der Seite, wo der Schall sich hören ließ, und ward gewahr, daß von einem Hügel viele weiß wie Büßer gekleidete Leute herunterkamen. Es war nämlich in diesem Jahre kein Regen gefallen, so daß an allen Orten in selbiger Gegend Umgänge mit Gebeten und Bußübungen gehalten wurden, um Gott zu bitten, daß

er die Hand seiner Barmherzigkeit aufthue und Regen gebe. Zu diesem Zwecke wallfahrtete auch die Gemeinde eines benachbarten Dorfes zu einer Einsiedelei, die auf einem Hügel des Thales gelegen war. Don Quixote, welchem die sonderbare Bekleidung der Büßenden auffiel, dachte nicht daran, daß er dergleichen schon oft mußte gesehen haben, sondern stellte sich gleich ein Abenteuer vor, an das Niemand anders als er sich wagen dürfe. In dieser Meinung ward er noch mehr bestärkt durch ein Bild in Trauerkleidern, welches er für eine vornehme Frau hielt, die von liederlichen nnd schamlosen Buben entführt werde. Kaum fuhr ihm dies durch den Sinn, so eilte er zu Rozinante, der im Grase weidete, nahm Zaum und Schild vom Sattelbogen, zäumte ihn hurtig auf, forderte sein Schwert von Sancho, schwang sich auf seinen Gaul, warf den Schild vor und sprach mit lauter Stimme zu allen Umstehenden: „Jetzt, meine achtbaren Gefährten, sollt ihr inne werden, wie viel daran gelegen ist, daß es Ritter in der Welt gibt, die sich zu dem Orden der fahrenden Ritterschaft bekennen. Jetzt, sage ich, sollt ihr an der Befreiung der würdigen Frau, die man dort gefangen führt, wahrnehmen, wie sehr die fahrenden Ritter Eure Hochachtung verdienen."

Mit diesen Worten gab er Rozinanten die Waden, weil er ohne Sporen war, und ritt im kurzen Galopp den Geißlern entgegen (denn von einem gestrecktem Galopp liest man nirgends in dieser wahrhaften Geschichte, daß Rozinante sich damit abgegeben hätte). Der Pfarrer, der Domherr, der Barbier gaben sich zwar alle Mühe, ihn abzuhalten, vermochten aber über ihn so wenig, als das Geschrei Sancho's, der ihm aus vollem Halse nachrief: „Wo wollt Ihr hin, Herr Don Quixote? welcher böse Geist reizt und treibt Euch an, gegen unseren katholischen Glauben zu fechten? Thut doch in's Henkers

Namen die Augen auf, so werdet Ihr einsehen, daß Ihr einen Bußzug vor Euch habt, und daß die Dame, die sie dort auf einem Fußgestelle tragen, das Bild der hochgebenedeiten, unbefleckten Jungfrau ist. Bedenket, Herr, was Ihr thut; denn diesmal kann man doch wahrhaftig sagen, daß Ihr es selbst nicht wißt."

Aber Sancho gab sich vergebliche Mühe; denn sein Herr war so in Hast, zu den Weißröcken zu kommen, daß er kein Wort hörte; und wenn er's auch gehört hätte, so wäre er dennoch nicht umgekehrt, und hätte der König selbst es ihm befohlen. Indessen kam der Zug näher, und Don Quixote hielt Rozinante's Zügel an, der selbst schon Lust hatte, ein wenig auszuruhen, und rief mit drohender und kreischender Stimme: „Ihr, die ihr vielleicht nur darum eure Gesichter verhüllt, weil ihr nichts Gutes im Schilde führt, wartet und hört an, was ich euch zu sagen habe!"

Die Ersten, welche stillhielten, waren die Träger des Bildes, und einer der Geistlichen, welche die Litaneien absangen, fand die Gestalt des Ritters und seines hageren Gauls und andere abenteuerliche Dinge, die er an Don Quixote bemerkte, so lächerlich, daß er ihm antwortete: „Herr Bruder, wenn Ihr uns was zu sagen habt, so macht es kurz; denn diese guten Leute zerfleischen sich das Fell, und wir können uns folglich nicht aufhalten, um Euch anzuhören, wenn es nicht mit zwei Worten abgethan ist."

„Mit Einem will ich's sagen," erwiderte Don Quixote, „laßt im Augenblicke die schöne Frau los, deren Thränen und trauernde Blicke genugsam beweisen, daß ihr sie wider ihren Willen entführt und große Ungebühr an ihr begangen habt. Ich aber, der ich geboren bin, alle dergleichen Unbilden abzustellen, werde nimmermehr zugeben, daß ihr einen Schritt weiter geht, ohne ihr die Freiheit wieder zu geben."

Durch diese Anrede überzeugte Don Quixote Alle, die ihn hörten, daß er nicht gescheit sey, und sie lachten herzlich über seine Ausfälle. Ihr Gelächter reizte ihn aber nur noch mehr zum Zorne, so daß er, ohne ein Wort weiter zu sagen, zum Schwerte griff und auf die Bahre losging. Einer von den Trägern ließ die Last auf den Schultern seiner Kameraden, sprang mit seiner Gabelstütze, deren er sich beim Ausruhen bediente, Don Quixote entgegen, und wandte mit derselben einen mächtigen Hieb ab, den der Ritter nach ihm führte. Der Hieb zertrümmerte das Holz in zwei Stücke; allein mit dem einen, welches der Träger in der Hand behielt, versetzte er dem Ritter einen solchen Streich über die Schulter des Schwertarmes, welchen die Tartsche gegen solche bäuerische Kraft nicht zu schützen vermochte, daß der arme Don Quixote übel zugerichtet vom Pferde fiel. Sancho Pansa, der ihm keuchend nachgelaufen war, sah ihn fallen, und schrie dem Angreifenden zu, er möchte ihn doch nicht mehr schlagen, denn er sey ein armer verzauberter Ritter, der in seinem Leben Niemand etwas zu Leide gethan. Sancho's Gewand jedoch hätte wenig geholfen, wenn der Bauer nicht gesehen, daß Don Quixote weder Hand noch Fuß rührte. Weil er nun meinte, er habe ihn todtgeschlagen, so wickelte er geschwind sein Bußhemd um den Leib, und lief davon, wie ein Gemsbock. Indessen war Don Quixote's übrige Gesellschaft gleichfalls herbeigeeilt. Als die Leute, welche zu der Procession gehörten, diese in vollem Laufe ankommen sahen, und zugleich die Schergen mit ihren Gewehren, fürchteten sie sich vor Unheil, schlossen einen Kreis um das Bild, zogen ihre Kappen über die Köpfe, hielten sich mit ihren Geißeln und die Priester mit ihren Fackeln bereit, und machten sich gefaßt nicht bloß zur Vertheidigung, sondern auch, um

III. Seite 168.

Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; allein es lief glücklicher für sie ab, als sie dachten. Sancho that weiter nichts, als daß er sich auf den Leichnam seines Herrn warf und die lauteste, bitterste Klage erhob, weil er ihn für todt hielt. Der Pfarrer ward von einem Amtsbruder erkannt, der sich bei der Procession befand, und ihre Bekanntschaft machte allen Besorgnissen ein Ende. Der Pfarrer gab dem Andern mit wenigen Worten Bericht, wer Don Quixote sey, und sie gingen mit der ganzen Truppe der Büßenden hin, um zu sehen, ob der arme Ritter gestorben sey oder lebe. Sie hörten, wie Sancho mit Thränen in den Augen wehklagte: „O du Blüthe der Ritterschaft! so hat denn ein Knittelschlag deinem thatvollen Leben ein Ende gemacht? O du Ehre deines Geschlechtes, du Ruhm und Stolz der Mancha und der ganzen Welt, welche, indem sie dich entbehren muß, wimmeln wird von ruchlosen Leuten, die sich nun nicht mehr fürchten, daß du für ihre Uebelthaten sie züchtigen wirst. O du Freigebiger über alle Freigebigkeit Alexanders! denn für bloße achtmonatliche Dienste wolltest du mir die schönste Insel geben, die jemals auf dem Meere schwamm. O du Demüthiger unter den Stolzen und Stolzer unter den Demüthigen! kühn in Gefahren, geduldig in Beleidigungen, Verliebter ohne Ursache, Nachahmer der Guten, Geißel der Bösen! mit einem Worte: du irrender Ritter! denn damit ist Alles gesagt, was man sagen kann.“

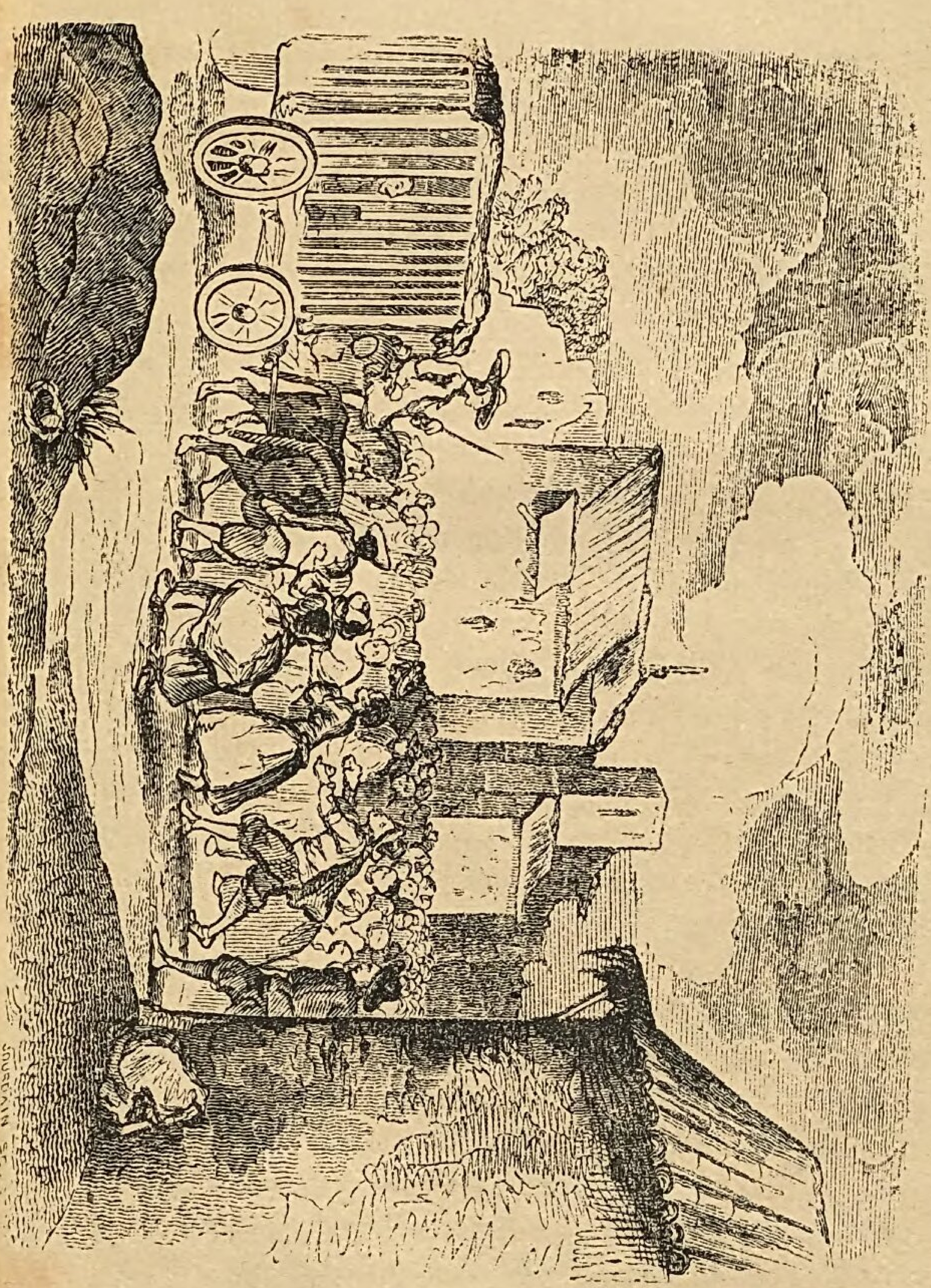
Sancho's Aeußerungen und Klagen riefen Don Quixote wieder in's Leben zurück, und in dem Augenblicke, da er wieder zu sich kam, rief er aus: „Wer von dir entfernt leben muß, holdeste Dulcinea, der ist größeren Leiden, als diesen, unterworfen! Freund Sancho, hilf mir wieder auf den verzauberten Karren, denn ich bin nicht im Stande, Rozinante's

Rücken zu besteigen, weil mir diese ganze Schulter zerschlagen ist."

„Das will ich gerne thun, lieber Herr," sprach Sancho. „Laßt uns nur in Gesellschaft dieser Herren, die es gut mit Euch meinen, in unser Dorf zurückkehren, und dort wollen wir auf eine neue Fahrt denken, die uns mehr Ehre und Nutzen einbringt."

„Du hast Recht, Sancho," erwiderte Don Quixote; „es wird am klügsten seyn, daß man den Einfluß böser Gestirne, die jetzt walten, vorübergehen läßt."

Der Domherr und der Barbier riethen ihm, bei diesem Vorsatze zu bleiben, und nachdem man sich nicht wenig über Sancho Pansa's Einfall belustigt hatte, brachte man Don Quixote wieder auf den Karren, worauf er gekommen war; die Büßenden stellten sich wieder in Ordnung und setzten ihre Wallfahrt fort; und da die Schergen nicht Lust hatten, weiter mitzugehen, gab ihnen der Pfarrer den schuldigen Lohn. Der Domherr bat, ihm Nachricht zu geben, wie es mit Don Quixote ginge, ob ihn seine Narrheit verließe oder ob er darin beharre. Hierauf nahm er ebenfalls Abschied, um weiter zu reisen. Alle trennten sich und Jeder zog seine Straße, außer dem Pfarrer und Barbier, Don Quixote und Sancho und dem guten Rozinante, der bei Allem, was er gesehen hatte, so geduldig blieb, wie sein Herr. Der Fuhrmann jochte die Ochsen wieder vor und fuhr mit seiner gewohnten Langsamkeit den Weg, den ihm der Pfarrer anwies. Nach sechs Tagen kamen sie an Don Quixote's Dorf, in welches sie um Mittagszeit einzogen, und zwar an einem Sonntage, wo eben Alle auf dem Marktplatze versammelt waren und folglich der Karren mitten durch sie hinfuhr. Jedermann kam herzu, um zu sehen, was darauf wäre; und



III. Seite 170.

wie die Dorfleute sahen, daß es ihr Nachbar war, verwunderten sie sich nicht wenig. Ein Knabe lief hin, um der Haushälterin und Nichte zu sagen, daß ihr Herr und Oheim, blaß und bleich auf einem Bündel Heu liegend, mit einem Ochsenkarren angefahren komme. Es war ein Jammer, zu hören, welch ein Geschrei die armen Mädchen erhoben, wie sie sich die Gesichter zerschlugen und auf's Neue die unseligen Ritterbücher verfluchten; und das alles fing wieder von vornen an, als sie Don Quixote in das Hofthor kommen sahen.

Auf die Nachricht von Don Quixote's Ankunft kam auch Sancho Pansa's Frau herzugelaufen, weil sie schon wußte, daß ihr Mann als Schildknappe mit ihm gezogen. Wie sie ihn erblickte, war ihre erste Frage, ob der Esel sich wohl befinde?

„Besser als sein Herr," gab Sancho zur Antwort.

„Nun, Gott sey Dank," sprach sie, „daß er mir diese Wohlthat erzeigt hat! Aber sage mir doch, Freund, was hat dir denn nun dein Knappendienst eingebracht? Hast du einen Rock für mich und Schuhe für deine Kinder?"

„Nichts von dem allen, Frau," sprach Sancho; „aber ich bringe wohl was Anderes mit, das besser ist und mehr zu bedeuten hat."

„Das freut mich von Herzen," sprach sie. „Zeige mir doch diese Sachen, mein lieber Mann, die besser und wichtiger sind; mich verlangt, sie zu sehen und mein Herz daran zu ergötzen, das die liebe lange Zeit, da du fort warst, immer traurig und betrübt gewesen ist."

„Daheim will ich dir's zeigen, Frau," erwiderte Sancho, „und damit gib dich zufrieden; denn wenn's Gottes Wille ist, daß wir noch einmal auf Abenteuer ausziehen, so komm' ich, eh' du dich's versiehst, als Graf zurück oder als Statthalter

einer Insel, und zwar keiner kleinen, so wie sie hier zu Lande sind, sondern der allergrößten, die man finden kann."

„Das gebe der Himmel, mein lieber Mann," sagte die Frau; „denn wir haben's nöthig! Aber sage mir doch, was ist denn das mit den Inseln? Ich versteh's nicht."

„Honig ist kein Fraß für den Esel," sprach Sancho. „Zu seiner Zeit sollst du schon sehen, Frau, was es ist, und sollst dich genug wundern, wenn du hörst, daß alle deine Unterthanen dich gnädige Frau nennen."

„So sag' mir doch, Sancho, wie ich das mit der gnädigen Frau und den Inseln und den Unterthanen eigentlich verstehen soll," sagte Therese Pansa; so hieß nämlich Sancho's Frau, nicht deßwegen, weil sie etwa vor der Heirath Blutsverwandte gewesen, sondern weil es in der Mancha gebräuchlich ist, daß die Frau den Namen ihres Mannes führt.

„Laß dich nicht gelüsten, Therese, das Alles vor der Zeit zu wissen. Genug, ich sag' dir die Wahrheit, und damit Punktum. Im Vorbeigehen kann ich dir nur noch sagen, daß es für einen ehrlichen Kerl nichts Lustigeres gibt, als Schildknappe bei einem fahrenden Ritter zu seyn, der auf Abenteuer ausgeht. Es ist wohl wahr, daß die meisten nicht so ausfallen, wie man wünscht, und daß von hundert, die einem aufstoßen, wohl neunundneunzig schief und überzwerch gehen. Das kann ich aus Erfahrung sagen; denn bald haben sie mich geprellt, bald bemaulschellt. Aber bei dem Allen ist's doch ein lustig Ding, so auf Abenteuer herumzuziehen, über Berge zu klettern, Wälder zu durchstreifen, Felsen zu ersteigen, Schlösser zu besuchen und in Wirthshäusern einzukehren, ohne, beim Henker! einen Heller zu bezahlen."

So plauderte Sancho Pansa mit seiner Frau Therese, während die Haushälterin und Nichte Herrn Don Quixote

III Seite 173.

empfingen, entkleideten und in sein altfränkisches Bett zur Ruhe brachten. Er betrachtete sie mit großen Augen und konnte sich nicht besinnen, wo er sey. Der Pfarrer befahl der Nichte, ihren Oheim auf's beste zu verpflegen und sich wohl vorzusehen, daß er ihr nicht noch einmal entwische, und erzählte ihr, wie viele Mühe es gekostet, ihn wieder nach Hause zu schaffen. Jetzt ging das Klagegeschrei der beiden Frauenzimmer wieder an; jetzt verwünschten sie auf's Neue die Ritterbücher; jetzt baten sie den Himmel, die Verfasser so vieler Lügen und Tollheiten in den Abgrund der Hölle zu stürzen; kurz, sie konnten sich der Furcht nicht erwehren, daß ihr Herr und Oheim, sobald es einigermaßen besser mit ihm ginge, ihnen wieder die Fersen zeigen werde; und das that er auch wirklich.

Nun hat sich zwar der Verfasser dieser Geschichte alle Mühe gegeben, von Don Quixote's Thaten auf seinem dritten Ausritte etwas in Erfahrung zu bringen; allein trotz seines Fleißes im Nachforschen hat er dennoch bisher keine Nachrichten, wenigstens nicht bei zuverläßigen Schriftstellern, darüber antreffen können. Das Einzige, was in der Mancha mündliche Sage davon aufbewahrt hat, ist, daß Don Quixote, als er zum dritten Male sein Haus verließ, nach Saragossa ging und einem großen Lanzenbrechen beiwohnte, das in dieser Stadt gegeben wurde, und daß ihm bei dieser Gelegenheit manche Dinge begegneten, die seiner Tapferkeit und seines Verstandes würdig schienen. Von seinem Tode und Begräbnisse konnte der Verfasser eben so wenig etwas Gewisses erfahren, und er würde gar nichts davon wissen, hätte nicht ein glücklicher Zufall ihm die Bekanntschaft eines alten Arztes verschafft, der eine bleierne Büchse besaß, die man, wie er sagte, unter dem Schutte einer alten Einsiedelei

gefunden, indem man den Grund aufgrub, um sie neu aufzubauen. In dieser Büchse befanden sich einige Pergamentblätter, mit spanischen Versen in gothischer Schrift beschrieben, welche Manches von seinen Thaten erwähnten, und zugleich Nachrichten enthielten von Dulcinea's Schönheit, von der Gestalt des Rozinante, von der Treue des Sancho Pansa und von Don Quixote's Begräbnisse, nebst verschiedenen Grabschriften und Lobgedichten auf seine Sitten und Lebensweise.

Der glaubwürdige Verfasser dieser sonderbaren nnd beispiellosen Geschichte verlangt von seinen Lesern keinen anderen Lohn für die unermeßliche Mühe, die es ihn gekostet hat, alle geheimen Nachrichten in der Mancha aufzusuchen, um sie an's Licht zu stellen, als daß sie ihm gleichviel Glauben schenken, als vernünftige Leute den Rittergeschichten beimessen, die in der Welt so sehr beliebt sind. Damit wird er sich vollkommen für bezahlt und befriedigt halten, und wird sich Mühe geben, noch andere Nachrichten aufzutreiben, welche, wo nicht eben so wahr, wie diese, doch wenigstens eben so gut erfunden und nicht weniger lustig zu lesen sind. Nur wenige jener Verse waren leserlich geblieben: die anderen, weil die Schrift erloschen war, gab man einem Akademiker zum Entziffern, und es will verlauten, daß es nach vielem Nachtwachen und angestrengter Mühe ihm gelungen, und er Willens sey, sie herauszugeben, in Hoffnung einer dritten Ausfahrt Don Quixote's.

Forse altrui cantera con miglior plettro. [1]

[1] Im Orginiale finden sich einige der erwähnten Verse, deren ziemlich gehaltlose Spielereien im Deutschen kaum irgend Anklang finden würden.

Inhalt.

Seite

Neununddreißigstes Kapitel. Geschichte des Sklaven 1
Vierzigstes Kapitel. Sonett auf Goletta. Der Sklave setzt seine Erzählung fort 11
Einundvierzigstes Kapitel. Beschluß der Geschichte des Sklaven 28
Zweiundvierzigstes Kapitel. Neue Begebenheiten in dem Wirthshause und andere merkwürdige Vorfälle. 54
Dreiundvierzigstes Kapitel. Die anmuthige Geschichte von dem Eselstreiber, nebst andern seltsamen Auftritten in dem Wirthshause 64
Vierundvierzigstes Kapitel. Verfolg der unerhörten Begebenheiten in der Schenke 77
Fünfundvierzigstes Kapitel. Entscheidung des Streits über Mambrins Helm und den Saumsattel, sammt andern Vorfällen der Wahrheit gemäß dargestellt 89
Sechsundvierzigstes Kapitel. Ausgang des denkwürdigen Abenteuers mit den Schergen. Große Strenge des Ritters Don Quixote. Derselbe wird in einen Käfig gezaubert 100
Siebenundvierzigstes Kapitel. Von Don Quixote's Fahrt auf dem verzauberten Karren und andern merkwürdigen Vorfällen 112

Seite

Achtundvierzigstes Kapitel. Der Domherr fährt fort, über Rittergeschichten und andere Gegenstände mit vieler Einsicht zu sprechen 126

Neunundvierzigstes Kapitel. Sinnreiches Gespräch zwischen Sancho Pansa und seinem Herrn Don Quixote 137

Fünfzigstes Kapitel. Fortsetzung des scharfsinnigen Wortwechsels zwischen Don Quixote und dem Domherrn, nebst anderen Vorfällen 147

Einundfünfzigstes Kapitel. Der Ziegenhirte erzählt seine Geschichte 155

Zweiundfünfzigstes Kapitel. Kampf des Ritters mit dem Ziegenhirten. Seltsames Abenteuer mit den Büßern, welches er im Schweiße seines Angesichts bestand 163

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cervantes Saavedra, Miguel <<de>>,

Der sinnreiche Junker Don Quixote von La Mancha

Bd.: 3

Pforzheim (1839)

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.hisp.o.16(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11726528-6